



Die
Ginflut
in Sage und
Wissenschaft
von
Prof. Dr.
Johannes Riem

13. 11. 1928.

BB nr



5.

Die Sintflut
in Sage und Wissenschaft

Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen

Herausgegeben von
Prof. Dr. Johannes Riem

*

Viertes Buch
Prof. Dr. Johannes Riem
Die Sintflut
in Sage und Wissenschaft

*

1925

Agentur des Rauhen Hauses · Hamburg 26

Die Sintflut in Sage und Wissenschaft

Von
Prof. Dr. Johannes Riem

Mit zwei Zeichnungen und einer Weltkarte



1925

Agentur des Rauhen Hauses · Hamburg 26
1928.1295

Satz, Druck und Einband
von der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. H., Hamburg 25
Einbandzeichnung von Professor Theodor Riebiske, Kiel



18881



Vordruck zur Ausfuhr:
Copyright 1925 by Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26
Printed in Germany

Inhaltsübersicht

	Seite
I. Einleitung	7—9
II. Die Berichte	
Indogermanen	10—20
Borderasien	20—30
Europa, Nichtindogermanen	30—32
Nordasien	32—39
Süd- und Ostasien	39—56
Malaistien	56—61
Australien	61—63
Südseeinseln	63—77
Afrika	77—82
Nordamerika	83—144
Mittelamerika	144—149
Südamerika	149—160
III. Die Erklärungen	161—178
IV. Statistische Ergebnisse	179—181
V. Literatur und Quellenangaben	182—191
VI. Namen- und Sachregister	192—194

I.

Einleitung.

Die Sagen, Mythen und Überlieferungen aus der Urzeit erfreuen sich gegenwärtig einer so regen Anteilnahme weitester Kreise, wie noch niemals, und die Wissenschaft ist eifrig bemüht, systematisch bei den primitiven Völkerschaften zu suchen, was noch an solchen Schätzen vorhanden ist und dies der Nachwelt in Bild und Schrift zu erhalten. Die langen Bändereihen der nordamerikanischen Forschungsinstitute sind dessen Zeugen. Unter allen Sagen aber ist keine, die so allgemein wäre, so sehr überall auf der Erde vorkommend, und so sehr geeignet, zu zeigen, was aus ein und demselben Stoff je nach der Gemütsart eines Volkes werden kann, wie die Sage von der Sintflut. Nachdem Andree zuerst eine kleine Sammlung solcher Sagen herausgab, ist in der Literatur eine große Anzahl neuer Sagen erschienen, so daß es durchaus an der Zeit ist, den Mythenforschern und Ethnologen eine neue Sammlung zu geben, die nach Möglichkeit das zurzeit vorhandene Material enthalten soll. Das vorliegende Werk hat mehr als das dreifache an Sagen wie Andree, aber trotzdem kann gar keine Rede davon sein, daß es ganz vollständig wäre. Zunächst war es mir auch in Berlin nicht möglich, alle Quellen durchzusehen, die etwa etwas ergeben könnten. Ferner ist das Material so sehr verstreut, daß es oft dem Zufall überlassen ist oder planmäßigem Durchblättern umfangreicher Werke, daß eine noch unbekannte Sage zum Vorschein kommt. Daß dieses Werk so verhältnismäßig reichhaltig geworden ist, und vor allem, daß es verhältnismäßig die ganze Erde einigermaßen gleichmäßig erfaßt, was bei Andree noch nicht der Fall war, dafür möchte ich an dieser Stelle meinen ganz besonderen Dank Herrn Dr. H. K u n i k e in Lüchtersfelde aussprechen, dem bekannten Mythenforscher, der eine erstaunliche Belesenheit der Sagenliteratur der ganzen Welt besitzt und mir in bereitwilligster Weise aus dem Schatz seines Wissens zahlreiche Quellen mitgeteilt hat.

Wenn man davon absieht, daß die nordamerikanischen Forscher ihr Objekt direkt im Lande haben und daher mit leichter Mühe die

zahlreichen Indianerstämme aussörfchen können, so zeigt die Weltkarte der Verteilung der Sagen, daß nun eine gewisse Gleichmäßigkeit eingetreten ist. Wenn man die Karte betrachtet, die in meinem „Weltenwerden“ gegeben ist, und die im wesentlichen auf Andree beruht, mit geringen Zusätzen, so wird der Unterschied sogleich klar. Europa, Nordafrika, vor allem Nordasien und Ostasien sind jetzt reichlich versehen, die früher ganz leer waren. Den Wortlaut der schönen japanischen Sage verdankt das Buch ebenfalls Herrn Dr. Kunike, der die Sage aufgefunden und übersetzt hat.

Es ist meine Absicht, diese Sammlung mit allen erreichbaren Mitteln weiter zu führen und vielleicht in einigen Jahren dann die neue Ausbeute zu veröffentlichen. Es sollen jetzt die schwer zugänglichen Quellen durchforscht und versucht werden, durch direkte Anfragen bei Forschern und Missionsleitern noch unveröffentlichte Sagen zu erhalten. Und ich bin jedem, der eine in diesem Werk nicht gegebene Sage dem Wortlaut oder der Quelle nach angeben kann, dafür in hohem Grade dankbar und bitte, sich der unten gegebenen Anschrift zu bedienen.

Die Zahl der Erklärungsversuche der Flut ist ungeheuer groß, sie sind aber meist nach unsren Begriffen in so hohem Maße kindlich und naiv, für den Geist ihrer Zeit sehr charakteristisch, daß es schon besser ist, sie nicht der Vergessenheit zu entziehen. Es sind daher nur diejenigen Erklärungen hier aufgenommen worden und kritisch behandelt, die auch dem Geiste der Gegenwart entsprechen und deren Urheber Anspruch darauf machen dürfen, ernst genommen zu werden. Wie man sieht, stehen unvermittelt einander gegenüber der Mythenforscher, der die Flut als einen Mondmythus hinstellt, und der Naturwissenschaftler, dem die Tatsache der Flut selbstverständlich ist, der aber sich nun bemüht, mit den verschiedensten Mitteln den Vorgang als möglich oder notwendig zu erweisen. Lange und eingehende Besprechungen mit Herrn Dr. Kunike haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß er offenbar recht hat, daß die Tatsache der Flut zuzugeben ist, denn allen Mythen, vor allem den Naturmythen, liegt ein wirklicher Tatbestand zugrunde, daß aber eine spätere mythenbildende Zeit dann sich des Stoffes bemächtigt und ihm die nun vorliegende Form eines Mythus gegeben hat. Dies tritt vor allem deutlich in den amerikanischen Indianersagen zutage, in denen das Kaninchen, das man dort im Mönde sieht, eine große Rolle spielt.

Aus dieser Erwägung heraus sind auch die Sagen im folgenden, dem Beispiel Gerlands folgend, nicht nach Erdteilen, wie bei Andree angeordnet, sondern nach Völkerkreisen. Innerhalb jedes dieser

Kreise ist dann nach Möglichkeit das geographische Prinzip eingehalten worden. Jedemfalls ist auf diese Weise die Wirkung erreicht worden, daß sich schon bei der Lektüre des Buches Gemeinsamkeiten innerhalb der einzelnen Völkerkreise zeigen, die dann später in der Statistik auch zahlenmäßig hervortreten.

So soll dieses Buch vor allem eine vielseitige Materialsammlung sein, die den Forschern bei ihren Arbeiten zugrunde liegen soll, die aber auch allen denen, die an den Sagen aus der Urzeit des Menschen- geschlechts Freude haben, vielseitigen Stoff bringen kann, der die Denkart der Völkerstämme in ein helles Licht setzt.

Berlin-Dahlem,
Altensteinstraße 40,
Astronomisches Recheninstitut Johannes Riem

Johannes Riem

II.

Die Berichte

I. Indogermanische Westvölker

(1.) Die alten G r i e c h e n hatten zwei Flutsagen, die des Oghyes und des Deukalion, die bei den älteren Schriftstellern wie natürliche Ereignisse erscheinen, bei den späteren jedoch mit verdachterregenden Einzelheiten ausgeschmückt sind.

Die beiden griechischen Sagen treten zuerst im fünften Jahrhundert v. Chr. auf und finden sich weder bei Homer noch Hesiod. Oghyes oder Oghgos war König von Attika (oder von Böotien), nach späteren Königen der Götter und Menschen. Die Flut, dem Kopaissee entstammend, erstreckt sich nur auf Attika und vertilgt viele, aber durchaus nicht alle Menschen, auch weiß die älteste Sage nichts von der Rettung des Oghyes in einem Schiffe.

Die wichtigste, auf die Flut bezügliche hellenische Überlieferung ist jene vom Thessalier Deukalion, dem Sohne des Prometheus und Vater der Hellenen. Als Zeus durch eine große Flut das fürdige ehrne Geschlecht der Menschen vernichtete, rettete sich Deukalion nach dem Willen des Zeus mit seiner Gemahlin Pyrrha in einem Fahrzeuge, das er sich auf den Rat des Prometheus gebaut hatte. Sie allein von den Menschen blieben erhalten, „das übrige raffte die Meerflut“. Nach neun Tagen landete Deukalion auf dem Parnass (oder nach andern dem Othrys, Athos, Ätna) und opferte dem fluchsfirmenden Zeus (Phryios). Das Orakel der Themis in Delphi antwortete den beiden Opfernden auf die Frage, wie der Verlust des versunkenen Geschlechts zu ersetzen:

„Weg gehet vom Tempel,
Hüllt euch beide das Haupt und löst die gegürtenen Kleider,
Und so werft das Gebein der großen Erzeugerin rückwärts.“

Deukalion erklärte sich die Gebeine der großen Mutter als die Steine der Erde und beide warfen nun verhüllten Hauptes Steine hinter sich. Aus den Steinen des Deukalion wurden Männer, aus jenen der Pyrrha Weiber (λαας, Stein; λαος, Volk). Zur Erinnerung an die Deukalitionische Flut wurde in Athen alljährlich am

13. des Monats Anthesterion ein Erinnerungsfest mit Wasserspende (Hydrophoria) begangen und Darbringung von Honig und Mehl an den vorhandenen Erdöhlund, in den die Gewässer der Flut hineingeströmt waren.

Die anfangs viel einfachere Erzählung von der Deukalionischen Flut, die auf eine Überspülung der hellenischen Gestade durch Erdbebenfluten zurückgeführt werden kann, wurde später durch Verknüpfung mit vorderasiatischen (haldäisch-hebräischen) Überlieferungen erweitert, und so trat das Mitnehmen von Tieren, das Aussenden von Vögeln hinzu. Plutarch berichtet, Deukalion habe durch eine aus dem Kasten entlassene Taube auskundschaftet, ob es Sturm (Zurückfliegen der Taube) oder heiteres Wetter (Ausbleiben der Taube) gebe. So recht aber zeigt sich diese Vermengung beim Autor der Schrift „Über die syrische Göttin“ (dem Lukan zugeschrieben, zweites Jahrhundert), wo Deukalion den Beinamen Sisthes (d. i. Ξισυθρός) führt. Deukalion hatte „einen Kasten gebaut und seine Familie, sowie Paare von allerlei Getier waren in den Kasten getreten; alle fuhren in dem einen Kasten, so lange das Wasser anhielt“.

Noch hatten die Hellenen eine Anzahl anderer Überlieferungen von vernichtenden Fluten, wie jene des Dardanos, außerdem auch ganz lokale, nur auf einzelne Inseln bezügliche Fluten, die hier übergegangen werden können. In Phrygien knüpfte sich die Flutsage an die Stadt Apamea, deren Beiname kibotos (Arche) war; auf jüdische und christliche Einfüsse späterer Zeit (zweites und drittes Jahrhundert) ist es zurückzuführen, wenn jene Stadt eine Münze mit der Arche, der Taube mit dem Ölzweige und der Inschrift Noe prägen ließ. Die Echtheit der Münze ist angezweifelt worden.

Die Untersuchung der hellenischen Flutsagen hat ergeben, daß, je älter ihre Form, desto einfacher und echter sie gestaltet sind, je jünger aber, desto ausführlicher werden sie, desto mehr Ausschmückungen und Einzelheiten werden erzählt.

(2.) Bei den Hellenen gab es eine große Mannigfaltigkeit an Sintflutsagen. Die Argiver, die als ihre Nationalgottheit die Hera verehrten, hatten die Sage, der erste Mensch und argivische Stammvater Inachos hätte der Hera, die sich mit Poseidon um den Besitz des Landes gestritten, dasselbe als Eigentum zugesprochen, das heißt, die Argiver datieren die Einführung des Dienstes der Hera bis auf Inachos, den Stammvater und ersten Menschen zurück. Darüber sei nun Poseidon erzürnt worden und habe das ganze Land überschwemmt, bis Hera von Poseidon erlangt habe, daß das

Meer zurücktrete. Die Argiver aber hätten an dem Orte, wo das Wasser abgelaufen, dem Poseidon Proklystios, das heißt dem Überschwemmer, einen Tempel erbaut. Auf ähnliche Weise erzählen die Athener von dem Urstreite zwischen dem Meergotte und ihrer Landesgöttin, Athene. Poseidon habe zuerst das Meer mitten auf die Burg kommen lassen, hiernach aber habe Athene den Ölbaum darauf gepflanzt. Deswegen sei von dem attischen Urkönig Kekrops der Athene der Besitz des Landes zugesprochen und sie habe darauf Athen gegründet, das somit nach Hyginus die erste und älteste Stadt der Welt sein soll. Es erzählt die mythische Urgeschichte fast jeder Stadt und jeder Insel, wie die Landesgottheit mit dem Meergott in der Urzeit um den Besitz desselben gestritten habe und durch den Urmenschen oder Stammvater des Landes zu dem Besitz desselben dem Poseidon gegenüber gelangt sei. So streitet Poseidon in Korinth mit dem Gotte der Burg, Helios, so in Aegina mit dem Landesgotte Zeus, so in Naxos mit Dionysos, so in Rhodos mit dem heimischen Gotte Helios. Die Bewohner von Lakedaimon nannten den Urkönig und ersten Stammvater des Landes Eurotas, und erzählten, daß dieser erste König das Wasser, das weit und breit die Ebene überflutete, durch einen Kanal ins Meer geleitet habe und daß daraus der Landesfluß entstanden sei, den er nun nach seinem Namen Eurotas genannt habe. Diese Mythé erklärt uns zugleich, wie auch der Stammvater der Argiver, Inachos, unter demselben Namen als Fluggott des Landes verehrt werden konnte. Die Bewohner von Megara nannten ihren Stammvater Megaros und erzählten, daß er in der Sintflut, die sie nach späterer Weise aller Griechen die Deukalionische nannten, auf den Berg Geraneia geflüchtet sei, und zwar sei er, dem Ruf vorbeifliegender Kraniche folgend, dahin geschwommen. Auf Samothrake, jener Insel, die wegen ihrer uralten Götterkulte und Mysterien im Altertum berühmt war, erzählte der dort einheimische pelasgische Volksstamm von einer großen Flut, die vor den von andern Völkern erwähnten Fluten stattgefunden haben. Die aus derselben übriggebliebenen hätten sich auf die höchsten Stellen der Insel gerettet, und nach der Flut hätte ihr Stammvater Saon, das ist der Retter, der Sohn des Zeus oder Hermes, die zerstreuten Völker gesammelt und ihnen Gesetze gegeben. Jene Geretteten aber hätten rund um die Insel Dentsteine gesetzt, worauf noch jetzt, zur Zeit Diodors, der die Sage überliefert, geopfert werde. Das sei ein Beweis, daß sie vor der Deukalionischen Sintflut Samothrake bewohnt hätten. Sie erklärten die Veranlassung dieser Flut durch eine Anschwelzung des Schwarzen Meeres, indem dieses

durch den Helleßpont einen Durchbruch gemacht hätte und sich in das Mittelmeer gestürzt habe, während nach Herodot und Diodor andere meinten, die Deukalionische Flut sei die Folge des Durchbruches des thessalischen Peneios zwischen dem Ossa und dem Olympos gewesen.

(3.) Apollodoros erzählt die Geschichte von der Deukalionischen Flut folgendermaßen: Zeus wollte das ehegne Geschlecht vernichten; da zimmerte Deukalion auf den Rat seines Vaters Prometheus einen Kasten, trug Lebensmittel hinein und bestieg ihn mit seinem Weibe Pyrrha. Zeus aber ließ große Regengüsse vom Himmel strömen, womit er den größten Teil von Griechenland überschwemmte, der gestalt, daß alle Menschen vernichtet wurden bis auf wenige, die sich auf die nächsten hohen Berge geflüchtet hatten. Damals geschah es auch, daß die Gebirge im Osten Theßaliens sich spalteten und daß alles Land bis zum Jäthmos ein Wasserspiegel war. Doch Deukalion trieb in dem Kasten durch das Meer hin neun Tage, bis er am Parnassos landete, und dort, als die Regengüsse aufhörten, stieg er aus und brachte dem Zeus, der seine Fahrt geleitet hatte, ein Opfer. Da schickte Zeus den Hermes zu ihm und stellte es ihm anheim, einen Wunsch zu äußern. Er bat sich aus, Menschen zu bekommen. Nach Angabe des Zeus hob er Steine auf und warf sie über den Kopf. Und die von Deukalion geworfenen Steine wurden Männer, die von Pyrrha Weiber. Daher kommt dann der Ausdruck „Laoi“ für Leute, weil sie aus Steinen, „Laai“, entstanden waren.

(4.) Sehr merkwürdig ist es, daß in der Wiedergabe der Deukalionschen Flut durch Nonnos schon ein Sintbrand vorkommt, eine allgemeine Zerstörung durch Feuer. Denn nach ihm läßt Zeus im Zorne über die Lüde, mit der die Titanen den Dionysos-Zagreus gemordet und zerstückelt hatten, einen Weltbrand entstehen und diesen dann durch eine Überschwemmung der Erde löschen.

Also Sintbrand und Sintflut zusammengebracht.

(5.) Ebenfalls aus Eusebius stammt der Bericht des Abydenos, der aber stark zusammengeknitten ist.

Dem Sisithros kündigte Xerinos an, es werde eine Überfülle von Regen sich am 15. Daisios ergießen und hieß ihn, alles, was schriftlich vorhanden war, in der Stadt des Helios, im Lande Sippara, verbergen. Sisithros tat das und schiffte sich sogleich ein in der Richtung nach Armenien, und alsbald kam der Regen vom Himmel über ihn. Am dritten Tage, nachdem der Regen aufgehört, machte er einen Versuch mit seinen Vögeln, ob sie wohl Land aus dem Wasser sich würden emporheben sehen. Die aber waren angefichts eines weithin gähnenden Meeres ratlos, wo sie sich niederlassen sollten.

und flogen zu Sifithros zurück, und so nach ihnen andere. Wie er aber mit der dritten Sendung Glück gehabt hatte, als sie nämlich zurückkehrten, waren sie unten an den Füßen voll Lehm, da entrückten ihn die Götter aus dem Bereich der Menschen. Das Fahrzeug aber lieferte den Armeniern in seinem Holze Amulette, die sie zur Abwehr von Übeln sich anzubinden pflegten.

(6.) Nach der jüngeren Edda töteten die Söhne des Gottes Bör (nämlich Odin, Wili und We) den Riesen Ymir. Als er fiel, da lief so viel Blut aus seinen Wunden, daß darin das ganze Geschlecht der Riesen ertrank, bis auf einen, der mit den Seinen davonkam, den nennen die Riesen Bergelmir. Er bestieg mit seinem Weibe ein Boot (lúdr), und von ihm stammt das neue Riesengeschlecht. In dem Blute des Riesen Ymir, worin die Riesen bis auf ein Paar ertranken, will man die Sintflut und in dem Boote die Arche erkennen. Die eddische Sintflut tritt aber ein vor Erschaffung des Menschen- geschlechtes; nicht ein frommer Rest desselben wird in dem Boote geborgen, sondern ein Riese, ein Feind der Götter und Menschen.

(7.) Germanische und indogermanische Sagen gibt Grimm, Deutsche Mythologie, S. 18, 545—547.

Sinrock, Deutsche Mythologie, S. 18 ff.

G. Meyer, Mythologie der Germanen, 1903, S. 444.

(8.) Eine Mythe der alten keltischen Bevölkerung in Wallis in England nennt die Flut eines der furchtbarsten Ereignisse und hält sie für den Ausbruch des Llyn-Llyn, das heißt des Sees der Seen, der die Welt überschwemmte und alle Menschen ertränkte.

(9.) Keltische Sagen finden sich bei Davies, Edward. Brit. Mythology. S. 146.

(10.) Eine wälsche Volkssage erzählt: Als der See von Ulion ausbrach und ganz Britannien überschwemmte, ertranken alle Menschen, ausgenommen Dwyvan und Dwybach, die in einem Boote entkamen und später das Land wieder bevölkerten. Dieses Schiff heißt auch das von Nevydd nāv neivon und es hatte ein Männchen und Weibchen aller Geschöpfe in sich aufgenommen.

(11.) Bei den Litauer lautet die Sintflutage folgendermaßen: Als Pramzimas, der höchste Gott, aus einem Fenster seines himmlischen Hauses über die Welt schaute und lauter Krieg und Unrecht unter den Menschen schaute, sandte er zwei Riesen, Wandu und Wejas, auf die sündige Erde, die zwanzig Nächte und Tage lang alles verwüsteten; als er von neuem hinabschaute, während er gerade himmlische Nüsse aß, warf Pramzimas eine Schale hinunter, die auf den Gipfel des höchsten Berges niederfiel, zu dem sich Tiere und

einige Menschenpaare geflüchtet hatten. Alle stiegen in die Nusschale, die nun auf der alles bedeckenden Flut umherschwamm. Gott aber richtete sein Antlitz zum drittenmal auf die Erde und ließ den Sturm sich legen und die Gewässer wieder abfließen. Da teilten sich die geretteten Menschen aus und nur ein Paar blieb in jener Gegend, von dem die Litauer abstammen. Sie waren aber schon alt und härmten sich, da sandte ihnen Gott zum Tröster den Regenbogen, der ihnen den Rat gab, über die Gebeine der Erde zu springen: Neunmal sprangen sie und neun Paare entsprangen, der neun litauischen Stämme Ahnen.

(12.) Die alten heidnischen Russen besitzen eine eigentümliche Sintflutmythe. Die Erde ruht auf vier großen Walfischen. Vor langer Zeit starb einer dieser Walfische, und auf Erden entstand sogleich eine furchtbare Zerstörung und eine Überschwemmung, so daß selbst die höchsten Gipfel der Berge von der Flut bedeckt wurden.

II. Indogermanische Ostvölker

(13.) Eine indisch Sintflutüberlieferung lautet nach der Übersetzung von William Jones nach einem der Purana folgendermaßen. Als am Schlusse des letzten Kalpa — das ist des großen Weltzeitalters des Brahma — der Riese Hajagriva die heiligen Vedas gestohlen und so das Menschengeschlecht die Lehre und Ordnung Gottes verloren hatte, kam Vishnu in Fischgestalt, um die Vedas und die tugendhaften Menschen zu erhalten, auf die Erde. Damals lebte ein frommer und tugendhafter König namens Manu Satyavrata. Diesen liebte der Herr des Weltalls und wollte ihn von der Flut des Verderbens, die durch die Verdorbenheit des Zeitalters verursacht sei, gern erretten, und gab ihm als Fisch gestaltet folgenden Verhaltungsbefehl: Von jetzt an in sieben Tagen, o du Bändiger der Feinde, werden die drei Welten in einen Ozean des Todes versenkt werden; aber mitten in den großen Wellen soll ein Schiff, von mir zu deinem Gebrauch gesandt, vor dir stehen. Dann sollst du mit dir nehmen alle heilsamen Kräuter, allerlei Samen, und in Begleitung von sieben Heiligen, umgeben von Paaren unverünftiger Tiere, in die große Arche gehen und darin bleiben, sicher vor der Flut, auf einem unermeßlichen Ozean ohne Licht, den strahlenden Glanz deiner heiligen Gesellschaft ausgenommen. Wird dein Schiff von einem ungünstigen Winde bewegt, so sollst du es mit einer großen Seeschlange an mein Horn befestigen, dann will ich dir nahe sein. Ich will das Schiff mit dir und deinen Begleitern ziehen und in dem Ozean

bleiben, bis eine Nacht des Brahma geendet sein wird. Dann sollst du meine wahre Größe kennenlernen, die mit Recht die höchste Gottheit genannt wird. Durch meine Gnade sollen alle deine Fragen beantwortet und deine Seele aufs beste unterrichtet werden. Nachdem der Fisch den König so unterrichtet hatte, verschwand er. Die See trat darauf über ihre Ufer und überschwemmte die ganze Erde, und bald sah man diese Wasserflut auch noch durch Platzregen von unermeßlichen Wolken sich vermehren. Der König, als er das Schiff sich nähern sah, ging mit den obersten Brahmanen, den sieben Weisen, hinein, schaffte die heilsamsten Kräuter hinein und richtete alles nach dem Befehl des Gottes zu. Dann erschien der Gott deutlich auf dem großen Ozean in der Gestalt eines Fisches, der wie Gold glänzte, eine Million Meilen groß war und ein ungeheures Horn hatte, woran der König das Schiff befestigte. Als die zerstörende Flut unterdessen abgenommen hatte, erhob sich der Gott, schlug den Dämon Hajagriva und erlangte wieder die heiligen Bücher.

Und im Bhagavat heißt es noch: Als die Flut zu Ende war, stiegen die acht Personen aus dem Schiff und beteten den Vishnu an.

(14.) Die *vedische Literatur* enthält Erzählungen von einer Flut in den prosaischen Schriften, die zu der zweiten, der sogenannten Brähmanaperiode, gehören; in den älteren Hymnen dagegen fehlen sie, dafür sind ausführliche Flutberichte wieder in den späteren epischen Gedichten und in noch späteren Purânas vorhanden, wo sie einen sehr bekannten Gegenstand in den religiösen Überlieferungen des indischen Volkes bilden. Drei von den Avatâras oder Inkarnationen Vishnus sind mit einer Überschwemmung verknüpft, der des Fisches, der der Schildkröte und der des Ebers. Vishnu rettet in allen drei Fällen das Menschengeschlecht von der Vernichtung durch das Wasser, indem er die Gestalt eines Fisches, einer Schildkröte oder eines Ebers annimmt.

Der älteste Bericht, den man im Satapatha-Brâhmaṇa findet, lautet in der Übersetzung von Max Müller folgendermaßen:

Um Morgen brachten sie dem Manu Wasser, wie man es auch jetzt noch zum Waschen der Hände bringt. Während er sich so wusch, kam ihm ein Fisch in die Hände. Der sprach zu ihm das Wort: Halte mich und ich will dich retten. Manu sagt: Wovor willst du mich retten? Der Fisch sagte: Eine Flut wird alle diese Geschöpfe fortführen, und ich werde dich vor ihr retten. Manu sagte: Wie kann ich dich halten? Der Fisch sagte: Solange wir klein sind, gibt es für uns vielfache Vernichtung, denn der Fisch frisst den Fisch. Halte mich daher zuerst in einem Topf. Wenn ich den auswachse,

grabe ein Loch und halte mich darin. Wenn ich da auswachse, schaffe mich ins Meer; ich werde dann der Vernichtung entrückt sein. Er wurde bald ein Großfisch, denn ein solcher Fisch wird sehr groß. Er sprach: In dem und dem Jahre wird die Flut kommen. Wenn du also ein Schiff gebaut hast, sollst du mein gedenken. Und wenn die Flut gestiegen ist, sollst du in das Schiff treten und ich werde dich vor ihr beschirmen. Nachdem Manu ihn so gehalten hatte, trug er ihn in das Meer. In demselben Jahre aber, das der Fisch vorausgesagt hatte, erbaute Manu ein Schiff und gedachte seiner. Und als die Flut gestiegen war, trat er in das Schiff. Darauf schwamm der Fisch zu Manu hin und er band ihm das Tau des Schiffes an das Horn und er eilte damit nach dem nördlichen Gebirge hin. Der Fisch sprach: Ich habe dich gerettet; binde nun das Schiff an einen Baum. Möge dich das Wasser nicht abschneiden, während du auf dem Berge bist. Sowie das Wasser sinkt, gehe du langsam mit ihm hinab; darum heißtt diese Stelle auf dem nördlichen Gebirge „Manus Niedergang“. Es hatte aber die Flut alle diese Geschöpfe fortgeführt und Manu war allein übrig.

(15.) Jünger als diese Sage im *S a t a p a t h a - B r å h m a n a*, die etwa kurz vor Christi Geburt aufgezeichnet wurde, ist diejenige in dem großen epischen Gedicht *M a h a b h a r a t a*, wo sie einfach als die „Geschichte vom Fische“ bezeichnet ist. Um diesen, der Brahma, der größte Gott, ist, dreht sich alles. Zuerst wird er von Manu in ein Gefäß gelegt, das er auswächst, wie später einen See, dann den Ganges, endlich das Meer. Die Flut erscheint im Mahabharata als eine sühnende Abwaschung der Erde. Manu geht mit den sieben Rishis (Wundermänner) in ein Schiff und nimmt den Samen aller Pflanzen mit sich. Damit das Schiff in der großen allgemein gedachten Flut nicht zugrunde gehe, wird es von Manu an das Horn des ungeheuren Brahmafisches gebunden, er landet auf dem höchsten Berge des *Himawat*, der nun „Schiffsanbindung“ (*Ratibandhanam*) genannt wird. Erst nach dieser Flut erschafft Manu die Lebewesen, unter denen aber das Weib nicht erwähnt wird.

(16.) Eine dritte Form der indischen Flut sage, die mehr in den Einzelheiten an die hebräische anklingt, steht im *Bhagavata Purana*. Hier werden die heiligen *Vedas* dem schlafenden Brahma, der sie im Schlaf sprechend verrät, von einem Dämon gestohlen. Um nun die echten *Vedas* zu retten und zu verhindern, daß sie gefälscht werden, tritt die Flut ein; sie sollte am siebenten Tage beginnen, wie Manu vorher anzeigt, eine Angabe, die in den übrigen

indischen Versionen der Sage nicht vorhanden ist. Der Fisch ist hier Vishnu, und die Absicht, die sieben Rishis, die die Vedas bewahren, zu retten, tritt mehr in den Vordergrund als die Rettung Manus. Eine Bereicherung der Sage in Bhagavata Purana ist auch, daß außer den Samen der Pflanzen noch Paare von allen Tieren aufgenommen werden, was eine allerdings später auf semitischen Einfluß deutende Entlehnung sein kann, denn in den beiden früher mitgeteilten Gestalten der Sage fehlt dieser Zug.

(17.) In Kaschmir war ursprünglich das ganze Land mit Wasser bedeckt, und ein böser Geist verursachte dort beständigen Schaden unter den Früchten, den Tieren und Menschen. Da bemerkte Kashapa, ein Enkel Brahmias, daß die Wasser, die das Tal bedekten, abfliesen. Hierbei war ihm Vishnu behilflich, der dem Wasser durch das Öffnen der Berge bei Baramulla einen Abfluß verschaffte. Kashapa bevölkerte den trocken gelegten Boden wieder.

(18.) Im Zendavesta, dem heiligen Buche der Perseer, finden wir nach der Übersetzung von Rhode folgende Überlieferung:

Auf der hohen Ebene im Lande Ari wohnten die Zend — die persische Urbevölkerung — unter ewigem Frühlingshimmel. Aber von Süden aus stieg ein großer feuriger Drache auf; alles wurde durch ihn verwüstet, der Tag verwandelte sich in Nacht, die Sterne schwanden, der Tierkreis war von dem ungeheuren Schweife bedeckt, nur Sonne und Mond konnte man am Himmel bemerken. Siedend heißes Wasser fiel herab und versengte die Bäume bis zur Wurzel. Unter häufigen Blitzen fielen Regentropfen von der Größe eines Menschenkopfes. Das Wasser bedeckte die Erde höher, als die Länge eines Menschen beträgt. Endlich, nachdem der Kampf des Drachen 90 Tage und 90 Nächte gewährt hatte, wurde der Feind der Erde vernichtet. Es erhob sich ein gewaltiger Sturm, das Wasser verließ, der Drache versank in die Tiefe der Erde. Von hier aus sandte er noch Plagen aller Art über die Erde. Es kam alsbald eine rauhe Winterszeit, die anfangs nur fünf Monate, doch allmählich wachsend, bald zehn Monate anhielt. Da konnte das Land seine Bewohner nicht mehr ernähren und sie zogen in die südlichen Ebenen hinab.

(Rhode, Die heilige Sage des Zendvolkes.)

(19.) Der Bundeheßch, das ist der Weltspiegel der Perseer, enthält folgende Sage:

Tistar hatte einst 30 Tage und 30 Nächte lang Wasser auf die Erde herabgießen lassen. Jeder Wassertropfen war so groß wie eine große Schale. Menschenhoch war die ganze Erde bedeckt. Alle bösen Menschen auf Erden starben durch diesen Regen, er durchdrang alle

Öffnungen. In der Folge teilte sich ein Wind vom Himmel dem Wasser mit und trug es in den Wolken mit sich fort, wie die Seele den Körper. Darauf fasste Ormuzd alles Wasser zusammen und gab ihm die Erde zu Grenzen, und so wurde das Weltmeer gebildet.

(20.) Nach dem siebenten Kapitel des Zendavesta erschien in den ersten Zeiten der Welt, während des Krieges mit Ahriman, der Stern Tistar in dreifacher Gestalt: in dem Körper eines Mannes, eines Pferdes und eines Stiers, in der Welt, um den Regen in diese zu senden. Die Erde war damals angefüllt mit schädlichen Geschöpfen, die das böse Prinzip geschaffen hatte. Tistar regnete nun mit jedem seiner Körper zehn Tage, also im ganzen dreißig Tage lang. Als er in seiner ersten Gestalt geregnet hatte mit Tropfen von der Größe einer Untertasse, da stieg das Wasser mannshoch auf der Erde und alle die schädlichen Geschöpfe mußten sterben. Dann kam ein himmlischer Wind und fegte das Wasser hinweg, aber der Samen der vertilgten schädlichen Geschöpfe war auf der Erde zurückgeblieben und verursachte Gift und Fäulnis. Zum zweitenmal stieg Tistar in Gestalt eines weißen Pferdes auf die Erde herab, um von neuem zu regnen. Ihm trat aber der Dämon Apaosha entgegen in Gestalt eines schwarzen Pferdes, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Lange schwankte der Kampf, und nur durch die übernatürliche Hilfe, die Ormuzd dem Tistar zusendet, wird der Sieg zuletzt diesen zuteil; er schlägt den Apaosha mit Hilfe des Blitzefeuers, das er als seine Keule gebraucht, ebenso den Dämon Spendschaghra, der denselben begleitet. Der also geschlagene Dämon stößt ein fürchterliches Geschrei aus, wie wir es noch jetzt im Gewitter vernehmen. Tistar aber regnete von neuem, und das auf der Erde gebliebene Gift der schädlichen Tiere mischte sich in dieses Wasser, das davon salzig wurde. Von neuem erhob sich ein großer Wind, der dieses Wasser in drei Tagen nach den Enden der Erde hintrieb; es entstanden davon drei große und 23 kleine Meere.

(21.) Bei den Zeltzigeunern Siebenbürgens fand H. v. Wlislocki folgende Flutsage: Es gab eine Zeit, wo die Menschen ewig lebten und kein Kummer, keine Krankheit sie quälte. Fleisch, Früchte waren im Überfluß vorhanden, in den Flüssen floß Milch und Wein. Menschen und Tiere lebten glücklich und ohne Furcht vor dem Tode. Da geschah es einmal, daß ein alter Mann ins Land kam und bei einem Mann Nachtquartier begehrte. Er schlief in der Hütte und wurde von der Frau des Mannes gut bewirtet. Als am nächsten Tage der Mann weiter zog, gab er dem Wirtse in einem kleinen Gefäße einen kleinen Fisch und sagte: „Behahret diesen Fisch

und verzehret ihn nicht! Wenn ich nach neun Tagen zurückkehre und ihr den Fisch zurückgeb't, so will ich euch belohnen.“ Darauf zog er von dannen. Die Frau des Hauses befaß sich das Fischlein und sprach zu ihrem Gatten: „Lieber Mann! Wie wäre es, wenn wir den Fisch braten würden?“ Der Mann sprach: „Ich habe es dem Alten versprochen, ihm das Fischlein zurückzugeben! Du mußt mir auch schwören, das Fischlein zu schonen und es zu bewahren, bis der Alte zurückkehrt!“ Die Frau schwur und sagte: „Ich werde das Fischlein nicht töten, ich werde es bewahren, so Gott mir helfen soll.“ Zwei Tage vergingen, da dachte die Frau, wie mag das Fischlein wohl schmecken? Es muß einen herrlichen Geschmack haben, da es der Alte so hoch schätzt und es nicht braten läßt, sondern mit sich in der Welt umherschleppt. — Sie dachte so lange hin und her, bis sie endlich das Fischlein aus dem Gefäße herausnahm und auf die Kohlen warf, doch kaum hatte sie das getan, da fuhr der erste Blitz auf die Erde und erschlug die Frau. Es begann darauf zu regnen, die Flüsse stiegen aus ihrem Bett und überschwemmten das ganze Land. Am neunten Tage erschien der alte Mann bei seinem Wirte und sagte: „Du hast deinen Schwur gehalten und das Fischlein nicht getötet. Nimm dir ein Weib, versammle deine Verwandten und baue dir einen Kahn, in dem ihr euch retten sollt. Alle Wesen und alle Menschen sollen jetzt im Wasser untergehen, und ihr sollt am Leben bleiben. Nimm dir auch Tiere und Samen von den Bäumen und Kräuter, damit ihr später die Erde wieder bevölkern könnt.“ Darauf verschwand der Alte, der Mann tat so, wie ihm befohlen war. — Ein Jahr lang regnete es, und man sah nichts als Wasser und Himmel. Nach einem Jahre floß das Wasser ab und der Mann stieg mit seinem zweiten Weibe und seinen Verwandten nebst den Tieren ans Land. Sie mußten nun arbeiten, bauen und säen, um leben zu können. Mühe und Qual war von nun an ihr Leben; dazu kamen auch noch Krankheit und Tod, so daß sie sich nur langsam vermehrten, und viele, viele tausend Jahre sind seitdem verflossen, bis die Leute wieder so zahlreich waren, wie sie erst gewesen und noch gegenwärtig sind.

III. Vorderasiatischer Kulturkreis

(22.) Das Gilgamesch-Epos. Das Lied ist offenbar von uraltbabylonischer Herkunft, und unser Text hat zur Grundlage die etwas zerstörte Tafel, die einst ein assyrischer Schreiber für die Bibliothek des Königs Assurbanipal aufgeschrieben hat. Unsere sehr anschauliche

Übersetzung ist von Gunkel, aus seinem Buch „Schöpfung und Chaos“. Zuerst halten die Götter Rat und beschließen die Flut, ohne daß angegeben ist, weshalb die Menschen vernichtet werden sollen. Augenscheinlich aus einer Laune heraus, wie ihr Herz sie antrieb.

Citnapistim sprach darauf zu Gilgamesch also:

Ich will dir, Gilgamesch, eröffnen geheime Rede,
die Entscheidung der Götter will ich dir verkünden.
Surippak, eine Stadt, dir wohlbekannt,
die am Ufer des Euphrat gelegen,
diese Stadt war schon alt; die Götter in ihr
eine Sintflut zu senden trieb ihr Herz die großen Götter.
Es war ihr Vater Uru, ihr Berater der Kriegsheld Bel,
ihr Bote Ninib, ihr Führer Ennugi.

Der Herr der Weisheit, Ea, hatte mit ihnen beraten,
ihre Rede erzählte er einem Rohrhaus:

Rohrhaus, Rohrhaus, Wand, Wand!

Rohrhaus, höre! Wand, vernimm!

Du Mann aus Surippak, Sohn des Ubarututu!

Zimmre ein Haus, baue ein Schiff,
verlafß deinen Besitz, denk an dein Leben!
Bringe Lebenssamen aller Art auf das Schiff.

Das Schiff, das du jetzt bauen sollst,
wohl berechnet seien seine Maße!

Es mögen sich entsprechen seine Breite und Länge,
in den Ozean laß es hinab.

Ich verstand es wohl, sprach zu Ea, meinem Herrn:
Den Befehl, mein Herr, den du eben gegeben,
will ich befolgen und ausführen.

Aber was sage ich der Stadt, dem Volk und den Ältesten?

Ea öffnete seinen Mund und sprach,
sagte darauf zu mir, seinem Knechte:

Als Antwort also sprich mit ihnen:

Es verwarf mich Bel, und haft mich,

drum will ich nicht mehr wohnen in eurer Stadt,
auf die Erde Bels nicht mehr legen mein Haupt.

Will hinabfahren zum Ozean, bei Ea, meinem Herrn, wohnen,
euch wird er dann überschütten mit reichem Segen,
einer Menge Vögel, einer Menge Fische;
doch eine Zeit hat Samas bestimmt, da die Herren der Finsternis
am Abend euch überschütten werden mit verderblichem Regen.
Sobald das erste Morgenrot erschien,

brachte ich den Bedarf herbei;
 am fünften Tage entwarf ich seine Gestalt.
 Ringsum waren 120 Ellen hoch seine Wände,
 120 Ellen war entsprechend die Breite seines Deckes.
 Ich entwarf und zeichnete es selbst,
 ich erbaute es in sechs Stockwerken, teilte es siebenmal,
 sein Inneres teilte ich neunmal,
 Wasser goß ich drinnen aus.
 Ich sah mich nach einem Ruder aus, tat das Nötige hinzu.
 Sechs Saren Erdpech goß ich auf die Innenseite,
 drei Saren Öl brachten herbei Leute, die Träger.
 Ich behielt zurück ein Sar Öl, das die Opfer verbrauchten;
 zwei Saren Öl barg der Schiffer.
 Für die Tempel der Götter schlachtete ich Ochsen,
 tötete Widder jeden Tag.
 Krüge mit Sesamtwein, Öl und Traubensaft.
 Ein Fest veranstaltete ich wie am Neujahrstage,
 am siebenten Tage war das Schiff fertig.
 Mit allem, was ich hatte, belud ich es;
 mit allem, was ich hatte an Silber, belud ich es;
 mit allem, was ich hatte an Gold, belud ich es;
 mit allem, was ich hatte an jeglichem Lebenssamen, belud ich es.
 Ich brachte auf das Schiff meine ganze Familie und mein Gefinde,
 Tiere des Waldes, Wild des Feldes,
 Werkmeister aller Art brachte ich hinauf.
 Eine Zeit hatte Samas festgesetzt.
 Werden die Herren der Finsternis
 am Abend einen verderblichen Regen senden,
 so tritt in das Schiff und verschließe das Tor.
 Eine Zeit trat ein,
 die Herren der Finsternis sandten
 am Abend einen verderblichen Regen.
 Des Tages Aufleuchten fürchtete ich,
 den Tag zu schauen hatte ich Angst.
 Ich trat ein in das Schiff, verriegelte das Tor.
 Dem Lenker des Schiffes, Puzur Bel, dem Schiffer,
 übergab ich die Arche mitsamt ihrem Inhalt.
 Sobald das erste Morgenrot erschien,
 stieg auf vom Horizont eine schwarze Wolke.
 Ramman donnert mitten darinnen,
 Nebo und Marduk schreiten voran.

Es ziehen die Boten über Berg und Tal.
 Den Anker reißt Urugal los;
 es geht dahin Ninib, läßt Sturm hinterdrein folgen.
 Die Annunaki erheben ihre Fackeln,
 durch deren Glanz sie das Land erleuchten.
 Rammans Staubwirbel dringt bis zum Himmel,
 alles Helle wird in Finsternis verwandelt.
 Einen ganzen Tag der Sturm wütete;
 eilends blies er daher, die Wasser stiegen die Berge hinan,
 drangen wie ein Schlachtsturm auf die Menschen ein.
 Nicht sieht mehr einer den andern,
 nicht mehr werden erkannt die Menschen vom Himmel aus.
 Die Götter fürchteten sich vor der Sintflut,
 wichen zurück, stiegen auf zum Himmel Anus.
 Die Götter, wie Kettenhunde kauerten sie.
 Es schreit Istar wie eine Gebärende;
 es wehklagt die Herrin der Götter mit lauter Stimme:
 Die frühere Menschheit ist wieder zur Erde geworden,
 weil ich im Götterrat für Schlimmes stimmte,
 und ich im Götterrat für Schlimmes stimmend,
 zur Vernichtung meiner Menschen für eine Sintflut stimmte.
 Werde ich je wieder Menschen zur Welt bringen wollen,
 wenn sie jetzt wie Fischbrut das Meer erfüllen?
 Die Götter der Annunaki weinten mit ihr,
 die Götter saßen gebeugt, weinend;
 ihre Lippen zusammengepreßt. Sechs Tage und Nächte
 wütet der Sturm, peitscht der Regen das Land.
 Als der siebente Tag herankam,
 ließ nach das Wetter, die Flut, der Sturm,
 die gekämpft hatten wie ein Heer.
 Es ruhte das aufgewühlte Meer,
 der Orkan, die Sintflut hörte auf.
 Ich blickte auf das Meer, ließ die Stimme erschallen,
 aber alle Menschen waren wieder zur Erde geworden.
 An Stelle der Wohnstätten war alles ein Sumpf.
 Ich öffnete das Luftloch, das Licht fiel auf meine Wange;
 ich beugte mich nieder, saß weinend da,
 über meine Wangen flossen meine Tränen.
 Ich schaute auf die Welt, lauter Meer;
 nach der zwölften Richtung hin tauchte Land auf,
 nach dem Lande Nisir trieb das Schiff.

Der Berg des Landes Nisir hielt das Schiff fest und ließ es nicht los.
 Sechs Tage hielt es der Berg und ließ es nicht los.
 Als der siebente Tag herankam,
 da ließ ich eine Taube hinaus und ließ sie los,
 da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie zurück.
 Da ließ ich eine Schwalbe hinaus und ließ sie los.
 Es flog die Schwalbe hin und her,
 da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie zurück.
 Da ließ ich einen Raben hinaus und ließ ihn los.
 Es flog der Rabe, sah das Wasser abnehmen,
 kam näher krächzend, kehrte aber nicht zurück.
 Da ließ ich alles hinaus nach den vier Winden,
 brachte ein Opfer dar,
 machte eine Spende auf dem Gipfel des Berges.
 Je sieben Gefäße stellte ich auf,
 darein schüttete ich Kalmus, Zedernholz und Räucherwerk.
 Die Götter rochen den Duft,
 die Götter rochen den süßen Duft,
 die Götter scharten sich wie Fliegen um den Opferer.
 Als darauf die Höhre herangekommen war,
 da erhob sie das kostliche Geschneide,
 das Anu gefertigt, ihr zu Wunsche:
 Ihr Götter, hier! Bei meinem Halsschmuck, nicht werde ich vergessen
 diese Tage, sie ewig nicht vergessen.
 Die Götter mögen herantreten an die Spende,
 aber Bel trete nicht an die Spende,
 weil er unbesonnen die Sintflut angerichtet,
 und meine Menschen dem Verderben preisgegeben.
 Als dann Bel herangetreten,
 wie er erblickte das Schiff, da ergrimmte Bel,
 ward vom Zorn erfüllt über die Götter der Igigi:
 Wer ist davongekommen mit dem Leben?
 Nicht sollte entrinnen ein Mensch dem Verderben!
 Da öffnete Ninib seinen Mund und sprach,
 sagte darauf zu dem Kriegsheld Bel:
 Wer, außer Ea, kann solches tun,
 kennt doch Ea jegliches Vornehmen!
 Da öffnete Ea seinen Mund und sprach,
 sagte darauf zu dem Kriegsheld Bel:
 Ei, du Kluger unter den Göttern, Kriegsheld!
 Wie unbesonnen warst du, eine Sintflut anzurichten!

Dem Sünder leg auf seine Sünde,
 dem Freveler leg auf seine Frevel,
 aber sei nachsichtig, daß nicht alles vertilgt,
 sei geduldig, daß nicht alles vernichtet werde!
 Anstatt daß du anrichtest eine Sintflut,
 mögen Löwen kommen und unter den Menschen aufräumen.
 Anstatt daß du anrichtest eine Sintflut,
 mögen Leoparden kommen und unter den Menschen aufräumen!
 Anstatt daß du anrichtest eine Sintflut,
 möge eine Hungersnot kommen und das Land verwüsten!
 Anstatt daß du anrichtest eine Sintflut,
 mag der Pestgott kommen und die Menschen schlachten!
 Nicht ich habe eröffnet den Rat der großen Götter,
 dem Altrachafis sandte ich Träume,
 so hörte er von dem Rate der Götter.
 Darauf fasste er einen Entschluß,
 es stieg Bel auf das Schiff,
 er ergriff meine Hand und führte mich hinauf,
 führte hinauf und ließ sich lehnen das Weib an meiner Seite,
 wandte uns einander zu, trat zwischen uns, segnete uns:
 „Bordem war Citnapistim nur ein Mensch,
 jetzt sei Citnapistim und sein Weib uns Göttern gleich,
 wohnen soll Citnapistim in der Ferne, an der Mündung der

[Ströme.]

Da entrückten sie mich, und in der Ferne,
 an der Mündung der Ströme ließen sie mich wohnen.

(23.) Der chaldaische Sintflutbericht war früher nur in der Form bekannt, in der ihn Alexander Polyhistor aus dem Berossos (Zeit Alexanders des Großen) mitgeteilt hatte. Er lautet bei ihm folgendermaßen:

Dem vorflutlichen Könige Xisuthros offenbart Kronos, daß am 15. des Monats Därios die Menschen durch eine große Wasserflut umkommen sollten und befiehlt ihm, die vorhandenen Schriften in Sippara zu vergraben, ein Schiff zu bauen, mit seinen Verwandten und Freunden hineinzugehen, Speisen und Getränke mitzunehmen, auch Vögel und vierfüßige Tiere darin aufzunehmen. Xisuthros baut das Schiff 15 Pfeilschüsse (= Stadien) lang und zwei Pfeilschüsse breit und geht mit Frau, Kindern und Freunden hinein. Die Flut kommt, nimmt aber bald wieder ab. Xisuthros entläßt einige kundschaffende Vögel, die aber, weil sie nichts zu fressen und keinen Ruheplatz finden, zurückkehren. Nach einigen

Tagen sendet er abermals Vögel aus, die auch zurückkommen, aber Schlamme zwischen den Füßen haben. Als er sie zum drittenmal aussendet, kehren sie nicht mehr zurück. Nun öffnet Xisuthros das Dach des Schiffes und sieht, daß letzteres auf einem Berge feststeht; er steigt mit seiner Frau, einer Tochter und dem Steuermann des Schiffes aus, betet, baut einen Altar und bringt den Göttern Opfer dar, darauf verschwindet er mitamt den übrigen Ausgestiegenen. Die im Schiffe zurückgebliebenen steigen später aus, finden ihn nirgends, hören ihn aber vom Himmel her rufen: Sie sollten die Götter ehren; er und die mit ihm Ausgestiegenen seien um ihrer Frömmigkeit willen in die Wohnung der Götter aufgenommen worden; jene sollten wieder nach Babylon gehen, die in Sippara verborgenen Schriften ausgraben und den Menschen übergeben; das Land, wo sie sich befänden, sei Armenien. Nun bringen auch sie den Göttern Opfer dar, ziehen nach Babylon, holen die Schriften aus Sippara, bauen Städte und Tempel und errichten Babylon wieder. Von dem Schiffe aber sieht man noch jetzt (zur Zeit des Berossos) auf dem Gebirge der Kordyäer in Armenien Reste und das von dem Schiffe abgekratzte Erdpech dient als Heilmittel¹.

(24.) Diesen Xisuthros finden wir als Sisythes im Bericht der nordsyrischen, vom Meere fern und westlich vom oberen Euphrat gelegenen Stadt Hierapolis. Dort war im Tempel der Derketo ein kleiner Erdschlund, aus dem, als die Menschen immer gottloser und frevelhafter wurden, mächtige Gewässer hervorbrachen, während zugleich heftige Regengüsse eintraten und Meer und Flüsse über die Ufer schwollen, so daß alle lebenden Wesen zugrunde gingen. Nur Deukalion Sisythes wurde wegen seiner Frömmigkeit gerettet; er stieg mit Weibern und Kindern in einen großen Kasten, und ebenso die Schweine, die Pferde, die Geschlechter der Löwen, der Schlangen und alles, was auf Erden lebt. Dort blieben sie, durch göttlichen Einfluß geschützt, solange das Wasser anhielt. Endlich aber ließen alle Gewässer durch jenen Erdschlund wieder ab. Deukalion errichtete Altäre und erbaute über dem Schlund den Tempel. Jedes Jahr holen nicht nur die Priester, sondern ganz Syrien und Arabien, sowie viele Leute von jenseits des Euphrat Wasser aus dem Meer, unter großen Festlichkeiten, das sie in den Tempel gießen, wo es dann in den Schlund abläuft. Dies ordnete Deukalion an als Erinnerung an das Unglück und die Rettung.

¹ Berossos war ein babylonischer Balpriester etwa 260 vor Chr. Die von ihm erhaltenen Bruchstücke, die uns erst aus zweiter Hand überliefert wurden, gab Richter heraus. Chaldaeorum fragmenta. Lips. 1825.

(25.) In der Bibel haben wir in den Kapiteln Genesis 6—9 zwei Überlieferungen der jüdischen Stämme, denn wie die philologische Untersuchung des Textes gezeigt hat, haben wir es hier mit zwei Texten zu tun, die ursprünglich jedenfalls einzeln standen und später durch einen Bearbeiter zusammengearbeitet sind. Wir sind aber in der Lage, aus Eigentümlichkeiten der Sprache schließend, die beiden Texte wieder auseinanderzunehmen, und erhalten so wieder die beiden Berichte, die dann auch einzeln zu behandeln sind. Man bezeichnet in der wissenschaftlichen Sprache den einen als den Bericht P, da ein dem Priesterstande angehörender Schriftsteller ihn niedergeschrieben haben soll. Der andere führt die Bezeichnung J, der jahwistische Bericht, weil sein Aufzeichner den Namen Jahwe für Gott verwendet. Wir werden sehen, daß beide Berichte sich in mancher Beziehung ergänzen, und wir wollen beide, den ersten aus dem Priesterkodex, und den jahwistischen erst einmal im einzelnen uns vorführen in der Weise, wie sie Gunkel uns übersetzt und sie voneinander geschieden hat. Also zunächst den Priesterkodex.

Gen. 7, 11. An diesem Tage brachen auf die Quellen der großen Tiefe und die Fenster des Himmels taten sich auf. 17a: Da kam die Flut vierzig Tage über die Erde. 18—20: Und die Wasser nahmen zu und stiegen hoch über die Erde, daß die Arche über die Fläche des Wassers dahinführ. Und die Wasser stiegen immer noch höher über die Erde und bedeckten die höchsten Berge unter dem ganzen Himmel. Fünfzehn Ellen stieg das Wasser noch darüber, und bedeckte so die Berge. 24: Die Wasser aber stiegen über die Erde 150 Tage. 8, 1—2a: Und Gott ließ einen Wind wehen über die Erde, daß die Wasser sanken. Da wurden verschlossen die Quellen der großen Tiefe und die Fenster des Himmels. 3b—5: So fielen die Wasser am Ende der 150 Tage, so daß die Arche festsaß im siebenten Monat auf einem der Berge von Ararat. Die Wasser aber fielen immer mehr, bis zum zehnten Monat. Im zehnten Monat am ersten Tage wurden die Spitzen der Berge sichtbar. 13a—14: Im 601. Jahre, im ersten Monat am ersten Tage waren die Wasser auf der Erde versiegt. Im zweiten Monat am siebenundzwanzigsten Tage war die Erde ausgetrocknet. — Der Schluß der Erzählung, soweit er für uns noch in Betracht kommt, lautet dann: 9, 1—4: Da segnete Gott Noah und seine Söhne und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllt die Erde. Furcht und Schrecken vor euch liege über allem Getier der Erde und über allem Gebögel des Himmels, auf allem, was sich auf der Erde regt, und auf allen Fischen des Meeres. In eure Hand seien sie gegeben. Alles, was sich regt, was lebendig ist, das

soll eure Speise sein. Ich gebe euch hiermit alles, wie das Grün des Krautes. Nur Fleisch mit seinem Blute dürft ihr nicht essen. 8—17: Und Gott sprach zu Noah und zu seinen Söhnen bei ihm also: Ich aber, ich errichte heute einen Bund mit euch und mit eurem Samen nach euch, und mit allen lebendigen Wesen, die bei euch sind, an Vögeln und an Vieh und an allem lebendigen Wild des Feldes, allen, die aus der Arche gekommen sind, das heißt allem Getier der Erde. Ich errichte einen Bund mit euch, daß niemals wieder alles Fleisch soll vertilgt werden von Wassern der Sintflut, und keine Sintflut mehr kommen soll, die Erde zu verderben. Und Gott sprach: Dies sei das Zeichen des Bundes, den ich schließe zwischen mir und euch und allen lebendigen Wesen, die bei euch sind, für ewige Zeiten. Meinen Bogen stelle ich hiermit in die Wolken, der soll ein Bundeszeichen sein zwischen mir und der Erde. Wenn ich nun Wolken wölbe über die Erde, und der Bogen in den Wolken erscheint, dann will ich des Bundes gedenken, der zwischen mir und euch besteht und allen lebendigen Wesen an allem Fleisch; so soll das Wasser niemals wieder zur Sintflut werden, alles Fleisch zu verderben. Wenn der Bogen in den Wolken steht, will ich ihn ansehen und des ewigen Bundes gedenken zwischen Gott und allen lebendigen Wesen, an allem Fleisch, was auf Erden ist. Und Gott sprach zu Noah: Dies ist das Zeichen des Bundes, den ich heute errichte zwischen mir und euch und allem Fleisch, was auf Erden ist.

Da der Text ja allgemein bekannt ist, haben wir uns hier darauf beschränkt, nur den naturwissenschaftlich wichtigen Teil wiederzugeben.

(26.) *Genesis, Jähwistische Urkunde. Kap. VI 5—8, VII 1—5, 10, 12, 17, 22—24, VIII 6—12, 20—22, IX 18—27.* Die sieben Tage waren vergangen und die Wasser der Flut kamen auf die Erde. Und es kam der Regen über das Land 40 Tage und 40 Nächte. Und Jähwe schloß hinter ihm den Kasten zu. Und es kam die Flut 40 Tage auf das Land, und die Wasser mehrten sich und hoben den Kasten auf und trugen ihn über der Erde. Alles, was einen Lebensgeist in sich hatte, was auf dem Trockenen war, das starb. Und Jähwe vertilgte alles, was lebte auf dem Lande vom Menschen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm und bis auf die Vögel des Himmels und wischte es ab von der Erde. Und Noah blieb übrig und was mit ihm in dem Kasten war. Und es wurde gehemmt dem Regen vom Himmel. Und die Wasser verließen sich weiter von der Erde und traten zurück. Und der Kasten setzte sich nieder auf das Gebirge Ararat. Und es war am Ende der 40 Tage, und Noah

öffnete das Fenster des Kastens, das er gemacht hatte. Und entließ den Raben, und er flog aus, aussliegend und wieder kommend, bis die Wasser getrocknet waren auf der Erde. Und er entließ die Taube von sich, zu sehen, ob die Wasser sich verringert hätten von der Oberfläche des Landes. Und die Taube fand nicht Ruhe für ihren Fuß und kehrte zurück zu ihm in den Kasten, denn die Wasser waren auf der Oberfläche des ganzen Landes. Und er streckte seine Hand heraus und nahm sie zu sich in den Kasten. Und er wartete noch einmal andere sieben Tage und sandte wieder die Taube aus dem Kasten. Und die Taube kam zu ihm zur Abendzeit, und siehe, ein Olivenblatt hatte sie abgebrochen in ihrem Schnabel. Und Noah erfuhr, daß die Wasser abgenommen hatten von der Erde. Und er wartete noch einmal andere sieben Tage und sandte die Taube aus, und sie kam nicht wieder. Und Noah nahm das Dach des Kastens ab, und siehe, die Oberfläche des Landes war trocken.

(27.) Bericht des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus. Gott liebte den Noah und beschloß, ihn zu retten und nach Vertilgung alles Fleisches ein anderes Geschlecht, das nicht mehr so sündig wäre, zu erschaffen. Er verkürzte daher der Menschen Lebensjahre, daß sie nicht mehr so lange leben sollten wie vorher, sondern nur 120 Jahre. Endlich überschwemmte er die ganze Erde mit Wasser und machte allem Fleisch ein Ende. Es ist aber diese Trübsal über die Welt gekommen, da Noah bereits 600 Jahre alt war, im andern Monat. Als nun Gott nach lange vorhergegangenen Weissagungen, Zeichen und Warnungen endlich anfing, regnen zu lassen, schoss das Wasser ganze 40 Tage vom Himmel herab mit so erstaunlicher Menge und Gewalt, daß es sich 15 Ellen hoch über die Erdkugel erhob. Und dies war die Ursache, daß so wenige aus Mangel an Zeit und Ort ihr Leben retten konnten. Nachdem es aber aufgehört hatte, zu regnen, sah man das Wasser nach 150 Tagen kaum etwas fallen. Am siebenten Tage des siebenten Monats begann das Wasser sich etwas zu sezen. Darauf, als der Kasten sich auf der Spitze eines Berges in Armenien niedergelassen hatte, und Noah solches gewahr wurde, öffnete er den Kasten, und als er etwas Land um sich sah, beruhigte er sich in guter Hoffnung. Nach einigen Tagen, als das Wasser wieder ein wenig gefallen war, ließ er einen Raben heraus. Da dieser aber noch überall Wasser, Flüsse und Seen angetroffen hatte, kam er wieder. Nach wiederum sieben Tagen schickte er eine Taube heraus, um zu sehen, wie es mit dem Wasser stände. Da nun diese mit rotigen Füßen zurückkam und ein Ölweiglein im Munde führte, sah Noah, daß das Wasser völlig gewichen sei. Nach

abermals sieben Tagen ließ er alle Tiere aus dem Kasten. Er selbst ging mit seinem ganzen Geschlecht heraus, brachte Gott ein Opfer und aß und trank mit den Seinen. Dieser Ort heißt auf Armenisch der Ausgang, allwo die Einwohner noch einige Überbleibsel aufweisen von dem so wunderbar erhaltenen Kasten. Dieser Überschwemmung und Arche tun Meldung alle in- und ausländischen Geschichtsschreiber, unter denen auch Berossus, ein Chaldäer, ist, denn, wenn er von der Sintflut schreibt, gebraucht er folgende Erzählung: „Man sagt aber auch, daß noch heutigen Tages ein Stück vom selbigen Schiff auf dem Berge Cordiai in Armenien anzutreffen sei, und es gäbe da Leute, die das Pech und Harz von diesem abschaben, um es als Schutzmittel gegen alle giftigen Seuchen und Krankheiten zu gebrauchen.“ Dasselben gedankt auch Hieronymus, ein Ägypter, der von den phönizischen Alttümern geschrieben hat, nicht weniger auch Mnaseus und viele andere. Auf dieselbe Weise erzählt es auch Nicolaus Damascenus im 96. Buch seiner Geschichte mit folgenden Worten: „Es liegt in Armenien bei der Minthader Landschaft ein großer Berg, Baris genannt, auf dem zur Zeit der großen Flut sich viele retteten und leben blieben. Man sagt auch, es sei einer in einem Kasten bis auf die Spitze des Berges hingefahren und allda sicher gelandet. Es seien große Stücke dieses Kastens erhalten geblieben. Es mag vielleicht wohl der gewesen sein, von dem der jüdische Geschichtsschreiber Moses erzählt.“

(28.) In Arابien hatte der Prophet Hud gewarnt: Dienet dem wahren Gott, denn ich fürchte, euch wird die Strafe treffen, die an jenem großen Tage ausgeteilt werden soll. Die Menschen hörten aber nicht und wurden mit Ausnahme Huds und seiner Anhänger durch eine große Flut oder einen alles vertilgenden Sturm vernichtet.

IV. Europa. Nicht Indogermanen.

(29.) Die Baske in Spanien haben eine Tradition. Bei einer Vernichtung einer früheren Welt, die stattfand, als die Euskualdunac-Basken noch eine Nation waren, entrannen nur wenige dem Untergang. Unter diesen Geretteten befand sich auch der Stammvater der Euskualdunac, der sich mit seinem Weibe in eine Höhle in einem hohen Berge zurückzog, bis die fürchterliche Schlacht zwischen Feuer und Wasser ausgefochten war. Das Toben der Elemente hatte ihn in einen solchen Schrecken versetzt, daß er seine Sprache vergaß und eine neue erfand, die mit der Zeit die Sprache der Basken wurde.

(30.) *M a g y a r i s c h e* Sagen von der Sintflut hat A. Herrmann gesammelt. Es sind 19 an der Zahl, die inhaltlich einander sehr ähnlich sind, so daß hier als Beispiel nur eine von mittlerem Umfang wiedergegeben zu werden braucht. Es ist eine Sage aus Egh hazas. In allen diesen Erzählungen, denen der biblische Bericht zugrunde liegt, spielt der Teufel eine Rolle und der mit dessen Hilfe durch die Frau überlistete Noah. Der Teufel hat dabei die Gestalt eines Tieres, einer Fliege oder Schlange.

Gott befahl dem Noah, daß er eine Arche oder Schiffs-lade anfertige, aber daß er davon niemand etwas sage. Seine Frau fragte ihn: „Wohin gehst du?“ Noah wollte es ihr nicht sagen, die Frau aber ließ ihm keine Ruhe und fragte ihn so lange aus, bis er ihr endlich sagte, daß er eine Arche bauen gehe. Vordem, bevor er ihr gesagt hatte, daß er eine Arche baue, brauchte er am Holz weder zu hauen noch zu bohren, denn jeder Balken paßte hinein, wohin er ihn legte. Nun aber mußte er daran hauen und bohren, damit er hinpasse. Als die Arche fertig war, befahl ihm Gott, in dieselbe samt seiner Familie einzusteigen und von jeder Tierart ein Männchen und ein Weibchen mitzunehmen. Noah tat es auch, nur die Fliege wollte er nicht mitnehmen. Diese flehete vergebens. Noah trieb sie hinaus und sprach: „Bleib nur draußen.“ Da sprach der Satan: „Herr, wenn die Fliege nicht in die Arche hineingeht, so gehe ich statt ihrer.“ Sprach Noah: „Bleib weg!“ Aber der Satan betrog ihn, indem er sich im Schatten der Gattin Noahs verbarg und so hineingelangte. Also schlich sich Satan doch statt der Fliege hinein. Nun regnete es 40 Tage und 40 Nächte lang. Als das Wasser schon hochstand, durchnagte die Maus an einer Stelle die Arche so, daß in dieselbe Wasser hineinfickerte. Als dies die Schlange sah, sprach sie: „In meiner Gestalt ist die Welt betrogen worden. Schon Adam sündigte. Damit diese vielen Tiere, Gottes Geschöpfe, nicht zugrunde gehen, verstopfe ich das Loch.“ Und sie verstopfte es auch. Als das Wasser sank, ließ Noah den Raben fliegen, dieser aber kehrte nicht zurück; also ließ er eine Taube los. Die Taube kehrte mit einem grünen Ölzweig zurück, und nun wußte Noah, daß es draußen schon trockenes Land gebe. Noah ließ nun die Tiere aus der Arche heraus, und gab jedem derselben einen Namen. Seither hat fast jedes Tier seinen Namen. Die Arche ließ er oben auf dem Gebirge Armenien zurück, wo sie stehen geblieben war. Dann baute er Weinreben an.

Eine andere Sage schließt dann damit, daß Gott dem Noah verspricht, daß er die Menschen nicht mehr mit einer Sintflut bestrafen

werde. Darum gab er ihnen den Regenbogen. Die Tabakspeife aber ordnete er an, damit anzuseigen, daß die Welt durch Feuer zugrunde gehen werde.

V. Nordasien

(31.) Auch die Lappen haben einen Sintflutmythus, den uns Prof. Friis nach Höglström folgendermaßen erzählt: Welche Vorstellungen die alten Lappen von den früheren Schicksalen der Erde hatten, läßt sich nicht sagen. Doch scheint eine Idee, sagt Missionar Laestadius, sehr weit verbreitet gewesen zu sein, die auch jetzt vielleicht nicht ganz entchwunden ist, daß nicht nur ganz Skandinavien eine Insel war, woher einige der höchsten Fjelde ihren Namen haben, sondern daß auch die ganze Erde eine Insel war, die auf einem großen Meere hin- und herschwamm. Hierauf gründet sich wohl auch eine weitere Vorstellung, die von einer großen Wasserflut, von der Höglström eine Sage mitteilt, die original lappisch zu sein scheint. Als ich sie fragte, erzählte dieser, woher ihre Väter in ihr Land eingewandert seien, und ob sie hier schon andere Bewohner getroffen hätten, antworteten sie, daß sie über das erste nichts wüßten, daß sie aber annähmen, es habe hier und an verschiedenen andern Stellen schon ein Volk gewohnt, ehe Gott die Erde umstürzte. Es war nämlich eine Zeit, in der zumal die ganze Welt auf und nieder drehte, so daß das Wasser der Ströme und der Meere über das Land floß. Da ertranken alle Menschen bis auf einen Knaben und ein Mädchen. Diese nahm Gott unter die Arme und trug sie auf ein hohes Fjeld, das daher das heilige Fjeld heißt. Als die Gefahr vorbei war, ließ sie Gott ihre Wege gehen. Sie trennten sich, und jeder ging seinen Weg, in der Absicht, zu sehen, ob sie noch irgend andere Menschen als sich selbst trafen. Nachdem sie drei Jahre umhergewandert waren, trafen sie wieder zusammen und erkannten sich wieder. Darauf trennten sie sich von neuem; es vergingen drei Jahre, bis sie sich wieder trafen. Nun erkannten sie einander. Aber da sie einander zum dritten Male trafen, nach weiteren drei Jahren, konnten sie sich nicht mehr kennen. Darauf blieben sie zusammen und zeugten Kinder, von denen alle Menschen abstammen, die jetzt auf Erden leben.

(32.) Eine Sage der Wotjaken berichtet folgendes: Vor Zeiten hatte Inmar einen ihm gefälligen Mann, namens Noj. Dieser Noj sprach: „Großes Wasser wird die Welt überfluten.“ Und er begann ein großes Schiff zu bauen. Zu diesem Werk ging er drei Jahre jeden Tag hinaus. Satan bemerkte, daß Noj tagtäglich sein Dach

verläßt, fragte einmal Nojs Frau: „Wohin geht dein Gatte?“ „Ich weiß es selber nicht,“ versezte Nojs Frau, „ich habe ihn auch gefragt, aber er sagt es mir nicht.“ „Wenn er es nicht gesagt hat, so werden wir jetzt es uns durch ihn sagen lassen,“ sprach Satan zu Nojs Frau und zeigte ihr Hopfen. „Da,“ sprach er, „diesen Hopfen lege in einen Bottich und koch ihn mit Wasser und Mehl, und dies Gebräu wird Bier werden, und wenn Noj dies Bier trinkt, wird er dir sagen, wohin er geht.“ Nojs Weib kochte auf Satans Rat das Bier und machte ihren Gatten berauscht. Betrunken sagte Noj zu seiner Frau: „Ich gehe, um ein Schiff zu bauen.“ Nojs Frau sagte dies Wort des Gatten an Satan. Da zerstörte Satan das von Noj erbaute Schiff ganz. Noj begann ein neues Schiff zu bauen. Nachdem er zwei Jahre lang daran gebaut hatte, begann ein großes Wasser die ganze Erde zu überschwemmen. Noj, dies sehend, stieg, dem Befehl Inmars gemäß, in das Schiff und rief auch seine Gattin. Die Frau ging nicht hinein. „Also,“ rief im Born Noj seiner Gattin zu, „also Teufel, komm herein.“ Dies hörte Satan, und sagte: „Er hat mich gerufen“, und er stieg hinter der Frau auch hinein. Als sie auf dem Schiffe hin und her schwammen, befahl einmal Satan der Maus, Nojs Schiff zu durchlöchern. Nachdem sie es durchlöchert hatte, begann Wasser ins Schiff zu dringen. Auf dem Schiff war ein Löwe. Da ließ dieser Löwe aus einem Nasenloch eine Schlange, aus dem andern eine Käze heraus. Die Käze und die Schlange brachten die Maus um, und so konnte Satan dem Noj nichts anhaben.

(33.) Eine Andeutung der großen Flut findet sich bei den *K o r y a k*.

(34.) Die *W o g u l e n* berichten folgende Sage von den Gottesheiten Goldater und seiner Schwester Goldkaltes: Lange gingen sie jetzt, oder kurze Zeit gingen sie an einem Ort, und wie sie herunterblicken, ist ihr reifartig rollendes Erdchen von feurigem Wasser bedeckt. Auf eine Höhe von sieben gestempelten Klästern springt hinauf des Feuers Flamme. Jetzt gingen sie wieder, lange oder kurze Zeit gingen sie wieder. Einmal nur, als sie hinunterblickten, sind ihren goldvorderfüßigen heiligen Tierchen die Klauen der Borderfüße, die Klauen der Hinterfüße von der heiligen Feuersflut ganz versengt. Goldater hob seine Müze ab, seine Haarslechten breitete er aus, und somit gehen sie weiter. Einmal nur, als sie hinunterblicken, ist kein Waldbaum geblieben, ja sogar die Erde erblidt man nicht. Jetzt gingen sie auf dieselbe Weise weiter. An einem Ort denkt sich Goldater: Ohne Menschen, wie kann die Erde so bestehen? Auf irgendeine

Weise sollten doch Menschen entstehen! Jetzt seine Mutter und seinen Vater aus ihren Gräbern weinend er herauf beschwört: „Goldkwores, mein Väterchen, Goldsis, mein Mütterchen, ohne Menschen, wie soll ich da leben?“ Goldkaltes, seine Schwester, spricht: „Brüderchen, was ist dir geschehen, warum weinst du so?“ „Ich, mein Schwesterchen, weine mir darum so, auf der stehenden heiligen Erde, siehe, ist heilige Feuersflut entstanden, nicht blieb der letzte Waldbaum, nicht blieb ein Mensch; ohne die Menschlein, wie soll ich leben?“ „Brüderchen, blick nur hinunter!“ Wie er hinunterblickt: In einem Pappelholzschiff, einem siebenfachen, sind eine alte Frau und ein alter Mann. Auf dem heiligen Wasser schwiebend, gelangen sie jetzt auf das Trockene. Sie erheben sich nun jetzt, sieh da, hinaus sie nun schreien. Xulater, der Teufel, entsteigt dem Bauche der Frau, jener nabelgeschnittene Mensch, ihre Töchter und ihre Söhne. Ja, die Russen und die Wogulen, im Verein leben wir alle bislang.

(35.) Eine andere Sage der Wogulen berichtet folgendes: Num Tarem, unser Vater, dachte darüber nach, wie er Xulater, den Teufel, töten könnte. Die von Xulater bewohnte Erde mit heiliger Feuersflut zu überschwemmen, beabsichtigte er. Für sein eigenes Volk ein eisernes Schiff er versfertigt, aus siebenfacher Störhaut ein Dachzelt er versfertigt. Nachdem er fertig geworden, ließ er sein eigenes Volk in das eiserne Schiff steigen. Sein Volk der Wogulen aber kroch in das über dem Birkenfloß errichtete Deckzelt. Num Tarem ging jetzt hinaus in seinen Himmel und ließ dann herab die heilige Feuersflut. Feuriges Wasser, lebendige Würmer, ließ er von oben herab. Wo immer befindlicher Bergbaum, Waldbaum, wurde samt Erde, samt allem vernichtet. Sechs Schichten des Floßes verfohlen im Feuer, nur eine Schicht blieb übrig. Welcher Mensch über das Floß hinausstürzte, der starb, ein anderer blieb unversehrt, sein Leben rettete sich.

Den Xulater brachte die Feuersflut nicht um. Während Num Tarem das eiserne Schiff zu versfertigen ging, kam er zu Num Tarems Gattin, sprach zu ihr: „Wohin geht dein Gatte stets?“ Die Frau sprach: „Woher soll ich es denn wissen?“ Xulater sprach: „Tränke ihn mit dem in diesem Fasse befindlichen Wasser, so berauscht er sich, dann sagt er dir, wohin er geht.“ Num Tarem kehrte heim, mit solchem Wasser sie ihn tränkte; er berauschte sich, seine Frau fragte ihn und er sagte ihr seine Absicht, daß er heilige Feuersflut mache. Den Xulater legte die Frau heimlich in ein Nähzeuglädchen, trug ihn dann hinauf in das eiserne Schiff, über die heilige

Feuersflut hob sie ihn. Obgleich die Erde zertrümmert ward, Xulater ward doch nicht getötet. Dies war die Art der Rettung seines Lebens.

Sieben Winter und Sommer brennt das Feuer; sieben Winter und Sommer verzehrt das Feuer die Erde. Sieben Winter und Sommer, sagt ein altes Weib, ein alter Mann: „Unsere Welt, sieh, überschwemmt, verändert sie sich in eine andere! Wie könnten wir fernerhin retten unsre Seelen? Ein alter Mensch, ein anderer alter Mensch, viele, viele Menschen versammeln sich. In einem Dorfe versammeln sie sich, begannen Rat zu halten. Auf welche Weise werden wir nun leben? Ein bejahrter Mensch, ein bejahrter Mann spricht: Auf welche Weise wir von nun an unser Leben retten? Wie ich gehört habe, soll man marklose Birkenbäume spalten. Flöße soll man machen. Wenn dadurch unser Leben gerettet wird, so nur dadurch. Übrigens wird sich auf keinerlei Weise unser Leben retten. Wenn wir auf dieser unserer bewohnten Erde leben wollen, muß man ein 500 Pfaster langes Seil flechten, aus Weidenbaumwurzeln. Wenn dann dieses unser Seil fertig ist, soll man ein Ende in eine Tiefe von einer Pfaster in die Erde versenken, das andere Ende an unser Birkenbaumfloss binden. Auf dieses unser Floss möge der viele Töchter, viele Kinder besitzende Mann steigen. An das eine Ende dieses Flözes soll man einen Eimer mit reinem Fischtran hinstellen, den vier Ecken gemäß soll man vier Eimer hinstellen. Dann soll man über die Kinder aus Störhaut einen Baldachin nähen. Nach Verfertigung des Baldachins soll man ihn über die Kinder halten. Für den Verlauf von sieben Nächten, sieben Tagen hinreichende Speisevorräte, Getränke soll man bereiten; im Störhaut-Baldachin sei viel zum Essen und Trinken. Wenn dann auf solche Weise sich unser Leben rettet, dann rettet es sich auf solche Weise.

Dann ging jeder heim in sein Dorf; als sie schon heimgelangt waren, floßversetzende Männer aus marklosem Birkenbaum Flöße machten, seilversetzende Männer Seile flochten. Sieben Tage, sieben Nächte mühten sie sich also ab. Welcher der Männer Flöße nicht versetzen kann, er erfragt es bei alten Männern. Der alte Mensch lehrt ihn: „Dies auf diese Weise, jenes auf jene Weise mach.“ Nun mancher Mensch, Flöße zu machen nicht verstehend, einen hohen Ort zu suchen beginnt. Vergebens sucht er herum; bewohnbaren Ort findet er nicht. Dann fragen sie vom alten Mensch: „Du erwachtest vor uns, vielleicht weißt du einen geeigneten Ort irgendwo?“ Der Alte antwortet: „Wenn wir auch wüßten, wie habt ihr dort alle Platz? Alle habt ihr doch nicht Platz. Siehe, da ist schon die heilige Feuersflut über euch gekommen. Ihres Kommens Geräusch,

Brausen, ist schon seit zwei Tagen hörbar; so schnell, wohin sollen wir gehen, sie hat uns schon eingeholt."

Dann eilte jeder Mensch, dessen Floß fertig war, darauf mit seiner Tochter und seinem Sohne. Welcher Mensch aber kein Floß hatte, den vernichtete das feurige Wasser, so wie er war; so wie er war, verbrannte es ihn. Dann, an welches Menschen Floße das Seil nicht lang genug war, das Ende erreichte, der schnitt entzwei das Seil, er sank beinahe unter; wie er das Seil entzwei schnitt, trug ihn fort die Flut. Welches Menschen Strick lang war, der so war wie er war, schaukelt auf dem Wasser. Wenn das Ende des Floßes sich entzündet vom feurigen Wasser, begießt es mit reinem Fischtran und löscht es. Dann nach Verlauf von diesen sieben Tagen, sieben Nächten, demjenigen Menschen, der zu überstehen vermochte, dem sank das Wasser. Demjenigen, der sie nicht zu überstehen vermochte, dessen Seil zerriß, und die Flut trug ihn hinweg. Welcher Mensch es überstand, der gelangte auf seinem eigenen Landstrich aufs Trockene; die übrigen Menschen, wohin sie gelangten, dort erreichten sie das Trockene. Welcher Mensch nicht überstehen konnte, ward samt Töchtern, samt Söhnen, so wie er war, vernichtet. Ihr Leben entschwand ihnen so. Dann begannen die übrig gebliebenen Menschen, die auf ihrem Landstrich geblieben waren, dort zu wohnen.

Da trat von draußen ein Mann herein, zum Väterchen des Goldkwores er spricht: Sieh da, bereitet ist die warme Badestube. Sein Väterchen Goldkwores in die Badestube getragen hatte, kam der weltbeobachtende Mann aus dem Hause heraus. Seine Wogulen rief er mit sich. „Kommt“, so sprach er. In des Mannes eigenes Haus gingen sie hinein. In dem Hause standen drei Kessel, so wie sie fiedeten, sprudelte es über und heraus floß das Wasser. Wie sie auf die unten befindliche Erde sehen, hat von da eine beträchtliche Anzahl Volkes das herausgestromte Wasser weggetragen. Weltbeobachtender Mann berührte die Bäuche der Kessel mit einem Tuch; ihr Sieden ließ nach, ein wenig hielten sie inne, die Kessel begannen ein zweites Mal zu fieden, und überliefen wieder. Wieder eine beträchtliche Anzahl Volkes trug fort das überlaufende Wasser. Weltbeobachtender Mann berührte die Bäuche der Kessel mit einem Tuch, das Sieden derselben mäßigte sich. Sie hielten wieder inne. Die Kessel begannen auch zum dritten Male zu fieden. Weltbeobachtender Mann berührte sie wieder mit einem Tuch, ihr Sieden mäßigte, mäßigte sich, zuletzt mäßigte es sich ganz; sie fiedeten nun nicht mehr. Weltbeobachtender Mann spricht zu den Wogulen: „Kommt, gehen wir.“ Hierauf gingen sie in das Haus des Vaters Goldkwores.

Vater Goldkwores kam aus jener Badestube herein. Er spricht zu seinem Sohne: „Söhnchen, warum hast du vereitelt mein Streben?“ Weltbeobachtender Mann spricht: „O, Vater, was sollte ich es nicht vereiteln, ich bedauerte meine vielen Menschen.“

Neulich, als die heilige Feuersflut ausbrach, kam Xulater gar bald darauf, daß ihn Tarem wohl töten werde. Jener Alte sieht ihn nicht. Die Frau sieht ihn. Der Alte bestieg sein Schiff, die Frau bleibt stehen. Die heilige Flut aber war schon ausgebrochen. Der Alte spricht: „Steig ein.“ Sie steht nur. Wieder spricht er: „Steig ein.“ Sie steigt nicht ein. Zum dritten Male ruft er: „Steig ein, du Teufel.“ Da kroch der Teufel in den Bauch der Frau und gelangte auf das Schiff. Später aber, als das feurige Wasser gesunken, betrachtete es Goldater. Also, wie der Alte und seine Frau dem Pappelschiffe entstiegen, sprangen sie heraus. Und auch Xulater sprang heraus, er war lebendig. Auf solche Weise hat er sein Leben gerettet.

(36.) Eine Flutsage bei den (finnischen) W o g u l e n Russlands hat R é g u l y gesammelt; sie lautet folgendermaßen: Nach sieben dünnen Jahren sprach die Riesin zum Riesen: Es regnet stark. Wie retten wir uns? Was fangen wir an? Der Riese antwortete: Spalten wir eine Pappel und machen wir uns aus den Hälften Boote, dann flechten wir aus Weidenwurzeln ein 500 Brassen langes Seil; das eine Ende knüpfen wir ans Boot und das andere befestigen wir an die Erde. Jeder Mann nimmt seine Familie und Lebensmittel für sieben Tage mit ins Boot, außerdem einen Topf mit flüssiger Butter. Nachdem sie solchergestalt für sich selbst gesorgt, ließen sie im Dorfe umher und forderten die übrigen Riesen auf, ein gleiches zu tun, denn schon hörte man das Brausen der Wasser. Die Erde wurde ganz überschwemmt, und diejenigen, die sich keine Boote gebaut, kamen in den heißen Wassern um; auch die gingen zugrunde, deren Seile nicht lang genug waren und die sich nicht mit flüssiger Butter zum Schmieren der Seile (beim Ablassen derselben) versahen. Das Wasser begann am siebenten Tage zu fallen, und die Überlebenden konnten wieder ihren Fuß auf die Erde setzen; aber ach! Brunnen, Tiere, Fische, alles war zugrunde gegangen; die Menschen wären Hungers gestorben, wenn nicht auf ihre Bitten der große Gott Numitarem Fische, Tiere, Pflanzen geschaffen hätte.

(37.) Eine Flutgeschichte der T s c h u k t s c h e n erzählt Baron Gerhard M a y d e l l. Es sei zu Anfang nur ein Mann und eine Frau geschaffen worden, von denen alle Menschen abstammten. Die Menschen seien aber mit der Zeit sehr böse geworden; da habe der

gute Geist zur Strafe einen furchtbaren Schneesturm über das bis dahin unzerteilte Land kommen lassen. Dieser Sturmwind habe nicht nur die meisten Menschen getötet und die andern weit zerstreut, sondern er habe auch das Land zerrissen und weit auseinander geworfen. Dadurch seien die verschiedenen Länder entstanden und aus den zerstreuten Menschen hätten sich die verschiedenen Staaten gebildet.

(38.) S. Patkano w erzählt in seinem Werke: Die Frjysh Ostjaken und ihre Volksposie, eine Sage der Ostjaken über die Sintflut, die er im Temjatschesischen Wolost aufzeichnete. Pairachta, der Sohn des höchsten Gottes der Ostjaken, des Turim, erfuhr von seinem Vater, es würde bald eine Sintflut entstehen, die den größten Teil der Erde bedecken würde. Um sich und seine Familie zu retten, fing er an, ein großes Schiff zu bauen, und war deshalb immer abwesend. Seine Frau, die die Ursache seiner Abwesenheit nicht kannte, trauerte darüber nicht wenig. Sie zu trösten, erschien der Teufel, der zu ihr bald in ein näheres Verhältnis trat. Er riet ihr, anstatt zu trauern, ihren Mann tüchtig mit Wein und Bier zu bewirten, er würde auf diese Weise leicht sein Geheimnis preisgeben. So tat sie auch und erfuhr, daß das Schiff, das er schon 30 Jahre baute, fast fertig war. Der Teufel, der hinter der Tür lauschte, vernahm diese Worte, eilte schnell zu dem Schiff und zerstörte das mühsame Werk des Pairachta. Als dieser seinen Rausch ausgeschlagen hatte und zu seinem Schiffe kam, fand er es in Stücken und war darüber trostlos, besonders da die Zeit herannahnte, da die Sintflut beginnen sollte. Er flehte zu Gott, seinem Vater, um Beistand, und mit dessen Hilfe gelang es ihm, das Schiff in drei Tagen wieder herzustellen und sich und die Seinen vor dem Wasser zu retten.

Einige Leute, die das Fahrzeug bauen sahen und ein solches selbst zu zimmern nicht verstanden, machten aus Baumstämmen Flöße, auf denen sie sich zu retten versuchten. Sie wurden von den Wogen in verschiedene Länder getragen. So versicherten die Bewohner der Trenkinschen Kurten, sie wären um diese Zeit aus dem Surgutschen Kreise zu ihrem jetzigen Wohnsitz geflößt worden. Möglich, daß sie recht haben können; erstens weil sie ihrem Typus nach sich von den benachbarten Ostjaken unterscheiden und eine gewisse Ähnlichkeit mit den Samojeden besitzen, und zweitens, weil in diesem flachen Lande jeden Frühling Überschwemmungen stattfinden, die in manchen Jahren sehr bedeutenden Umfang erreichen. Als Beweise für die Sintflut gelten in den dortigen Gegenden Überreste von Schiffen auf der erhöhten Terrasse des rechten Frjyshufers.

(39.) Die *Stäle* (Kamtschadalen) wissen auch von einer Sintflut und mächtigen Überschwemmung des ganzen Landes zu erzählen, die nicht lange, nachdem sich *Kutka* (der Schöpfer) von ihnen verloren, sich ereignet hätte, und wären sehr viele Leute damals erstickt, einige hätten sich in Kähnen retteten wollen, die Wellen aber wären zu groß geworden; die aber, so übrig geblieben, hätten große Flöße gemacht und die Bäume selbst aneinander gebunden und sich darauf mit ihrer Nahrung und allem Vermögen retiriert; damit sie aber nicht in die See getrieben würden, hätten sie durch große Steine verhindert, die sie an Riemen angebunden und statt der Anker in die Tiefe fallen lassen; nach abgelaufenem Wasser wären sie mit ihren Flößen oben auf den hohen Bergen sitzen geblieben.

VI. Ostasien

(40.) Samuel Turner hörte an der Grenze von Butan und Tibet die Eingeborenen erzählen: Tibet sei in früheren Zeiten ganz überschwemmt gewesen. Die Entfernung des die ganze Oberfläche deckenden Wassers wird der wunderbaren Einnischung des Gottes Gha zugeschrieben. Aus Mitleid mit den wenigen Eingeborenen, die Tibet damals hatte, und die nicht viel besser als Affen waren, ließ Gha die Wasser nach Bengalen ab und machte die armeselige Rasse, die das Land nachher bevölkerte, durch Lehrer, die er ihr schickte, menschlicher.

(41.) Die *Leputschia* in Dardschiling (im Himalaja) besitzen die Sage von einer Flut, während der sich ein Menschenpaar auf die Spitze des Berges Tendong rettete.

(42.) Die *Lolo* in Westchina erzählen sich folgende Geschichte: Die Menschen waren böse geworden, und Tse-gu-dzih sandte einen Boten auf die Erde, um einen Menschen um etwas Blut und Fleisch zu bitten. Alle verweigerten es, außer Dumu. Da verschloß Tse-gu-dzih die Tore des Regens, und die Wasser stiegen bis zum Himmel an. Dumu wurde gerettet mit ihren vier Söhnen in einem ausgehöhlten Baumstamm, und dann wurden noch gerettet Fischottern, wilde Enten und Lampreten. Von den vier Söhnen stammen die gebildeten Völker ab, die schreiben können, wie die Lolo und die Chinesen. Die untrüffelnden Völkerstämme stammen von den Menschen ab, die Dumu aus Holzstücken machte. Dumu wird als Ahnlin der Lolo verehrt, und fast alle Legenden beginnen mit Bezugnahme auf Dumu oder die Sintflut. Dumu und die Menschen der Vorzeit

hatten ihre Augen vertikal gerichtet in den Augenhöhlen, und nach ihnen kamen die Menschen, die, wie in der Gegenwart, sie horizontal gelegen haben.

(43.) *Ch i n a , S a g e d e r T a u = d z e*, nach mündlichen Überlieferungen erzählt von Missionar F. W. Leuschner von der Berliner Chinamission. Die Täu=dze wohnen im südlichen Teil der Provinz Kanton, auf unzugänglichen Bergen, besitzen ihre eigene Sprache und haben ihre Unabhängigkeit bis heute bewahrt. Sie gehören zu den urältesten Völkern Chinas. Ihre Überlieferung ist daher durchaus autochthon, nach Angaben des Missionars Vogt von derselben Missionsgesellschaft.

Vor uralten Zeiten lebte ein sehr großer Mensch, der führte den Namen Bruder Langbein. Er wohnte mit seiner betagten Mutter und seiner jüngeren Schwester in einem fruchtbaren, herrlichen, von Bergen eingeschlossenen Tal. Er diente seiner Mutter in herzlicher Ergebenheit, so daß er als ein Muster treuester Kindesliebe gelten konnte. Eines Tages führte er plötzlich eine sehr merkwürdige Rede und sprach wunderbare, hochmütige Worte, wie: „Die Tiere des Waldes und des Feldes, die Vögel der Luft, die Fische des Wassers, sie sind mein, und ich habe von allem gegessen. Nur das Fleisch des Donnergottes ist noch nicht über meine Zunge gekommen. Wohlan, ich will den Donnergott fangen und verzehren.“ Doch der Donnergott wohnte im Himmel, und Bruder Langbein konnte nicht hinauf. Da verfinsterte sich sein Angesicht, und er ergrimmte, weil er den Donnergott nicht fangen konnte. Bruder Langbein fand aber einen Weg, den Donnergott zu überlisten und zu fangen. Als Kind hatte er von seiner frommen Mutter gehört, daß der Donnergott ungehorsame Kinder strafe und auf sie herniederfahre, um sie zu zerstören. Er wollte sich nun zum Schein ungehorsam und unehrbietig gegen seine Mutter stellen. Wenn nun der Donnergott herniederkäme, so wollte er ihn einfangen.

Er nahm Mehl und Honig, rührte es zusammen und backte Kloße. Diese legte er in ein Stück Bambus und verbarg sie unter seinem Mantel. Dann ging er hinaus und hockte sich nieder. In dieser unehrbietigen Stellung rief er seine Mutter, reichte ihr einen Kloß nach dem andern, und sie aß. Da ihre Augen bereits dunkel geworden waren, so fiel ihr das Unehrbietige in der Stellung ihres Sohnes nicht auf.

Ein anderer aber sah es, das war der Donnergott. Zuckend, zischend, grollend fuhr er hernieder, um den Freveler zu treffen. Dieser

aber hatte sich wohl vorbereitet. Er sprang zur Seite, und im Augenblick, wo der Blitz in die Erde fuhr, bedeckte er den Donnergott mit einem eisernen Kessel. Der Eisenrand traf dabei das linke Bein des Donnergottes und verwundete es. Daher ist der Donnergott bis auf diesen Tag lahm, was durch das ungleiche, bald lautere, bald leisere Rollen des Donners zum Ausdruck kommt. Vorsichtig nahm Bruder Langbein dann den Donnergott hervor und brachte ihn in einen eisernen Kessel, den er fest zudeckte. Dann machte er ein Feuer darunter und kochte ihn unentwegt drei Tage und drei Nächte. Am Ende des dritten Tages lugte er vorsichtig hinein, ob der Donnergott noch nicht weich genug sei. Aber siehe da, sein Fell war noch völlig hart und unversehrt. Er saß in der Mitte des Kessels. Nur auf seiner Stirne standen Schweißtropfen und seine Nase hatte einen Spalt bekommen. Am andern Morgen mußte Bruder Langbein in den Wald, um Holzvorrat zu holen. Er rief seine Mutter und bat sie, auf das Feuer zu achten, den Deckel aber nicht aufzuheben. Er kochte etwas, das ihm zur Speise dienen solle. Die Alte dachte bei sich selbst: „Eine Speise, die in drei Tagen nicht weich wird, muß doch sehr wunderbar sein. Die sollte man lieber nicht essen.“ Sie wollte nachsehen, was wohl unter dem Deckel sei. Aber sie gedachte an die Worte ihres Sohnes und zog ihre Finger zurück. Der Donnergott aber kannte ihres Herzens Gedanken; er fröhnte vor Hitze, rief und sprach: „Gute Mutter, hebe den Deckel ab, las mich heraus! Ich leide Pein in diesem Kessel. Rette mein Leben; ich stamme vom Himmel und möchte dorthin zurück. Gute Mutter, erbarme dich über mich!“ Da hob sie ohne viel Besinnen den Deckel auf und ließ den Donnergott heraus. Dieser bedankte sich außs besté: „Treue Mutter, du hast meinen Leib vom Tode und meine Seele von der Folter errettet; ich danke dir ewiglich.“

Der Donnergott wußte, daß in Bälde eine große Sintflut auf Erden kommen sollte. Um seinen Dank durch die Tat zu beweisen, wollte er der guten Mutter einen Weg der Rettung anzeigen. „Hier, gute Mutter, nimm diesen himmlischen Flaschenkürbiskern und pflanze ihn in die Erde. Er wird wachsen und gedeihen und eine sehr große Frucht hervorbringen. Wenn die Sintflut hereinbricht und sich die Wasser deiner Hütte nähern, so steige hinein. Die Wasser werden dich in die Nähe des Himmelstores tragen. Sobald ich dich vom Himmel Fenster aus sehe, sende ich meine Heerscharen aus, um dich aufzunehmen und dich ins Paradies zu geleiten. Dort sollst du bei mir rasten, ruhen und genießen.“ Nachdem er ausgeredet hatte, bestieg er eine Wolke und fuhr empor. Im Scheiden rief er noch:

„Mutter, droben warte ich auf dich.“ Darauf ward er nicht mehr gesehen.

Bruder Langbein kehrte vom Holzsuchen zurück. Die Mutter hörte seinen Tritt und rief: „Ist mein Sohn wieder da?“ „Ja, Mutter. Hast du inzwischen das Feuer gehütet? Mich verlangt nach dem Fleisch des Donnergottes.“ „Sohn, das Feuer hütete ich wohl. Aber den Donnergott ließ ich frei, weil er mich bat. Ein Ding, das man in drei Tagen nicht weichkochen kann, gehört nicht der Erde, sondern dem Himmel an. Der Donnergott gab mir einen Kürbiskern, den habe ich gepflanzt. Er teilte mir mit, daß in Välde eine Sintflut auf Erden komme, um alle Menschen zu verderben; dann soll mir der Kürbis als Rettungsboot dienen.“ Der Sohn war innerlich sehr ergrimmt ob solcher Rede; er hütete sich aber, etwas zu entgegnen, sondern dachte bei sich selbst: „Wir wollen abwarten und sehen.“

Es kam so, wie der Donnergott gesagt hatte. Der Kürbiskern ging auf und setzte eine Frucht an. Die wurde größer und größer. Sie ward so groß, daß Menschen hineinkonnten. Da öffneten sich die Schleusen des Himmels und es fiel ein starker Regen. Ohne Aufhören goss es vom Himmel, und die Wasser der Erde stiegen empor. Als Bruder Langbein dies sah, sprach er in seinem Herzen: „Es sieht doch so aus, als ob der Donnergott recht behielte; ich will den Kürbis zurüsten.“ Er überredete dann seine Schwester, mit ihm in den Kürbis zu steigen. Das Wasser stieg und bedeckte die Ebenen, es stieg und bedeckte die Berge. Es stieg immer höher, bis daß die höchsten Berge dem Meer glichen. Die Menschen wurden durch des Wassers Gewalt vernichtet. Der Kürbis ward von den Wassern höher und höher, bis an die Tür des Himmels getragen.

Der Donnergott sah durch die Fenster des Himmels und gewährte den schwimmenden Kürbis. Da rief er mit lauter Stimme: „Gute Mutter, gute Mutter, bist du es?“ Zugleich sandte er seine Heerscharen, um sie zu der Himmelstür zu geleiten. Er befahl, die Haupttür zu öffnen, und rief: „Komm herein und genieße in meiner Nähe das dir bereitete Glück.“

Bruder Langbein saß mit seiner Schwester im Kürbis und hörte, wie jemand fortwährend „Mutter, Mutter!“ rief. Da richtete er sich auf, trat auf eine Stufe und blickte durch das Loch in dem Hals des Kürbisses. Er sah seinen Todfeind vor sich. Laut rief er ihn an: „Was haft du zu rufen: Mutter, Mutter! Wer soll sie sein? Ich bin der Sohn. Meine Mutter ließ dich damals frei, jetzt aber will ich dich vernichten. Ich habe von allem Fleisch gegessen, nur

von dem deinen nicht.“ Damit schickte er sich an, in den Himmel zu springen. Der Donnergott fürchtete sich sehr ob solcher Rede. Dem erzürnten Menschen war alles zuzutrauen. Er sprach: „Ich meinte es gut mit den Menschen, und nun sind sie böse und wollen mich gar vernichten. Ich wünschte, meine Retterin in den Himmel führen zu können, da begegne ich meinem Feind.“ Er gebot dem Himmelpfortner: „Schließe das Himmelstor, damit der Wahnwitzige es nicht stürmt!“ Da stand Bruder Langbein vor der verschlossenen Himmelsküche und zog sich wieder in den Kürbis zurück, und dieser schwamm weiter mit den Wassern.

Als das Wasser sich endlich verliess, da saß der Kürbis fest. Das Geschwisterpaar verließ den Kürbis und hielt Umschau auf der Erde.

Da war eine große Veränderung eingetreten. Erde und Meer hatten neue Gestaltungen angenommen. Auch die Berge waren völlig verändert. Die Geschwister redeten miteinander: „Es scheint, als ob alle Lebendigen von der Erde ausgerottet sind und wir allein übrig seien. Wohlan, lasz uns wandern und überall zusehn, ob wir noch andere Menschen finden.“ Bruder Langbein ergriff dann einen eisernen Stab, der war zwölf Fuß lang. Die beiden zogen von Ort zu Ort, von Land zu Land, aber Menschen fanden sie nicht. Man kann nicht ausrechnen, wie weit und wie lange sie wanderten. Es war aber lange, und so weit, bis sein Eisenstab nur noch einige Zoll lang war.

In einem Tale fand Langbein eine Schildkröte. Vor diese trat er hin und sprach: „Hast du noch Menschen gesehen in der Welt?“ Sie antwortete: „Die zehntausend Lebewesen sind ausgerottet, nur ich bin allein übriggeblieben.“ Da schrie Langbein sie an: „Wenn alles ausgerottet ist, wozu lebst du noch?“ und damit schlug er sie mit seinem Eisenstab, bis ihre runde Schale flach war. Davon ist die Schildkröte breit und flach bis auf den heutigen Tag.

Eines andern Tages sah er eine Krabbe, die lief quer über den Weg. Auch sie rief er an: „Sage mir, hast du irgendwo Menschen gesehen?“ Sie antwortete: „Nein. Alles Leben ist ausgerottet.“ Da hieb er ihr mit einem einzigen furchtbaren Schlage die Schale vom Körper los und rief: „Wenn alles Leben ausgerottet ist, warum du nicht auch?“ Die Krabbe aber nahm ihre Schale auf den Rücken und trug sie fort. Deshalb ist die Schale bis auf diesen Tag nicht mit dem Fleisch der Krabbe verwachsen.

Endlich gaben die Geschwister das Wandern auf, denn es waren gewißlich keine Menschen auf der Erde zu finden. Sie beratschlagten nun miteinander, wie sich ihre und der Erde Zukunft gestalten sollte:

„Alles Leben ist ausgerottet, wie soll nun die Erde bebaut und bevölkert werden! Du und ich, wir sind Geschwister. Das Himmelsgesetz verbietet uns die Ehe. Du allein kannst kein Leben zeugen; ich auch nicht. Wir wollen den Himmelsherrn um ein Zeichen bitten, daß er uns zeige, welches sein Wille sei. Ist es sein Wille und Gebot, so wollen wir uns nicht länger widersetzen.“

Bruder Langbein trennte sich von seiner Schwester. Sie schlug diesseits, er jenseits des Flusses eine Hütte auf. So warteten sie unter Fasten und Gebet auf ein Zeichen. Ihrer beider Weihrauch stieg empor und vereinigte sich über dem Flusse zu einer einzigen großen Rauchfäule. Das war ein deutliches Zeichen. Eines Morgens ordneten beide ihr Haar. Siehe da, die Haare beider strebten einander zu, sie verflochten sich in der Mitte des Flusses und drehten sich fester und fester, bis die beiden Geschwister fest miteinander verbunden waren.

Jetzt wußten sie, daß der Himmel ihnen zwei Zeichen gegeben hatte, und sie verstanden die göttlichen Winke. Sie wurden Eheleute und zeugten viele Söhne und Töchter. Alle Menschen der Erde, die gelben, braunen, weißen und roten Menschen, stammen von diesem Ehepaare ab.

(44.) *Chin a.* Aus einem Brief des Chinamissionars G. Vogt an den Herausgeber: „Ich selbst habe inzwischen noch einmal die klassischen chinesischen Schriften auf Flutüberlieferungen hin untersucht, jedoch mit negativem Erfolge. Die einzige Notiz, die man zuweilen als Flutüberlieferungen angesehen hat, findet sich bei Menzius, Buch III, Teil I, Kap. IV, 7 und lautet: Damals in der Zeit Taos, Kaiser von China, etwa um 2300 vor Chr., als im Reiche noch keine Ordnung herrschte, strömte das große Wasser seitwärts über, so daß eine allgemeine Überschwemmung stattfand. Die fünf Getreidearten kamen nicht auf, Vögel und Vierfüßer bedrängten die Menschen. Tao war einzig deshalb besorgt. Er erhob Schun zum Mitregenten. Schun ließ durch Tih Feuer anwenden. Tih zündete Berge und Tiefland an und verbrannte die Vegetation darauf. Die Vögel und Vierfüßer flohen und verbargen sich. Tih klärte die neun Ströme, reinigte Tih und Tah und leitete sie ins Meer, er öffnete den Ju und Han, regulierte den Hwui und Si und leitete sie in den Kiang.“

(45.) Die Tatsache, daß die Ma o, No su und andere Ureinwohner von We st ch i n a eine Überlieferung der Flut haben, ist in Missionskreisen wohlbekannt. Diese Geschichten sind von einem Geschlecht zu einem andern weitergegeben worden und haben im Laufe

der Zeit natürlich vieles von ihrer Ursprünglichkeit verloren. Während sie der Hauptache nach übereinstimmen und also in großen Zügen auch mit der Erzählung der Bibel, so hat hinsichtlich der Einzelheiten jeder Stamm augenscheinlich seine besondere Erzählung, oft vermischt mit andern wichtigen Ereignissen aus der Weltgeschichte, wie die Erschaffung und der Ursprung des ersten Weibes usw. Weniger bekannt ist gewiß die Tatsache, daß die Na-shi, auch Moso genannt, die die Gegenden um Likiang bewohnen, die Geschichte der Flut haben, gezeichnet in ihren einheimischen Büchern. Einige dieser Bücher sind schon vor einer Reihe von Jahren durch verschiedene Reisende entdeckt worden und nach Hause an Sachverständige geschickt worden. Sie wurden als sehr wertvoll vom Standpunkt der Wissenschaft angesehen. Versuche, diese alten Zeichnungen und Manuskripte zu übertragen, um ihren wahren Wert abzuschätzen, sind, soweit bekannt, bisher ausgeblieben. Es ist Tatsache, daß die Bücher nicht so selten sind, als die Reisenden annehmen, die üblicherweise nur die Hauptwege berühren. Ein geschickter Geisterbeschwörer einiger Bergdörfer der Na-hsi ist imstande, diese Bücher zu lesen und sie abzuziehen, und hunderte von Abschriften kann man finden, bedeckt vom Staub in ihren schmutzigen Hütten.

Weniger allgemein verbreitet darunter sind Bücher, geschrieben in Schriftzügen, die nichts zu tun haben mit Hieroglyphenschrift, sondern die sehr ähnlich sind den Schriftzügen, deren sich die halb-zivilisierten Völker bedienen. Die Leser des Recorder werden Interesse daran haben, zu sehen die gezeichnete Geschichte der Flut, wie man sie in den Büchern der Na-hsi findet. Die Übersetzung ist gegeben durch einige freundliche Eingeborene, denen ich auf meinen Wanderungen begegnete. Siehe die Tafel.

Fig. 1. Der himmlische Geist (a) ist dargestellt, wie er zwei Menschen ermahnt oder die Vertreter der Menschen, gut zu sein. Im Falle des Gehorsams wird ihnen großes Glück verliehen werden. Wenn sie auf seine Worte nicht hören werden, wird ein Unglück notwendig über sie kommen (b).

Fig. 2. Ein Pferd, das ruhig über den Weg wandert und sich nicht selbst auf Seitentwege begibt, wird keinem Unheil begegnen. Beide, Pferd und Reiter, sind heil und glücklich. Ebenso die, die den Worten des himmlischen Geistes gehorchen.

Fig. 3. Einer von den beiden (a) gehorchte, der andere war sehr schlecht. Nun befiehlt der himmlische Geist dem guten Mann, ein Yak zu töten (b), seine Haut zu nehmen (c) und mittels einer sehr

schärfsten Ahle (d) und fester Fäden (e) einen Sack zu machen. Man erzählt von ihm, daß er auf eine besondere Weise nähte, so daß er einen wasserdichten Sack erhielt (f).

Fig. 4. Nachdem der Sack fertig geworden ist, ist er an zwei Bäumen (a und b) befestigt worden, dann wurden einige eiserne Werkzeuge (c) ausgesucht und diese mit neun verschiedenen Arten von Samen (d) in den Sack gebracht.

Fig. 5. (a) ist der Name von Weizen. (b) ist das Zeichen für Reis. Beides zusammen bezeichnet man als Korn. Nicht nur die neun Arten Korn, sondern auch Tiere haben in dem Sack Platz gefunden, ein Schaf (c), Hühner (d) und Hunde (e).

Fig. 6. Der schlechte Mann (a), der die Warnung des himmlischen Geistes gehört hat (b) und nicht willens ist, zu bereuen, wünscht ebenfalls, zu entfliehen.

Fig. 7. Sein Plan ist, dem Beispiel des guten Mannes zu folgen. Er beabsichtigt, ein Ferkel (a) zu töten und einen Sack aus seinem Hals zu machen, aber in seiner Dummheit wählt er eine sehr grobe Ahle (b).

Fig. 8. Sein Sack wird ebenfalls an zwei Bäumen befestigt.

Fig. 9, 10, 11. Der gute Mann führt in der Tat den Befehl des himmlischen Geistes aus.

Fig. 12. Der schlechte Mann, der davon hört, tötet sofort ein Schweinchen und macht sich einen Sack in der Hoffnung, so zu entfliehen. Er nimmt keine Tiere mit sich.

Fig. 13. Die Flut kommt. Nicht nur ein Gießbach vom Himmel (a), auch die Bäche in den innersten Teilen der Gebirge (b) haben sich geöffnet und die Wasser strömen hervor. (c) ist der Name für das Gebirge. (d) ist der Mond.

Fig. 14. Ihre Häuser (a) sind jetzt fortgerissen durch die himmlischen Gießbäche (b).

Die Geschichte geht weiter, wie Sonne und Mond sich weigern, für viele Tage Licht zu spenden. Der schlechte Mann wird elend überflutet, aber der himmlische Geist sendet seinen Blitz, der entwurzelt die Bäume, an denen der Sack des guten Mannes befestigt gewesen war. Der Sack mit seiner kostbaren Ladung erhebt sich mit den Wassern und berührt die Wolken. Auf diese Weise wurde der Noah der Na-hsi gerettet.

(46.) Ein chinesisches Märchen erzählt von einer alten Frau, die von einem Kinde als Großmutter aufgenommen wird. Sie ist sehr schmutzig, wird gewaschen und ihre Läuse abgesucht. Sie sagt: „Werft sie nicht weg, vergräbt sie im Garten in einem Topf und

ihr sollt sie erst wieder ausgraben, wenn das große Wasser kommt.“ „Wann kommt denn das große Wasser?“ fragte der Knabe. „Wenn den steinernen Löwen vor dem Gefängnis die Augen rot werden“, antwortet die Großmutter. Sie spricht auch zu ihm: „Mach ein kleines Schiff aus Holz und verwahre es in einem Kästchen.“ Das tut der Junge und läuft jeden Tag zu den Löwen, bis ein Schlächter auf die Antwort des Jungen hin die Augen mit Blut anstreicht. Als der Junge sah, daß die Löwen rote Augen hatten, lief er schnell nach Hause und sagte es der Mutter und der Großmutter. Diese sprach: „Grabt nun schnell den Topf aus und holt das Schifflein aus dem Kasten.“ Als sie den Topf ausgruben, waren lauter echte Perlen darin und das Schiff wurde größer und größer, wie ein wirkliches Schiff. Die Großmutter sprach: „Nehmt den Topf mit euch und steigt in das Schiff! Wenn nun das große Wasser kommt, so mögt ihr die Tiere, die dahergetrieben werden, retten, aber die Menschen, die Schwarzköpfe, sollt ihr nicht retten.“ Da stiegen sie ins Schiff, und die Großmutter war auf einmal verschwunden.

Nun begann es zu regnen, und der Regen strömte immer stärker und stärker vom Himmel herab. Schließlich waren es nicht mehr einzelne Tropfen, sondern es war nur noch eine Wasserflut, die alles überschwemmte.

Unterwegs retten sie allerlei Tiere und einen schwarzhaarigen Menschen. Allmählich verließ sich das Wasser wieder; sie stiegen aus ihrem Schiff und verabschiedeten sich von dem Manne und den Tieren. Da wurde das Schiff wieder klein, und sie packten es in die Schachtel.

Es wird dann weiter erzählt, wie der Mann, nach den Perlen lustern, den Knaben und seine Mutter ins Unglück zu bringen sucht, wie aber die dankbaren Tiere dies verhindern.

(47.) In der chinesischen Mythologie ist Niu kwa die Göttin der Ehe. Es erhob sich aber ein Mensch namens Gung Gung, wolligen Leibes und rot von Haaren, der hielt sich ob seiner Weisheit für einen Gott. Er besetzte das Land am Yangtsekiang und empörte sich gegen die göttliche Fürstin. Er nannte sich Geist des Wassers und gebrauchte Zauberformeln, um eine Sintflut zu erregen, die das Wasser aller Flüsse in ihren Betten staute und auf Erden großen Schaden tat.

Niu kwa befahl dem Herrn des Feuers, ihn zu unterwerfen. Gung Gung wurde besiegt. Da stieß er in seinem Grimm mit seinem Kopfe gegen den Berg Unvollkommen und starb. Dadurch zerbrach einer

der Pfeiler des Himmels, und der Himmel neigte sich nach Nordosten. Die Erde aber fiel in der Gegend der entstehenden Öffnung im Südosten in die Tiefe. Da schmolzte Niu-kwa fünffarbige Steine, offenbar den Regenbogen, um den Himmel wieder auszubessern. Sie nahm die Beine einer Riesenschildkröte und stellte sie als die vier Pole des Himmels auf. Die Sintflut aber leitete sie ab nach der Stelle, wo die Erde in die Tiefe gesunken war. Darum ist noch bis auf den heutigen Tag der Nordwestwind so kalt und fließen alle Ströme nach Südosten in das große Meer. Sie ordnete auch die Musik. Dann starb sie und es wurden ihr Tempel gebaut.

(48.) *Chin a. Im Schu king* findet sich folgende Stelle: Die ungeheuren Wässer der Flut haben sich ausgebreitet und alles überflutet und versenkt. Die Gebirge sind in ihrer Tiefe verschwunden und die Hügel unter ihnen begraben. Ihre brausenden Fluten scheinen den Himmel zu bedrohen. Die Völker erseufzen.

Und weiterhin: Yü sagt zu Schünn: Als die große Flut sich bis zum Himmel erhob, als sie die Berge umgab und über die Anhöhen sich emporhob, erstarben die bestürzten Völker in den Wässern.

(49.) In den Schriften der *Tao-fse* findet sich folgende Mythe: Kung-Kung, ein böser Geist, erzürnt, daß er in dem Kriege, den er angeregt hatte, besiegt worden war, gab in seiner Wut mit seinem Kopfe einen solchen Stoß gegen eine der Säulen des Himmels, daß sie brach und daß das Gewölbe des Himmels von dieser Seite die Erde berührte. Dadurch geschah es, daß die ungeheuren Fluten alles überschwemmten und die Regengüsse nicht aufhörten. Aber Niu-kwa besiegte das Wasser durch das Holz und machte ein Fahrzeug, das geeignet war, sehr weit zu gehen. Ferner erzählt die Geschichte noch: Darauf tötete die Niu-kwa den schwarzen Drachen und verstopfte mit der Asche einer Kürbisschale die Löcher, von woher die Wässer des Himmels die Erde überschwemmt hatten.

Übrigens besitzen die Chinesen noch ein sehr altes Symbol, eine wagerechte Sichel oder Boot und darauf ein Kreis; das bedeutet: Der Großvater oder die Sonne fliehend in dem Mondboote vor der Flut.

(50.) *Im Schu king*, dem Buch geschichtlicher Dokumente, das bis ins dritte Jahrtausend vor Christus zurückreicht, wird erzählt, daß unter der Regierung des Kaisers Yāo eine große und verheerende Flut China bedeckte. Nach Legge kam Yāo im Jahre 2357 vor Christus zur Regierung. Was nun die Flut betrifft, so wird die Geschichte sehr einfach und ohne jegliches mythisches Beiwerk folgendermaßen erzählt: „Der Ti sagt: Fürst der vier Berge, zerstörend

in ihrem Überfließen sind die Wässer der Überschwemmung. In ihrer weiten Ausdehnung umfassen sie die Berge und überdecken die größeren Höhen, bedrohen den Himmel mit ihren Fluten, so daß das niedere Volk unzufrieden ist und murrt. Wo ist ein fähiger Mann, den ich beauftragen könnte, diesem Übel zu steuern? Zuerst wurde Kawan berufen, der neun Jahre sich vergebens bemühte, die Flut zu bekämpfen, bis dann Yü dieses vollbringt durch Lichtigung der Wälder, Regelung und Eindämmung der Ströme."

Wir sehen hier also ein ganz natürliches und örtliches Ereignis erzählt, das nur durch sein Alter auffällt.

(51.) *H o s u s o r i u n d H o h o d e m i*. Die feindlichen Brüder. Eine Sage aus dem alten *Japan*, nach dem Geschichtswerk *Nihongi* („Japanische Geschichte“), aus dem Englischen von Dr. S. Kunike.

Ninigi no mikoto, der Enkel der Sonnengöttin, hatte zwei Söhne, Hosusori und Hohodemi, die anfangs gemeinsam über das Land herrschten.

Als die beiden Brüder das Erbe des Vaters unter sich teilten, erhielt der Ältere die See, der Jüngere die Gebirge.

Hohodemi, der Jäger, ging nun fast alle Tage auf die Jagd und brachte reiche Beute heim, während Hosusori nicht immer auf die See hinausfahren konnte, um Fische zu fangen, war es doch oft stürmisch und sehr gefahrsvoll auf dem Meere.

Hierüber ärgerte sich Hosusori; er machte daher seinem Bruder eines Tages den Vorschlag, mit ihm zu tauschen und ihm die Jagd anstatt des Fischfangs zu überlassen. Hohodemi war damit einverstanden, übergab seinem Bruder Bogen und Pfeil und ließ sich dafür dessen Angelhaken geben. Hosusori aber konnte, da er vom Waidwerke nichts verstand, aus der Jagd nicht viel Nutzen ziehen, und ebensowenig vermochte Hohodemi den Fischfang in richtiger Weise auszuüben. Es dauerte nicht lange, da verlor Hohodemi bei seinen fruchtlosen Angelversuchen den Angelhaken seines Bruders. Er war auf den Grund des Meeres gefallen und nicht wieder zu erlangen.

Als die beiden Brüder am Abend wieder in ihrer Hütte zusammenkamen, gab Hosusori seinem Bruder den Pfeilbogen zurück mit dem Bemerken, daß der ihm nichts nützen könne; dabei forderte er von seinem Bruder den Angelhaken zurück, den er ihm überlassen hatte. Als er aber erfuhr, daß der unwiederbringlich verlorengegangen sei, ward er sehr zornig und verlangte ungestüm seinen Angelhaken zurück. Hohodemi war darüber sehr betrübt; er nahm daher sein

gutes Schwert, zerbrach es in eine Menge kleiner Stücke und schmiedete daraus fünfhundert Angelhaken, die er seinem Bruder anstatt des einen verlorenen anbot. Der aber wollte sie nicht annehmen, wurde immer ungebärdiger und forderte unter lautem Schelten seinen Angelhaken zurück.

Hohodemi ging davon und wußte sich nicht zu helfen. Als er betrübt am Ufer des Meeres entlang ging, bemerkte er eine Wildgans, die sich in einer Schlinge gefangen hatte und sich nicht daraus zu befreien vermochte. Hohodemi ging herzu und befreite die Wildgans aus der Schlinge. Kaum hatte sich die Wildgans wieder in die Luft erhoben, da erschien der Greis der Salzerde, ein Gott des Seestrandes, vor Hohodemi und fragte ihn, warum er so traurig sei. Hohodemi erzählte dem Alten den ganzen Hergang und zeigte sich so aufrichtig betrübt über den Vorfall, daß jener ihm zu helfen versprach.

Der Greis der Salzerde flocht nun sogleich einen dichten Korb, der keine Maschen hatte, setzte den Hohodemi hinein und ließ dies Schiff mit seinem Insassen aufs Meer hinausfahren. Der Korb sank bald unter, auf den Grund des Meeres; dort schwamm er weiter und machte schließlich vor einem schimmernden Palaste halt. Davor war ein Brunnen und ein Zimtbaum, wie ihm der Greis erzählt hatte, und der Prinz verbarg sich, nach der Weisung des Alten, in den Zweigen dieses Baumes.

Da trat die Tochter des Meergottes aus dem Palaste heraus, eine schöne Jungfrau mit Namen Toyo-tama-hime; sie kam mit einer Edelsteinschale zu dem Brunnen, um daraus Wasser zu schöpfen. Als sie sich gerade über den Rand des Brunnens beugte und die Schale eintauchen wollte, erblickte sie das Spiegelbild Hohodemis im Wasser. Sie erschrak darob so sehr, daß sie die Schale hineinfallen ließ, so daß sie zerbrach. Darauf ging Toyo-tama-hime in den Palast zurück und berichtete ihrem Vater von dem, was sie gesehen. Sie erzählte ihm, auf dem Zimtbaum am Brunnen sitze ein herrlicher Gott, dessen Spiegelbild man im Wasser sehen könne. Ihr Vater, der Meergott, wußte sogleich, von wem die Rede war, und er sprach:

„Das ist ohne Zweifel der Enkel der Sonnengöttin Amaterasu.“

Er ging darauf zum Brunnen, bewillkommnete den Hohodemi und lud ihn in seinen Palast ein. Hohodemi kam von dem Baume herab und folgte dem Meergott in dessen Palast; der Meergott aber ließ achtsache¹ Matten für den vornehmen Gast ausbreiten, lud ihn zum Sitzen ein und fragte ihn, was ihn herführe.

¹ Acht ist die heilige Zahl in Japan.

Darauf erzählte Hohodemi dem Meergotte ausführlich von dem Verlust des Angelhakens, sowie von allem, was sich seitdem ereignet hatte. Da ließ der Meergott sämtliche Fische herbeikommen, und alle kamen herzu, außer dem Tai-fisch, einem roten Fische. Da ließ der Meergott ihn fragen, warum er seinem Befehle nicht gehorsam sei und nicht komme. Da kam der Tai langsam und klagend herbeigeschwommen und entschuldigte sich vielmals. Er sei ganz krank und könne sich kaum bewegen. Da ließ der Meergott einen Arzt kommen, der den Tai untersuchen mußte, und siehe da, im Maule des Tai fand sich der verlorene Angelhaken, der dem Fische arge Schmerzen verursacht hatte. Wer war froher als Hohodemi, als er den verlorenen Angelhaken zu Gesicht bekam! Der Meergott lud indessen den Hohodemi ein, noch längere Zeit bei ihm zu verweilen, was dieser auch annahm.

Auch gab ihm der Meergott seine schöne Tochter, die Toho-tama-hime, zur Frau, so daß er zunächst nicht daran dachte, heimzukehren und drei Jahre drunter im Palaste des Meerkönigs am Meerestgrunde verblieb. Dann aber wurde er von großem Heimweh ergripen und seine gute Laune schwand dahin. Als dies die Prinzessin bemerkte, erzählte sie ihrem Vater davon. Der Meergott sagte ihr, daß es Heimweh sein müsse, woran ihr Gemahl leide, und forderte ihn auf, heimzukehren, worüber jener sehr froh war. Nun berief der Meergott die Meerdachen, seine Diener, und diese kamen auch herbei. Man fragte sie, wie lange es dauern könne, den Hohodemi wieder ans Land zu bringen; darauf antworteten die Drachen, die acht Klafter lang waren, sie würden acht Tage dazu gebrauchen, doch die kleineren, rascheren, meinten, es würde eine kürzere Zeit dauern, und der kleinste gar, der nur einen Klafter lang war, erbot sich, den Hohodemi in einem Tage heimzubringen. Dieser kleine Drache wurde daher dazu aussersehen, und der Meergott übergab Hohodemi den Angelhaken und dazu noch die beiden Perlen, die Ebbe und Flut regieren.

Darauf belehrte ihn der Meergott darüber, wie er diese Perlen zu gebrauchen habe, um seinen Bruder für dessen Hartherzigkeit zu bestrafen. Auch sprach er zu ihm folgende Worte:

„Wenn du deinem Bruder den Angelhaken zurückgibst, so sage: Du armer Haken, du unglücklicher Haken, du trauriger Haken! Darauf wende dich rasch von ihm ab, um deinen Worten, die Unglück bringen, auszuweichen. Auch sollst du immer nur hochliegende Felder bebauen, wenn dein Bruder solche bebaut, die niedrig liegen, und umgekehrt, wenn dein Bruder hochgelegene bepflanzt, so sollst du

niedriggelegene bepflanzen. Wenn du meinem Rate folgst, dann werde ich dich reichlich segnen, herrsche ich doch über die Gewässer, so daß du stets im Vorteil sein wirst und dein Bruder nach drei Jahren völlig verarmen wird."

Hierauf bedankte sich Hohodemi bei seinem gütigen Wicte für die gute Aufnahme sowie für dessen freundliche Hilfe mit Rat und Tat, verabschiedete sich von ihm und seiner Gattin, bestieg den Rücken des Drachen und ließ sich davontragen.

In einem Tage gelangte er richtig an die Küste; da nahm er sein kurzes Schwert, um es dem Meergotte zu schenken und ihm dadurch seine glückliche Ankunft anzuzeigen; er band es daher dem Drachen um den Hals und sagte ihm Lebewohl. Deshalb heißt dieser Drache noch heute „Schwertträger“.

Als Hohodemi nach Hause kam, wurde er von seinem Bruder sehr unfreundlich empfangen, auch nahm der den wiedergefundenen Angelhaken ohne ein Wort des Dankes entgegen. Da sprach Hohodemi bei der Übergabe des Angelhakens die Worte, die ihm der Meergott zu sprechen anempfohlen hatte. Und nicht lange währte es, da wurden die Felder des Hosusori unfruchtbar, sie verdorrten, sobald er sie auf dem Hochlande anlegte, und wurden überschwemmt, wenn er sie im Tieflande anbaute.

Währenddessen gediehen die Äcker des Hohodemi vortrefflich, wodurch Hosusori in großen Zorn geriet. Eines Tages rüstete sich Hosusori kriegerisch und zog heran, um seinen Bruder zu bekämpfen. Als dieser ihn herbeikommen sah und merkte, was er im Schilde führe, nahm er die Perle, die die Flut regierte und tauchte sie in die See. Da wallte das Meer empor und überflutete das Land, so daß Hosusori vor dem Wasser fliehen mußte; zuerst rettete er sich auf einen Hügel, dann auf einen hohen Baum, der auf diesem wuchs. Als ihm jedoch auch dies nichts half, bat er seinen Bruder, die Flut aufhören zu lassen, dafür wolle er sein Diener sein, und auch seine Nachkommen sollten bis zum achtzigsten Geschlecht ihm und seinen Kindern dienen. Als Hohodemi dies vernahm, tauchte er die Perle, die die Ebbe verursachte, ins Meer, und das Wasser verlor sich ebenso schnell, wie es gestiegen war. Hosusori bat nun zwar seinen Bruder, dessen Macht er zu fürchten begann, um Verzeihung, doch traute ihm dieser noch nicht ganz. Doch Hosusori wiederholte sein Versprechen, verkleidete sich als Possenreißer, bemalte sich mit roter Farbe und führte einen komischen Tanz auf, durch dessen Gebärden

er seine Anstrengungen, dem steigenden Wasser zu entgehen, wieder gab. Da mußte Hohodemi lachen und reichte ihm die Hand zur Versöhnung.

VII. Südostasien

(52.) Die Mundari, ein Stamm der *Kohli* in Ostindien, erzählen: Singbonga, das höchste Wesen, schuf aus Erde die Menschen. Die zum Guten geschaffenen Menschen wurden aber bald böse, sie wollten sich nicht waschen und arbeiten, sondern immer tanzen und sich betrinken. Deshalb erzürnte er sehr und sandte eine große Flut. Sngle-Daa, d. h. Feuerwasser, ließ er vom Himmel strömen, daß alle Menschen starben. Nur zwei, ein Bruder und eine Schwester, verbargen sich unter einem Tigrilbaum und wurden gerettet. Das Holz dieses Baumes sieht sehr dunkel aus, wie verkohlt. Das, sagen die Leute, ist die Folge jenes Feuerwassers. Aber Gott wollte nicht, daß die Welt wieder unterginge. Darum schuf er die Schlange Lurbing, damit sie den Fluten ein Ende mache. Sie bläst ihre Seele zum Himmel empor und wird dadurch zum Regenbogen, der den Regengüssen Einhalt tut. Solange der Regenbogen am Himmel steht, ist die Schlange tot, erst nach dessen Verschwinden kommt sie wieder zum Leben. Daher die Rede der Mundari, wenn sie den Regenbogen sehen: Lurbing ist zu Boden geworfen, oder: es wird nicht mehr regnen, weil Lurbing den Regen vernichtet hat.

(53.) Die *Uraon*, ein anderer Volksstamm, erzählen abweichend: Die Flut hatte alle Menschen vernichtet, nur ein Bruder und eine Schwester verbargen sich in den Reisfeldern des Dorfes *Lerasita* in *Tschutia Nagpur* in der Höhle eines großen Krebses.

(54.) *Pulugu*, der Schöpfer in der Mythologie der *Andamanen* (*Mincopi*), hatte einen Mann *Tomo* und dessen Weib *Elewadi* erschaffen. Diese ersten Menschen ertranken im Meere und wurden in einen Potwal und eine Krabbe verwandelt. Dadurch war das Land (*Wotaemi*) auf ihre Enkel und Nachkommen, *Tomala* genannt, übergegangen, die jedoch die Menschen bei der Schöpfung von *Pulugu* auferlegten Gebote missachteten, so daß *Pulugu* zornig wurde und, ohne vorher zu warnen, eine große Flut sandte, die das ganze Land bedeckte und alles Lebende zerstörte. Nur vier Personen, zwei Männer und zwei Frauen, deren Namen genannt werden, entkamen, weil sie sich gerade zur Zeit der Katastrophe in einem Kähne befanden. Als die Wasser sich verließen, fanden jene sich in der Nähe von *Wotaemi*, wo sie landeten und fanden, daß alle lebenden Wesen umgekommen waren. Doch *Pulugu* schuf die Tiere und Vögel aufs

neue. Die vier überlebenden Menschen aber litten namentlich dadurch, daß sie kein Feuer hatten. Da erschien bei ihnen der Vogel Quaratur, ein Eisvogel, der ihnen vom Himmel einen Feuerbrand entwendete.

(55.) Nach einer Mitteilung von Man sind diese Erzählungen auf den Andamanen bei allen Stämmen verbreitet. So lautet eine andere ähnliche Fassung folgendermaßen: Im Anfang schuf Puluga, der Hauptgott, den Tomo, den ersten Andamanen, schwarz im Dschungel lebend von den Früchten der Bäume, die ihn Puluga kennen lehrte. Er schuf ihm auch sein Weib, oder, nach andern Berichten, Tomo sah sie in der Nähe schwimmen und rief sie zu sich; oder nach einem dritten Bericht, sie kam unbekannt woher, schwanger, auf die kleine Insel Kyd und gebaß dort mehrere Knaben und Mädchen; diese letzteren, oder nach andern Mythen Tomo und sie, wurden die Stammeltern der Tomola; so hießen die Bewohner der Inseln bis zur Sintflut. Tomo fiel in das Meer und wurde in einen Käschelot, seine Frau mit ihren Kindern, die ihn suchten, in Krabben und Iguanen verwandelt. Die Tomola aber wurden Puluga ungehorsam, so daß dieser sie nicht mehr besuchte und endlich in seinem Zorn eine große Flut sandte, die das ganze Land, nach einer Version mit Ausnahme des Sattelberges auf der Nordinsel, wo Puluga gerade verweilte, bedeckte und alle Menschen tötete bis auf zwei Paare, die sich gerade in einem Kahn befanden und dadurch dem Tod entgingen. Feuer erhielten sie von Pulugas Feuer durch einen Vogel, der ihnen ein brennendes Scheit von dort zuwarf; er war der Geist einer ihrer bei der Sintflut ertrunkenen Verwandten. Um letztere zu rächen, beschlossen sie, Puluga zu töten; dieser aber, unverwundbar, warnte sie vor einem Angriff gegen ihn, der nur die Sintflut von neuem herbeiführen werde. Und so soll nach einer andern Mythe die Sintflut durch den Zorn und den Angriff eines gegen Puluga erzürnten Weibes entstanden sein. Der Regenbogen gilt für ein schwingendes oder tönendes Brett, das, wenn es erscheint, Krankheit oder Tod bedeutet.

(56.) Auf den Nickerchen war der Flutmythus bekannt, denn eine Legende, die v. Roeppstorff von Groznikobar erzählt, beginnt: Dann stieg Gott zur Erde nieder und suchte Menschen; da waren keine Menschen, Fluten hatten sie alle fortgeschwemmt, außer einem im Dschungel lebenden Mann, dem Sohn eines Geistes. Aus seiner Rippe machte der Gott ein Weib für den Mann in allmählicher Arbeit.

(57.) Eine andere Mythe erzählt R i n k: Eine gewaltige Überschwemmung riß einst Menschen und Tiere mit sich fort. Nur ein Mann rettete sich, indem er einen hohen Baum bestieg, und als er, nachdem das Wasser zurückgetreten war, umherschaute, entdeckte er in der trostlosen Öde kein lebendes Wesen außer einer Hündin, in die er sich sogleich verliebte, und diesem Paare verdankt die jetzige Bevölkerung ihre Entstehung.

(58.) G e r l a n d gibt auf S. 73 an, daß sich in der gleichen Quelle auf S. 242 noch eine Erzählung von einer Flut befindet. Diese Angabe stimmt nicht, das Buch hat nur 188 Seiten, so daß nicht anzugeben ist, woher Gerland den Text hat; er lautet nach ihm folgendermaßen: Der siegreiche Halbdämon Tiomberombi ist nach erreichtem Siege, aber Schwiegermutter und Frau, denen er von seinen Siegen zu reden verboten hatte, plaudern doch. Da bricht die Insel, auf der sie sich befinden, entzwei und sinkt; alle schreien auf und ertrinken.

(59.) Bei den K a r e n in Birma fand Missionar F. M a s o n folgende Überlieferung: Vor alters, da die Erde vom Wasser überschwemmt war, bestiegen zwei Brüder in ihrer Not ein Floß. Das Wasser stieg und stieg, bis es endlich an den Himmel reichte. Da erklomm der jüngere Bruder einen Mangobaum, den er niedersägten sah, und aß von den Früchten; aber die plötzlich fallenden Wasser ließen ihn auf dem Baume zurück.

(60.) Im südlichen A n n a m erzählen die wilden Völkerschaften von zwei sehr mächtigen Zauberern oder Heiligen, die durch mächtige Talismane ihren großen Einfluß hatten. Der eine war Herr des Feuers, der andere des Wassers. Der letztere wollte sich an übelgesinnten Nachbarn rächen und ließ eine Sintflut kommen; alle Menschen starben, nur er rettete sich in einem Tamtam, in dem er ungemeine Zeit in völliger Einsamkeit auf den Wassern schwamm, daher keiner seiner Nachfolger je wieder eine solche Flut veranlaßte. Auch findet sich in Annam ein heiliger See, der nachts entstand, und viele Menschen, Dörfer und Herden verschlang. Lange war die Gegend unbewohnt, und auch der See wird weder befahren noch in ihm gebadet, aus Furcht vor den Geistern der Tiefe.

(61.) Unter den C h a n g r a i, einem Gebirgsstamme in Kambodja, fanden die französischen Missionare eine der biblischen ähnliche Fluttradition.

(62.) Die B a n a r in Kambodja sprechen von einer großen Flut, aus der der Stammvater des Menschengeschlechts dadurch gerettet wurde, daß er sich in eine wasserdichte Kiste einschließen ließ.

(63.) Bei den *Shan* wurde die Erde von weißen Ameisen in die Höhe gebracht aus enormen Tiefen. Neun Geister kamen von oben und ordneten die Welt, zu unterst die Erde, dann Wasser, dann den Himmel; die Erde lag tief im Wasser. Zuerst von ihr trat der große Berg hervor, den sieben kleinere umgaben; drei vom Himmel kommende Götter schufen die Menschen und die übrigen Lebewesen.

VIII. Malaiischer Archipel

(64.) Die *Mantra*, am Berge Ophir, lassen ihre Vorfäder aus dem Himmel in einem großen, von Gott gezimmerten Schiffe kommen, das auf den Wassern der Erde schwamm, bis es auf einem Berge der Halbinsel still stand, wo man es noch sieht.

(65.) Die *Vinna* im Innern der malaiischen Halbinsel erzählen, daß die Erde keine feste Masse sei, sondern nur eine dünne Haut (*Kuli bumi*) habe. In alter Zeit brach Gott die Kruste durch, so daß die Welt zerstört und vom Wasser überflutet wurde. Später ließ er den Berg Lulumut und andere Gebirge entstehen und auch die Niederung, die die Vinna bewohnen. Von diesen Bergen hängt die Festigkeit der Erde ab. Nachdem der Lulumut aus den Wassern emporgetaucht, schwamm auf denselben eine vollkommen geschlossene, aus Pulaiholz gezimmerte Prahu umher, in die Gott einen Mann und eine Frau, die er geschaffen, eingeschlossen hatte. Es verging einige Zeit, da wurde die Prahu vom Wasser nicht mehr hin- und hergetrieben; als sie festsaß, bahnten der Mann und das Weib sich einen Ausweg aus derselben; sie standen auf trockenem Boden und beschauten unsre Welt. Anfangs aber war alles dunkel; denn die Sonne war noch nicht gemacht, und es war weder Abend noch Morgen. Als es licht wurde, sahen sie sieben Sindudobäume und sieben Rumput-Sambauipflanzen. Da sagten sie sich: Was tun wir ohne Kinder und Enkel? Später wurde das Weib schwanger, und zwar in ihren Schenkeln; aus dem rechten gebaß sie einen Knaben, aus dem linken ein Mädchen, und von diesen stammen alle Menschen ab. Als die Menschen sich sehr vermehrt hatten, schaute Gott mit Wohlgefallen auf dieselben und zählte ihre Zahl.

(66.) Einst zogen einige *Dajakweiber* (auf *Borneo*) aus, um junge Bambusschößlinge zum Essen zu sammeln. Als sie die Schößlinge gefunden, gingen sie durchs Dschungel und kamen da zu einem langen, umgestürzten Baume, wie sie glaubten. Auf den setzten sie sich und begannen die Bambusschößlinge zu schälen, als zu ihrem größten Erstaunen der Baum zu bluten begann. Gerade

da erschienen einige Männer, die sofort bemerkten, daß das, worauf die Weiber saßen, kein Baum, sondern eine große Boaschlange war, die erstarrt dalag. Die Männer töteten das Tier, schnitten es auf und nahmen das Fleisch mit nach Hause, um es zu essen. Als sie nun die Schlangenstücke brieten, da erhob sich ein sonderbarer Lärm in der Pfanne, und gleichzeitig begann es heftig zu regnen. Der Regen dauerte an, bis alle Berge, nur die höchsten ausgenommen, unter Wasser standen, und die ganze Welt ward ersäuft, weil jene Männer die Schlange getötet und gebraten hatten. Alle Menschen gingen zugrunde, nur ein Weib ausgenommen, das auf einen sehr hohen Berg floh. Da fand sie einen Hund am Fuße einer Liane liegen und da sie bemerkte, daß die Wurzel der Liane warm war, so dachte sie, man könne vielleicht Feuer aus ihr gewinnen. So nahm sie zwei Stücke von diesem Holz, rieb sie zusammen und erhielt so Feuer. So entstand das Feuerbohren und das erste Feuer nach der großen Flut. Das Weib und der Feuerbohrer, dem die Dajak die Eigenschaften eines lebenden Wesens geben, erzeugten den Simpang-impang, einen Halbkörper mit einem Auge, einem Ohr, einem Arme, einem Beine (aus dem später ein ganzer Mann wurde).

(67.) Trow, der Ahnherr der T r i n g u s - D a j a k auf Borneo, machte, als die Flut begann, aus einem großen Trog ein Boot, in dem er mit seiner Frau und verschiedenen Tieren, Hund, Schwein, Krake, Huhn, auf den Wassern schwamm, dann aber landete, die Tiere ausschiffte und verschiedene Dinge, einen Baum, Stein, in Weiber verwandelte und mit diesen die Erde bevölkerte.

(68.) Die O t D a n o m am Barito in Borneo erzählen, daß Borneo von einer Flut überschwemmt wurde, darin alle Menschen getötet wurden, die nicht auf die höchsten Berggipfel geflohen waren.

(69.) Die T o r a d j a auf Mittel-Celebes sind sich dessen wohl bewußt, daß der größte Teil ihres Landes einst unterm Meer gelegen hat. Auf Punkten, die mehr als 700 Meter über dem Meere liegen, wurden und werden jetzt noch große Meermuscheln gefunden. Die Taradja haben denn auch eine Erzählung von einer großen Sintflut. In alter Zeit hat das Meer einmal das ganze Land bedeckt. Gründe dafür werden nicht angegeben. Niemand entkam dieser Flut, außer einer schwangeren Frau und einer schwangeren Maus, die sich in einem Schweinetrog retteten. Als das Wasser verlaufen war und die Erde wieder bewohnbar, sah die Frau einen Busch Reis an einem Baume hängen, den die Strömung des Wassers dahingetrieben hatte. Mit Hilfe der Maus, die den Busch herunterholte, konnte die Frau wieder Reis pflanzen. Daher kommen die Mäuse

jedes Jahr von selbst, sich die Belohnung für ihre Hilfe aus den Reisfeldern zu holen. Die Frau brachte einen Sohn zur Welt, der mit seiner Mutter zusammen lebte. Er bekam von ihr einen Sohn und eine Tochter, und diese beiden Menschen wurden die Stammeltern des neuen Menschengeschlechtes. (Aus einem Briefe des Missionsarztes Dr. Winkler an den Herausgeber.)

(70.) Die *M i n a h a f f a*, die nördliche vulkanische Halbinsel von Celebes, soll durch eine Flut entstanden sein, so erzählen die Einwohneren.

(71.) *B a t a k a u f S u m a t r a*. Bei den Batak ist in der Schöpfungssage die Mittelwelt eine große Wasserflut, aus der erst später die Welt geschaffen wird. (Aus einem Brief des Missionsarztes Dr. Winkler an den Herausgeber.)

(72.) Die Bewohner von *N i a s*, Insel westlich vom mittleren Sumatra, glauben, daß über der Erde sich noch weitere Erdflächen befinden und daß unser Himmelsgewölbe nur die Unterseite einer solchen Oberwelt ist, deren Wasserfluten man bisweilen rauschen hören kann. Sie ist beherrscht von Baluga Lonomewona. Nun entstand vor unvorstellbaren Zeiten ein Streit unter den Bergen, deren jeder der höchste sein wollte. Das verdroß den Gott Baluga Lonomewona. Er öffnete sein Fenster und rief: Ihr Berge, ich werde euch alle bedecken. Er warf einen goldenen Kamm herab in das Meer, der zu einer kolossalen Krabbe wurde, die mit ihren Scheren den Abfluß des Meeres verschloß. Dazu kam ein gewaltiger Regen, so daß die Berge mit Ausnahme von zweien oder dreien ganz überflutet wurden. Nur die Menschen, die mit ihren Herden auf diese höchsten Gipfel geflüchtet waren, blieben am Leben. Alle andern kamen um.

(73.) Die Bewohner von *R o t t i* (südwestlich von Timor) haben eine merkwürdige Sintfluterzählung, die von Dr. Jonker mitgeteilt ist. Die Alten erzählen, daß in früheren Zeiten das Meer über die Erde stieg, so daß alle Tiere und Menschen umkamen und alle Pflanzen zerstört wurden. Das Meer ließ kein Stück Erde trocken, selbst die hohen Berge wurden überflutet. Nur den Gipfel des Lakimola, eines Berges in Vilba, erreichte das Meer nicht. Auf den Gipfel des Lakimola hatte sich ein Mann mit Frau und Kindern geflüchtet. Aber das Meer stieg immer höher, und die Menschen ängstigten sich sehr. Da baten sie das Meer, an seinen alten Platz zurückzufahren. Das Meer antwortete dem Mann: Ich will es tun, wenn du mir ein Tier gibst, dessen Haare ich nicht zählen kann. Der Mann warf nun ein Schwein, dann eine Ziege, einen Hund, ein Huhn ins Meer; vergeblich: das Meer stieg immer höher. Da warf er eine

Reize hinein; ihre Haare konnte das Meer nicht mehr zählen und zog sich zurück in sein früheres Gebiet. Darauf erschien der See-adler und streute Erde, so daß es trocken ward. Der Mann stieg mit Frau und Kindern von dem Gipfel des Lakimola hernieder, um sich eine Wohnung zu suchen. Da befahl der Herr dem See-adler, dem Mann allerlei Sämereien zu bringen, Mais, Reis, Gerste, Bohnen, damit er sie säen und mit den Seinen davon leben könnte. Deshalb stellte man nach der Ernte ein Büschel Reisähren auf den Hauptplatz als Opfer für Lakimola auf; ferner wird gekochter Reis mit Pinang, Sirih, Kokosnuss, Tabak, Pisang zum Lakimola als Opfer gebracht, man führt allerlei Tänze als Dankbezeugungen auf und bittet ihn, für gute Ernte auch im folgenden Jahre zu sorgen.

(74.) Ein javanischer Bericht weiß von einer Sintflut zu erzählen. In alter Zeit war in einer großen Ortschaft ein Hochzeitsfest, zu dem man aus Mangel an anderm Fleisch eine große Schlange tötete und kochte. Da kam ein fremder Knabe und bat weinend um etwas Reis und Fleisch, aber niemand gab ihm etwas, außer einer alten, einsamen Witwe, die sich seiner erbarmte. Der Knabe steckte nun ein Blatt in die Erde und wettete, daß es niemand herausziehen könnte. Es gelang weder den Kindern noch den Alten. Da zog er es selbst heraus, und sofort sprang ein mächtiger Wasserstrahl hervor, der immer größer wurde und endlich das ganze Dorf verschlang. Der Knabe verwandelte sich in eine Schlange, die Witwe entkam auf einem Kahn. Wo das Dorf lag, ist jetzt der See Ngobel.

(75.) Die Alsfuren von Ceram erzählen von einer großen Flut, die die ganze Welt überströmte. Endlich aber tauchte der Berg Nusaka auf, mit großen Bäumen bedeckt, deren Blätter die Gestalt der weiblichen Scham hatten, und von Menschen bewohnt, denen der Vogel Marapati die Nachricht vom Auftauchen noch weiterer Berge brachte. Sie zogen dahin und bevölkerten vermittels jener Blätter die Welt.

(76.) Eine Überlieferung aus Ceram findet sich bei P. v. d. Crab, de Molukche eilanden. Batavia 1862. Nach Bastian, die Kulturländer des alten Amerika. I. 509.

(77.) Die Drang Benua erzählen: Der Weltschöpfer Pirman, unsichtbar im Himmel wohnend, zerriß die Haut oder Schale, die die Erde umgab, die nun ganz vom Wasser bedeckt wurde. Aus diesem Wasser ließ er mächtige Berge auftauchen; auf dem Wasser schwamm, von Pirman ausgesendet, eine ganz geschlossene Frau, die das erste

Menschengeschlecht trug, lange umher, bis sie endlich landen konnte. Von ihren Insassen stammen alle Menschen.

(78.) Auf dem *Pintados archipel* wird erzählt, daß anfänglich nur Wasser und Himmel war, daß aber aus dem Wasser ein Seeadler das Land hervorholte; dann zerbiß er ein Stück Bambusrohr und machte daraus Mann und Weib.

(79.) Die Drang *Sabimba*, südlich von Johore, haben infolge alter Überlieferungen eine streng religiöse Scheu vor dem Meer, so daß sie sich nie baden; in das Wasser getaucht zu werden, ist für sie härter als die Todesstrafe.

(80.) Ein Mythus der *Kei-Insulaner* erinnert an die Sintflut. Ein Himmelsbewohner, Parpara, befür, um zu fischen, das Wolfenmeer in seiner Prau. Der Fisch Kerkeri verschlang den Angelhaken, den der Fisch Kiloban dem betrübten Parpara zurückbrachte. Der Bruder des letzteren grub, um verschütteten Palmwein, der Parpara gehörte, wieder zu erlangen, ein Loch in den Himmel, durch das man die Erde sah. Um zu erkunden, was das unter ihnen Liegende sei, ließen sie einen Hund vom Himmel auf die Erde hernieder, der, wieder emporgezogen, Sand an den Füßen hatte. Da beschlossen sie, selbst herabzusteigen, konnten aber nur ihre Geschwister dazu bewegen, die mit ihren vier Hunden herabstiegen und die Erde bevölkerten. Auch aus Bäumen traten andere Stammpaare der Insulaner hervor, noch andere stiegen aus den Tiefen des Meeres herauf.

(81.) In *Malaisien* spielt der Regenbogen eine gewisse Rolle. Er gilt als Pfad der Geister, wenn sie vom Himmel auf die Erde gehen, um zu trinken. Er ist die Götterbrücke, er ist ein Zeichen, daß der Hauptgott sein Kind badet. Er ist der Rand des Nezes, in dem der böse Geist Naduja die Menschen fangen wollte. Er gilt als Besieger des Regens, der aus den Tiefen der Erde gegen den Himmel hervorbricht. Er kündet den Zorn einer Gottheit. Er ist ein Zeichen der Gnade Gottes, der die Opfer angenommen hat und den Regen zurückhält.

(82.) Die Bewohner des *Viñgabietes* der Philippinen haben eine Sintflutsgage, von der ein spanisches Gedicht Bericht gibt. Nach einem besonders guten Herrscher folgte eine große Sintflut, veranlaßt von Onos, dem Wirbelwind, die das ganze Aussehen des Landes vollständig veränderte; die Vulkane Hantic, Colasi, Tzarog tobten, ein heftiges Erdbeben trat ein, große Teile vom Festland wurden abgerissen, Dörtschaften versanken und anderes Unheil mehr.

(83.) Prof. F. Blumentritt schreibt, er vermöge über Flutsagen von den Philippinen nichts mitzuteilen; wo dieser ausgezeichnete Kenner gesprochen, wird ein weiteres Forschen wohl auch zu keinem andern Ergebnis führen. Kaum hierher zu rechnen ist, was die *Bisaya* (Bewohner der Inseln zwischen Luzon und Mindanao) von der Erschaffung der Welt erzählen: „Ein Geier schwebt zwischen Wasser und Himmel, findet keine Stätte, um sich zu setzen, das Wasser steigt gen Himmel. Der Himmel wird zornig und erschafft Inseln. Der Geier spaltet einen Bambus, daraus entstehen Mann und Frau, sie zeugen viele Kinder und treiben sie, als ihre Zahl zu groß wird, mit Schlägen aus usw.“

IX. Australien

(84.) Die Australier verbinden Mond und Sintflut in folgender Erzählung: Der Habicht Muregu hatte lange als Einsiedler gelebt. In der Einsamkeit hatte er sich viele Bumerangs, Keulen, Speere, Schilde und Decken aus Opossumfell angefertigt. Die Waffen hatte er schön mit einem Opossumzahn beschnitten und die Decken auf der Innenseite prächtig bemalt. Dann hatte er sich aus einem Emuknochen eine Nadel gemacht, sie eingefädelt und die Decken mit Opossumsehnen zusammengenäht. Der Habicht beschauten nun ganz stolz seine Arbeit. Da kam der Mond Balu zu ihm und sagte: „Leih mir bitte eine Decke.“ — „Nein,“ antwortete der Habicht, „ich verleihe keine Decken.“ — „Dann verkaufe mir eine.“ — „Nein, ich verkaufe auch keine.“ — Balu schaute sich um und erblickte die schön beschnittenen Waffen. „Muregu, so verkaufe mir wenigstens einige Waffen.“ — „Nein, ich verkaufe niemandem etwas von meinen Sachen.“ — Wieder sagte Balu: „Die Nacht ist kalt, leih mir doch eine Decke.“ — „Ich habe dir meine Meinung schon gesagt,“ entgegnete jener, „ich verleihe meine Decken nicht.“ Balu sagte nun nichts mehr, er ging fort, suchte sich einige Rindenstücke und baute daraus eine kleine Hütte. Als sie fertig war und er behaglich darinnen saß, begann es in Sturzbächen zu regnen. Es goss ohne Unterlaß, bis die ganze Gegend unter Wasser stand. Muregu ertrank. Seine Waffen schwammen fort und die Decken verfaulten im Wasser.

Wenn der Mond einen Hof hat, hat er sich nach dem Glauben der Eingeborenen ein Haus gebaut, um sich vor dem nahe bevorstehenden Regen zu schützen.

(85.) Auch in Südaustralien wurden durch eine große Flut alle Menschen vernichtet; sie wurden Sterne am Himmel.

(86.) Unter den Schwarzen in Westaustralien vom Moore River bis zur Sharks Bay sind Überlieferungen von großen Überschwemmungen vorhanden, die in einem sonst regenlosen Lande auffallen. Die Sagen sind „uralt“, und man darf sich nicht daran stoßen, daß der eine darin vorkommende Stamm als „weiß“ angesehen wird, da dieses ein neuerer Zusatz ist, entstanden seit dem Eindringen der Engländer in das Land. Die Sage lautet nach A. Oldfield, dem ausgezeichneten Kenner der Australier, folgendermaßen: „Vor langen Jahren lebten an den Ufern eines großen Stromes zwei Stämme, an der Südseite die Schwarzen, an der Nordseite die Weißen. Sie heirateten untereinander, hielten zusammen Feste ab und fochten (friedlich) miteinander. Die Weißen waren die kräftigeren, besaßen bessere Speere und Bumerangs, so daß sie den Schwarzen weit überlegen waren. Das machte sie stolz, so daß sie den Verkehr mit den Schwarzen abbrachen. Fahrelang bestand dieses Verhältnis, da begann es eines Tages zu regnen, und goß und goß monatelang, der Fluß trat aus seinen Ufern und zwang die Schwarzen, sich ins Land zurückzuziehen. Eben solange, wie die Flut gestiegen, brauchte sie wieder, um zu verrinnen. Nun kehrten die Schwarzen auf ihre alten Jagdgründe zurück, doch wer schildert ihr Erstaunen, als sie dort statt des Flusses ein weites Meer fanden, das ihre stolzen Nachbarn verschlungen hatte, von denen sie nie wieder etwas hörten.“

(87.) In Victoria in Südostaustralien wird folgendes erzählt. Vor langer Zeit, als dein und mein Vater lebte, war eine große Flut, in der alles extrank, außer einem Mann und zwei bis drei Weibern, die auf einer kleinen Schlamminsel Schutz fanden, ringsum aber war Wasser. Da kam der Pelikan in einem Rindenschiffchen, um sie zu retten. Er brachte sie einzeln ans Land, verliebte sich aber in die Frau, die er zuletzt übersezten wollte. Diese aber entging ihm durch List. Doch war der Pelikan ein göttliches Wesen. Einst hatte ein riesiger Frosch alles Wasser ausgetrunken, die dürstenden Tiere brachten ihn durch einen tanzenden Wal zum Lachen, worauf er soviel Wasser von sich gab, daß eine ungeheure Flut entstand. Alle Menschen wären extrunken, wenn nicht einer, namens Lun — er war von weißer Farbe, die Menschen werden alle Lun genannt — einige in einem großen Kahn gerettet hätte. Aber Lun erhielt kein Weib, malte sich deshalb weiß und begann Krieg. Da wurde er in einen Pelikan verwandelt, der die weiße Farbe beibehielt.“

(88.) Die M u r r i n g an der Küste, sowie die B u r u n g i n V i c t o r i a berichten: Ihre Ahnen lebten vor der jetzigen Menschheit auf Erden. Alle Himmelkörper sind von ihnen geschaffen, die Sonne von ihrem Ahnherrn Pupperimbul. Sie wurden später in verschiedener Gestalt an den Himmel versetzt. Auf Erden zeigen sie sich bisweilen in tierischer Gestalt, so Pupperimbul in der einer kleinen Fringillide, Finkenart. Sie darf nicht getötet werden. Geschähe dies, so würde eine Sintflut von Regen entstehen. Dieselbe Strafe folgt auch auf das Verbrennen menschlicher Haare, die tabu sind.

(89.) Dem Gott der N a r r i n y e r i in Viktoria, Nurundere, der mit seinem Nebengott Nepelle durch Zerschneiden eines großen, von ihnen im Lake Alexandrina gefangenem Fisches die Fische des Sees erschaffen hatte, entflohen seine Weiber und einige Kinder, die er verfolgte. Als er sie am Strand erblickte, rief er im Zorn: Laß das Wasser steigen und sie ersäufen. Da erhob sich eine entsetzliche Flut, die wild über die Hügel heranstürmte, warf die Fliehenden nieder und extrankte sie. Sie stieg so hoch, daß Nepelle sein Boot auf der Spitze eines Berges anlegen mußte. Die dichte Stelle in der Milchstraße ist sein Schiff, das am Himmel schwimmt.

(90.) Die K u r n a i haben folgende Erzählung: Einige Männer hatten Weibern die geheimen Zeremonien der Männerweihe erzählt und durch diesen Tabubruch den Gott und Ahnherrn der Kurnai, Mungan, sehr erzürnt. Er ließ, um das Volk zu vernichten, Feuer regnen, so daß das Volk aus Furcht ganz außer sich geriet und sich gegenseitig ermordete. Dann brach das Meer über das Land herein und ersäufte fast alle Menschen. Die wenigen Überlebenden, von denen einige in Tiere verwandelt wurden, in Vögel, Reptile, Fische, wurden die Vorfahren der Kurnai und erhielten den Namen Muf-Kurnai, die edlen, hervorragenden Kurnai.

X. Melanesien und Mikronesien

(91.) Auf der Insel J a p erzählt man folgendes: Ein Häuptling beraubt ein Mädchen der Keuschheit. Deren Mutter, eine Riesin, bricht nun immer mehr Stücke von der Insel ab, bis das Paar eingeschlossen war. Nun heiratet der Häuptling das Mädchen. Eines Tages findet er bei seinen Kindern eine große Ratte. Er tötet sie. Da eröffnet ihm seine Frau, es sei die Mutter, die das Kind einer Waraneidechse und einer Ratte gewesen sei. Es sei nun eine große Gefahr für Jap, und die Familie flüchtet auf einen hohen Berg

namens Tomils. Eine gewaltige Flut bricht nun auch über Jap herein, und nur noch ein Häuptling und seine Frau bleiben außer ihnen am Leben. Ihre Nachkommen aber paarten sich mit Waraneidechsen und werden so immer menschenähnlicher.

(92.) Auf den Pelau-Inseln (Palau, Palaoos) der westlichen Karolinen bestehen zwei etwas voneinander abweichende echte und ursprüngliche Flutüberlieferungen. J. Kubary, der beste Kenner jener Inseln, hörte die Tradition folgendermaßen:

In alten Zeiten, ehe noch die heutigen Menschen lebten, da waren die Bewohner der Pelau-Inseln alle Kalits (Heroen), denn sie waren stark und vollführten Wunderdinge, und die Kalits gingen herum auf der Erde wie andere Menschen. Einer dieser Kalits, namens Atndoll, der ein Obakads (Baumgottheit) war, kam nach Ngare-kobuk im heutigen Chirrah und wurde von dessen Einwohnern umgebracht. Da gingen die übrigen der sieben befreundeten Götter, ihn zu suchen und kamen nach derselben Ortschaft, deren Bewohner für boshaft bekannt waren. Die Götter wurden also überall unfreundlich empfangen mit einziger Ausnahme einer alten Frau, namens Milatik, die sie in ihrem Hause aufnahm und auch mit dem Tode des Atndoll bekannt machte. Voll Schmerz und Zorn entschlossen sich die Götter, ihn zu rächen, um aber die Freundlichkeit der alten Frau zu vergelten, beschlossen sie, dieselbe zu retten und rieten ihr deshalb, sich ein Floß zu bereiten und dasselbe mittels eines Taues aus Waldfschlingen an einem Baume zu befestigen. Um die Zeit des Vollmondes trat eine ungeheure Flut ein, die ganz Pelau bedeckte, die gute Milatik aber trieb auf ihrem Floße herum, bis endlich ihr Tau zu kurz wurde und sie in den Fluten ihren Tod fand. Ihre Leiche trieb herum und verfing sich endlich mit den Haaren in einem Gestüpp des Rohosch Aremolunguh. Als nachher die Götter auf die Erde kamen, um die Milatik zu besuchen, fanden sie sie tot und bedauerten ihr Schicksal so, daß der älteste sie wieder zum Leben zu rufen beschloß. Er tat dieses auch, indem er ihr in die Brust seinen Atem einhauchte, indessen er wollte sie auch unsterblich machen und dazu hatte er ein Unsterblichkeitswasser nötig, das ihm einer seiner Gefährten holen sollte. Einer der Götter aber, der Tariit, der sein Bild im Rallus pectoralis (ein Vogel) hat, war boshaft und wollte nicht, daß die Menschen unsterblich sein sollten, und so beredete er den Kamaralbaum (Hibiscus), daß er das Taroblatt, in dem das Wasser gebracht wurde, durchstechen sollte, was der letztere mittels eines vertrockneten Zweigendes tat. Die Milatik kam dadurch um ihre Unsterblichkeit, und der Kamaral

erhielt ein so dauerhaftes Leben, daß sein kleinstes Stück, in die Erde gelangt, keimt und zum Baume aufwächst. Der erzürnte Obakad aber bestrafte den Tariit; der trägt heute noch die Spur davon in dem breiten roten Striche, den er auf dem Kopfe hat. Seitdem gilt der Tariit als das Sinnbild der Bosheit. Die Milatik blieb nun in Aremolunguh und wurde die Mutter der heutigen Menschen.

(93.) Die Sage, wie sie Semper mitteilt, ist im Grunde dieselbe, nur die Belebung des Weibes ist eine andere, und mit ihr zeugten alsdann die Götter die heutigen Menschen. Die Götter, schreibt Semper, waren auf die Erde gekommen, wo sie von den Menschen unfreundlich empfangen wurden. Nur eine einzige Frau setzte ihnen Speise vor und erquicke sie. Diesem Weibe nun sagten die Kalits beim Abschiede, sie solle sich bis zum nächsten Vollmonde ein Floß aus Bambus machen und in der Vollmondnacht auf demselben schlafen legen. Und nun kam mit dem Vollmonde ein furchtbarer Sturm und Regen und das Meer stieg immer höher und höher und überschwemmte die Inseln, riß die Berge ein und zerstörte die Häuser der Menschen; sie wußten sich nicht zu retten und kamen alle in der immer höher steigenden Flut um. Das gutmütige Weib aber wurde mit dem Floß weit weggeschwemmt, bis ihr Haar in den Ästen eines Baumes auf dem Gipfel des Berges von Armlimui hängen blieb. Hier hing sie, bis das Wasser wieder fiel. Nun kamen die Kalits, suchten sie auf, fanden sie aber tot. Da riefen sie eins ihrer Weiber aus dem Himmel, dieses ging in den toten Körper und belebte ihn wieder. Mit ihr aber zeugten die Kalits fünf Kinder, dann gingen sie in den Himmel zurück, und auch das himmlische Weib verließ den Körper der Frau, um wieder in ihre Heimat einzugehen. Die fünf Kinder aber bevölkerten von neuem die Inseln, und von ihnen stammen die Palauinsulaner ab.

(94.) Auch auf den Neuen Hebriden oder Sandwichinseln finden sich Überlieferungen von großen Fluten. Auf der südlichsten Insel des Archipels, auf Aneithum, wußte man infofern von einer allgemeinen Flut, als die Insel vom Hauptgott aus dem Meer aufgefischt war. Der Missionar Sommerville erwähnt eine Flutlegende auch von dem Inselchen Aniwa, nördlich von Tanna. In der Mitte der Insel Gana war früher an der Stelle des großen Sees Tas ein ebener Wald; aus einem der größten Bäume baute sich der Halbgott Quat einen mächtigen Kahn, während ihn seine Brüder verhöhnten und fragten, wie er den Kahn ins Meer bringen wolle. Ihr werdet es sehen, antwortete Quat. Als der Kahn fertig

war, brachte er sein Weib, seine Brüder und alle lebenden Wesen, wenn sie auch nur die Größe einer Ameise hatten, hinein und schloß sich mit ihnen in den Kahn ein, der ein Verdeck hatte. Da begann ein sintflutartiger Regen, der die Insel ganz überschwemmte und endlich die Felsen, wo jetzt der Wasserfall von Gaua ist. Der Kahn fand einen Ausweg ins Meer und verschwand, indem Quat von allem das Beste mitnahm. Alle warteten auf seine Rückkehr, und als Bischof Pateson auf der Insel Motu aussieg, glaubten die Eingeborenen, Quat lehre zurück.

(95.) Auf den Sandmädchen wurde der Fischer, der die Weltflut verursachte, mit seiner Frau auf den Mauna Loa vom Geist der Wasser versezt, wo er das Fallen der Wasser abwartete.

(96.) Papua-Sagen hat Annie Ker gesammelt, in einigen davon spielt die Flut eine große Rolle.

1. Die Geschichte vom König der Schlangen.

In alten Tagen war eine große Flut und die Wasser des Meeres erhoben sich und bedeckten die Erde. Die Einwohner vieler Länder ertranken und die See stieg immer höher, bis die Hügel bedeckt waren. Da fürchteten die Feen, die Elfen, die Baumgeister und die Schlangen für ihr Leben und flüchteten auf den Gipfel des Tauaga, des höchsten Berges dort.

Aber auch dorthin folgte ihnen das Wasser. Es stieg schnell den Berg hinauf, so daß es vor ihnen den Gipfel des Berges erreichen mußte. Und sie waren alle entsezt, als sie das Wasser sahen. Nur Raudalo, der König der Schlangen, sah nicht auf das Wasser, als er auf dem Gipfel des Tauaga weilte, und fürchtete sich nicht, wie die andern taten. Zuletzt sagte er zu seinen Dienern: „Wo ist jetzt das Wasser?“ und sie antworteten: „Herr, es steigt noch immer.“ Und nach einer Weile fragte er wieder dasselbe, und sie antworteten ihm wie vorhin. Und wieder fragte er sie: „Wo ist das Wasser jetzt?“ Aber diesmal antworteten sie alle, die Schlangen Titico, Dubo und Anauri, zugleich: „Herr, es ist schon hier und gleich wird es dich berühren.“ Da wandte sich Raudalo um und stieß seine gespaltene Zunge hervor und berührte damit das zornige Wasser, das im Begriff war, ihn zu bedecken. Und mit einem Male stieg die See nicht mehr, sondern begann am Abhang des Berges abzufallen. Da war Raudalo nicht zufrieden, und er folgte der Flut den Hügel hinab, und immer wieder stieß er seine gespaltene Zunge hervor, damit das Wasser auf seinem Wege nicht verzöge. So kamen sie den Berg herab und über das ebene Feld, bis die Seeküste erreicht war. Und das Gewässer lag wieder in seinem Bett und

die Flut stand. Aber Raudalo fürchtete sich, wegzugehen, damit die Gewässer nicht wieder zu steigen begönnen. Und darum nahm er seinen Aufenthalt in einer Korallenhöhle in den Klippen von Quarara und verharrt dort bis an diesen Tag und gibt Obacht auf die See. Und wenn die Wellen groß sind und die Menschen eine Flut fürchten, dann kommt Raudalo hervor aus seiner Höhle und wiederholt einen Zauber gesang, und wenn die Flut den hört, dann ist sie still, und die Furcht der Menschen vergeht in Rührung.

(97.) 2. Warum die Leute von Gavi keine Fische essen mögen.
— Gefürzt.

Einst ging ein Mann dieses Dorfes fischen mit einem Hunde, fing aber wenig. Dann kam er an einen See, in dem viele Fische waren, und auf dessen Grunde lebte ein zauber mächtiger Ual namens Abaia. Das wußte der Mann nicht, und er freute sich, als sein Hund einen Fisch fing. Andern Tages erzählte er von dem See den Leuten im Dorfe, und die Männer und Frauen gingen zum Fischfang hinaus. Und sie fingen viele Fische, und eine Frau ergriff den Abaia, aber dieser ent schlüpfte ihr. Und dieser ließ nun durch kleine Fische, die dem Fang entgangen waren, die Nachricht von den Feindseligkeiten an alle Gewässer bringen und er führte die Wasser geister an den See, damit sie, wenn die Nacht hereinbräche, Strafe über das Haupt der Übeltäter kommen ließen. Nun machten sich die Leute von Gavi daran, weiter zu fischen, und die Fische, die sie nicht essen konnten, zu räuchern. Da kam eine schwere Regenwolke und ein gewaltiger Regen begann zu fallen. Der Regen kam so dicht, daß das Wasser stieg und die Flut kam über die Menschen und das Land, und alle die Fischer ertranken.

Nur eine alte Frau kam mit dem Leben davon. Sie war eine Zauberin und hatte bemerkt, daß es keine gewöhnlichen Fische waren, sie hatte nichts davon gegessen und hatte auch nicht geduldet, daß ihre beiden Hunde davon äßen. Als nun aber der Regen kam und das Wasser stieg, kroch sie auf einen Baum und hielt ihre Hunde fest und einen Feuerbrand in der Hand, den sie vom Boden aufgenommen hatte. Sie kletterte immer weiter, das Wasser stieg schnell, und als sie die Spitze des Baumes erreichte, war es fast unter ihr. Nun wurde es finster, und sie stieß den Feuerbrand gegen den Baum, bis die Funken herabfielen und verlöschten, weil sie das Wasser berührten. Nun sah sie, daß das Wasser immer höher stieg, und sie fürchtete, ertrinken zu müssen, und sie überlegte, was zu tun sei. Da fiel ihr ein, daß einer der Hunde eine Fischgräte gefressen hatte, und nun meinte sie, daß Abaia darum ihren Tod wollte. Da stieß

sie den Hund ins Wasser hinein, und da stand das Wasser, weil weder sie noch der andere Hund von den Fischen gegessen hatten. Als sie nun wieder den Feuerbrand gegen den Baum stieß, fielen die Funken auf Maisblätter, und sie merkte, daß die Flut sank. Beim nächsten Versuch fielen die Funken auf den Boden, und sie merkte, daß die Flut vorüber sei. Als es Tag wurde, stieg sie vom Baume herunter und sah, wie die Wasser des Sees in der Sonne tanzten, und die Wellen gingen auf und nieder. Da sprach die Frau zu den Wassern: „Ihr habt gut tanzen, nachdem ihr alle meine Genossen umgebracht habt, aber beweist mir sicher, daß sie alle tot sind.“ Da wurden die Wogen noch größer und das Wasser tanzte noch mehr und plötzlich erhoben sich die Füße aller Leute von Gavi, die in dem See ertrunken waren. Da erkannte die Frau, daß ihr Volk tot sei. Und sie begab sich nach Gavi und nahm sich der Kinder an, die auf ihre Eltern warteten. Sie wurden groß und heirateten einander und mehrten sich. Aber Fische werden dort nicht gegessen.

(98.). 3. In der Geschichte von den drei Schwestern — gefürzt — wird erzählt, wie diese, jede einzeln, fischen gehen. Sie begegnen unterwegs einer Schlange, die jede bittet, ihr etwas zu essen zu geben. Aber nur die dritte ist gutherzig und füttert die Schlange. Dafür gibt ihr diese einen Rat. Sie sollte bei dem ersten Donner anfangen, zu fischen, bei dem zweiten aber aufhören und auf einen Berg eilen. Sie tut so und flieht nach dem zweiten Donner ins Gebirge. Darauf kommt ein gewaltiger Regenfall, die Flut reißt große Bäume aus, aber die dritte Schwester wird gerettet. Auf dem Heimwege begegnet sie der Schlange und fragt nach ihren Schwestern. Da sagt ihr die Schlange, daß diese die Strafe für ihre Hartherzigkeit erlitten hätten.

(99.) Im K a b a d i -Distrikt Neuguineas an der Nedskarbai hörten Missionare folgende Geschichte: Einst wurde diese Erde ganz überschwemmt und nur die Spitzen der höchsten Berge sahen hervor. Lohero und sein jüngerer Bruder waren erzürnt auf das Volk um sie herum. Sie warfen einen Menschenknochen in einen kleinen Fluß, bald brachen große Wassermassen hervor, sie bildeten einen See, überschwemmten das ganze Land und zwangen die Menschen, zu flüchten. Das Wasser schwoll immer mehr, die Menschen flüchteten immer höher, bis zu den höchsten Spitzen der Berge; dort lebten sie, bis das Wasser zurücktrat. Einige stiegen wieder in die Niederung herab, andere blieben auf den Bergen, bauten sich an und legten Pflanzungen an.

(100.) Dieselbe Sage findet sich bei Andree, Seite 57.

(101.) Teilsweise wenigstens deckt sich mit dieser Sage der Bericht über die große Flut, Waluvu levu, den ein Häuptling aus Rewa, Beindovi mit Namen, der amerikanischen Expedition unter Wilkes erstattete. „Nachdem die Inseln von dem ersten Mann und der ersten Frau bebölkert worden waren, kam ein großer Regen und die Wasser begannen zu steigen. Da erschienen zwei große Doppelkanoes, das eine befehligt von Rokona, dem Gott der Zimmerleute, das andere von Rokola, seinem ersten Werkmeister. Diese fischten eine Anzahl von Menschen auf und behielten sie an Bord, bis die Flut nachließ, um sie dann wieder auf den Inseln auszusetzen. Nach einem Bericht bestand die Anzahl der Geretteten nur aus acht Personen, die auf dem Eilande Mbengga ausgesetzt worden, dessen Bewohner noch jetzt darauf stolz sind, die Nachkommen jener Überlebenden zu sein.“ Beindovi erzählte, daß in früherer Zeit die Fidschi-Inselaner stets zwei große Kanoes bereithielten, um sich zu retten, wenn wieder einmal eine Flut hereinbrechen sollte, ein Gebrauch, der erst kürzlich abgekommen ist.

(102.) Auf einer der Fidschi-Inseln wird die Geschichte anders berichtet. Die Große Schlange wohnt auf dem Berge Kauwandra. Ihre Kunst macht den ausgewählten Stamm reich, der allein die Kunst des Bootbauens versteht. Aber die Göttin ist eine strenge Herrin; wenn sie morgens erwacht durch den Ruf ihrer Lieblingstaube, ruft sie die Menschen zur Arbeit. Deshalb haßten der Häuptling der Bootbauer, Rokola, und sein Bruder Kausambaria die Taube und beschlossen, sie zu töten. „Und wenn dann die Große Schlange böse wird,“ sprachen sie, „dann wird sie eben böse, wir werden sie bekriegen, denn wir sind viele und stark, und sie ist allein, wenn sie auch ein Gott ist.“ So erschoß Rokola die Taube. Die Große Schlange aber erkannte Rokolas Pfeil und rief mit furchterlicher Stimme: „Wehe dir, Rokola! Wehe euch allen! O, ihr undankbaren Bootbauer, ihr habt mir meine Taube getötet. Jetzt werde ich das Reich von euch nehmen und es den Leuten von Bau schenken. Und ihr sollt unter die Bewohner von Fidschi verstreut werden und fortan Sklaven sein.“ Die Bootbauer aber bauten einen starken Kriegswall, und die Große Schlange auf dem Berge machte sich über die Leute lustig und rief: „Baut euren Wall nur recht stark, bis zum Himmel hinauf, ein Gott ist euer Feind!“

Als der Bau beendet war, rief Rokola über das Tal hinweg: „Wir sind fertig, laßt uns kämpfen, damit unsere Kinder später erzählen können: Unsere Väter haben die Große Schlange verzehrt, das war ein Gott, der oben auf dem Kauwandra lebte.“ Tezo kannte die

Wut des Gottes keine Grenzen mehr; er schleuderte seine Keule hoch in den Himmel hinein; die Wolken barsten und eine unheimliche Regenflut ergoß sich über die Erde. Der Regen hielt viele Tage an; es war kein Regen, wie er heute auf die Erde herabkommt, es goß in wahren Strömen, auch das Meer stieg und überflutete das Land. Endlich wurde auch der Kriegswall der Bootbauer samt der Stadt und allen Menschen fortgespült; es sollen gegen 2000 Menschen gewesen sein, die auf Bäumen, Flößen und Booten trieben, während Kokola und viele andere ertranken. Jene aber schwammen auf den Wassern hier- und dorthin, schließlich landeten sie auf den Bergspitzen, die aus den Wassern hervorragten, und bei den Menschen, die vor dem Wasser dorthin geflohen waren, bettelten sie um ihr Leben. Als das Meer zurücktrat, nahm man sie mit in die Täler der verschiedenen Königreiche hinab. Dort wurden sie Sklaven der Häuptlinge und bauen ihnen ihre Boote bis auf den heutigen Tag.

(103.) Die Fidschi-Inselaner erzählen von einer Flut, die nach einigen eine allgemeine war, nach andern aber nur Teile der Erde umfaßte. Die Ursache dieser Flut war, daß die bösen Entelsöhne des großen Gottes Ndengei diesem seinen Lieblingsvogel Turukawa töteten. Anstatt nun wegen ihrer Tat um Verzeihung zu bitten, schimpften sie noch auf den Gott und befestigten sich mit Hilfe ihrer Freunde in der Stadt, in der sie lebten. Obgleich nun der erzürnte Gott drei Monate gebrauchte, seine Streitkräfte zu sammeln, so war er doch unfähig, die Rebellen zu unterwerfen; er entließ daher seine Truppen und beschloß, die Aufrührer auf andere Art zu strafen. Auf seinen Befehl sammelten sich am Himmel dunkle Wolken, aus denen ein unaufhörlicher Regen auf die Erde herabströmte. Ortschaften, Hügel und Berge, alles wurde nach und nach überschwemmt; die Aufrührer aber, die auf den höchsten Höhen sich verschanzt hatten, schauten ohne Bangen auf die Flut. Doch diese stieg höher und höher und erreichte auch ihre Feste, so daß sie in ihrer Not einen Gott anriefen, der ihnen riet, sich ein Floß aus den Früchten der Pompelnuß zu erbauen; nach andern sandte er zwei Rähne zu ihrem Gebrauche, oder, so erzählen die dritten, er lehrte sie einen Kahn zimmern und sich darin retten. Alle stimmen aber darin überein, daß die höchsten Berge mit Wasser überflutet waren und die übrigbleibenden Menschen sich in einem Fahrzeuge retteten, das auf Mbengga festsaßen blieb, als die Wasser sich verloren. Daher betrachten sich die Mbengganer auch als die ersten im Range unter den Fidschi-Inselanern. Die Zahl der Geretteten betrug acht; zwei Stämme der Menschen gingen aber in der Flut ganz zugrunde:

der eine bestand nur aus Weibern und der andere war durch eine Art Hundeschwanz ausgezeichnet.

XI. Polynesien

(104.) Aus Neuseeland wird erzählt: Puta, der allen den Glauben an Gott lehrte, kehrte durch Raki die Welt oberst zu unterst um, wobei alle Bäume, alle Pflanzen und auch der größte Teil der Menschen umkam. Nur er und die Seinen blieben am Leben. Das geschah in den Tagen Mata=aho's und wiederholte sich mehrmals. So damals, als der Sohn des Parr=whenua=nna Regen forderte, worauf sich eine solche Flut ergab, daß die ganze Welt vom Wasser bedeckt war und alle Menschen, die sich nicht mit einem Fahrzeug versehen hatten, umkamen. Damals hielt Tunuka die Sonne, Turangi den Mond und Kiwa die See als Diener. Durch diese Flut entstand der große Ozean, durch eine spätere, kleine Flut nur ein kleiner See im Himmel, von dem viele Flüsse ausgingen.

(105.) Priester der Mori auf Neuseeland teilten folgende Erzählung mit: Tawhaki erregte die Flut dadurch, daß er durch Aufstampfen mit dem Fuß den Boden des Himmels durchlöcherte. Eine Flut von Wasser strömte hernieder und bedeckte die ganze Erde. Nach einer andern Mitteilung weinte die Mutter Tawhakis so heftig über ihren Sohn, daß die Tränen, die Erde überslutend, alle Menschen töteten.

(106.) Die Mori erzählen ferner von einem überaus schönen Gott in Jünglingsgestalt, Tawhaki, den seine Schwäger fast umbrachten; sein junges Weib aber rettete ihn, und, wieder genesen, rief er zu den Göttern, seinen Vorfahren, laut um Rache. Sie erhörten ihn, indem sie die Gewässer des Himmels herabströmen ließen, in denen alle Menschen umkamen. Diese Flut wurde die des Mataaho genannt.

(107.) Auf Neuseeland wird das Märchen von Tawhaki erzählt. Dieser Häuptling wird von zwei Schwägern erschlagen und begraben. Seine Frau findet ihn, merkt, daß er noch nicht ganz tot ist und pflegt ihn wieder gesund. Sobald nun Tawhaki wieder genesen war, verließ er den Ort, wo die treulosen Schwäger wohnten. Mit all seinen Kriegern und ihren Familien zog er fort und baute sich hoch oben auf dem Gipfel eines Berges ein festes Dorf, wo er sich leicht schützen konnte. Und dort wohnte er fürderhin. Darauf rief er alle Götter und Ahnen um Rache an; die Fluten des Himmels fielen herab, die Erde wurde von den Wassern überschwemmt und

alle Menschen starben. Die Überschwemmung von Mataaho heißt die Sintflut, und das ganze Menschengeschlecht wurde damals ausgetilgt.

(108.) In der Südsee finden wir sogar eine wertvolle Überlieferung mit dem Regenbogen, die darum ganz besonders zu berücksichtigen ist. Die Maoripriester erzählen, daß, weil die Menschen nicht mehr an die alten Berichte vom Gott Tane, von der Trennung des Himmels und der Erde durch ihn und an die übrigen Überlieferungen glauben wollten, sondern die Priester verhöhnten, diese letzteren nach mancherlei Gebeten ein Floß bauten mit einem Hause, das Nahrungspflanzen, Hunde und einige Menschen trug. Dann goß der Regen infolge der Gebete in Strömen herab und alle ungläubigen Menschen wurden ersäuft. Das Floß fuhr über das Meer und kam nach sieben Monaten, in denen ihm und seinen Insassen durch feindliche Göttinnen des Meeres große Gefahren bereitet wurden, unter vielen Opfern und Gebeten zu Tane endlich an Land in Hawaiki, dem Geisterland, das aber hier als irdische Heimat gilt. Sie fanden sie zertrümmert, die alte Oberfläche zu unterst gelehrt und alle Menschen tot. Sie waren die einzigen Überlebenden. Bei ihrer Landung war ihre erste Tätigkeit, Gebete und Verehrungszeremonien für alle Götter, an verschiedenen Orten, die dadurch für alle Zeiten heilig blieben. Nachdem dies vollendet war, zeigte sich ihnen der Regenbogen und ein anderes Glückszeichen am Himmel. Da traten ihnen die Götter versöhnt entgegen, die auf ihre Gebete hin den Regen, die Flut und die Zerstörung der Menschen veranlaßt hatten und nun unten am Ende des Himmels wohnten, wo sie die Ebbe und Flut hervorbringen, die wir täglich sehen.

(109.) Polynesien ist besonders reich an Flutmythen. So ist die Insel Nive oder Sagave östlich vom Tongaarchipel aus dem Meere emporgebracht durch zwei Männer, die von Tonga herbeischwammen und auf den überfluteten Boden stampften. Da stieg das Land, das Wasser floß ab. Sie stampften wieder und die Vegetation wuchs hervor, aus der sich auch die Menschen entwickelten.

(110.) Der Gott Tangaloa fischte einstmals im Ozean, als sein Angelhaken an etwas in der Tiefe der Gewässer hängen blieb. Als der Gott ihn mit aller Kraft anzog, brachte er festes Land empor, allein die Angelschnur riß und nur die Inseln des Tonga-archipels tauchten aus der Meeressflut empor. Ein Loch in einem Felsen zeigt noch jetzt die Stelle, wo der Haken eingebohrt war. Tangaloa sendete zwei seiner Söhne mit ihren Familien als Bewohner in das neue Land. Allein der eine von ihnen, einträger,

neidischer Mensch, tötete den andern Bruder, der fleißig und sehr erfindsam war. Er machte Äxte, Perlen, Kleider und Ferngläser. Tangaloa, erzürnt hierüber, sendete die Familie des Ermordeten in ein fernes Land, weit über den Ozean nach Osten, gab ihnen weiße Hautfarbe, große Geschicklichkeit, Reichtümer und große Schiffe: Der Wind soll von eurem Lande nach Tonga blasen; ihr andern sollt hier bleiben, schwarze Farbe und keine Schätze haben; eure lichtgefärbten Brüder sollen sie euch bringen und mit euch Handel treiben.

(111.) Auch auf N a n u m a n g a — Ellice-Inseln — trat eine große Flut ein, deren Ende durch eine große Seeschlange — Regenbogen? — bewirkt wurde. Die Seeschlange wurde auch Mutter des Menschengeschlechtes; ihr Gatte war die Erde. Auf Nui wurde die Seeschlange in Stücke zerschnitten, aus denen die Nachbarinseln gebildet wurden.

(112.) Zur Zeit des Sevenaunau in Safotu wurde Samoa von einer Flut überschwemmt, keine Insel ragte aus dem Wasser. Seve und ein Mensch namens Pouniu, den er fand, schwammen. Es war nichts, wo sie ausruhen könnten. Da fanden sie ein Land mit Namen Ulusuasi, dort brachen sich die Wellen wie an einem Boote. Da gingen beide dorthin und ruhten sich aus. Tagalva a Lagi sah vom Himmel nieder, hatte Mitleid mit ihnen, da sie fortgesetzt schwammen. Er schickte daher zwei Tagata hernieder und befahl ihnen: Geht hinunter, diese Dinge hier nehmt mit euch, wie Fischhaken haft sie ein und hebt die Inseln, so daß sie schwimmen. So wurde die samoanische Inselgruppe gehoben, so daß sie schwamm und Seve und Pouniu ausruhen könnten.

(113.) Nach einer andern Erzählung auf S a m o a überflutete die See das Land, und alles starb außer den Tauben und den Hühnern. Hieran knüpft sich eine Erklärung des Namens Samoa, die erst in späterer Zeit entstanden ist. Das Meer war früher nicht vorhanden. Tangaloa und sein Sohn Lu, dessen Weib „Meereswachstum“, dessen Sohn wieder Lu hieß, bauten einen Kasten, das Weib gabar die Schaltiere und Fische und hierauf die See, die so anschwoll, daß Lu mit seinen zwei heiligen Hühnern den Kahn bestieg, der nach etwa sechs Tagen auf dem Gipfel des Malata landete. Nach andern Mythen kam Lu vom Wasser von Pulotu und andern Orten oder direkt von Tafiti-apau, das heißt dem geflügelten Fidschi.

(114.) Auf den S a m o a i n s e l n ist es allgemein Glaube, daß da, wo in alter Zeit die Fische schwammen, heute Land sich

ausdehnt. Die Tradition fügt hinzu, daß beim Verlaufen der Wasser viele Fische auf dem Lande blieben und in Steine verwandelt wurden.

(115.) Der *Regenbogen* gilt in der Südsee als Gott und war in Samoa der Schutzherr verschiedener Ortschaften. Seine Stellung war bei Kriegsführung ominös. In Tahiti und Neuseeland galt er als Weg der Götter. In Neuseeland hieß er *Uanuku*, und dieser Name, übertragen auf weltliche Helden, spielt in den Sagen der Maori eine große Rolle. *Uanuku* trug einen besonders schönen roten Gürtel, und so hieß der Regenbogen auch *kaub-kura*, roter Gürtel. Der tahitische Gott *Hiro* zog aus, um diesen Gürtel zu erobern. Zu dem Gott im Regenbogen richteten die Bewohner einzelner Karolinen, sobald sie zu Schiff waren, ihre Gebete.

(116.) Auch *Manochiki* war von den Göttern, die alle *Maui* hießen, emporgefischt worden, von denen zwei von der abfließenden Wasserflut mit fortgespült wurden; mit emporgezogen wurden 800 Wassergeister, die das Land bevölkerten.

(117.) Besonders reich an Sintflutmythen sind die *Gesellschaftsinseln*. *Tangaloa*, erzürnt über den Ungehorsam der Menschen, stürzt das ganze Land in das Meer, so daß nur einige Spalten hervorragen, die heutigen Inseln. Nach Verlauf des Wassers, erzählt man auf *Eimeo*, kam ein Mann in einem Kahn und errichtete einen Altar zu Ehren seines Gottes.

(118.) Eine Flutgeschichte der Gesellschaftsinseln berichtet W. Ellis, *Polynesian Researches* II 58.

(119.) *Tahiti* war vom Meere zerstört mit allen lebendigen Wesen; die Bäume, die Gesteine hatte der Wind fortgetragen. Nur zwei Menschen und ihre Haustiere waren übrig, sie flüchteten auf den runden Gipfel des *Pitohiti*. Nach zehn Tagen und Nächten sank das Wasser, die Berge tauchten auf, aber das Land war öde. Als der Wind nachließ, fielen die Steine und Bäume aus der Luft. Bevölkert wurde das Land durch die Nachkommen der beiden Übriggebliebenen.

(120.) Auf *Raiatea*, einer der Gesellschaftsinseln, erzählen die Eingeborenen folgendes: *Ruahatu*, der Wassergott, ruhte kurz nach der Bevölkerung der Welt durch die Nachkommen von *Taata* in der Tiefe des Ozeans aus zwischen Korallen an einer Stelle, die ihm zum Wohnorte geheiligt war. Ein Fischer, entweder aus Vergessenheit oder Mizachtung des Tabu und der Heiligkeit des Platzes, schiffte mit seinem Kanoe auf den verbotenen Gewässern und senkte seine

Angel zwischen den Korallenästen auf den Boden. Die Angel verwickelte sich in das Haar des schlafenden Gottes. Nach einiger Zeit versuchte der Fischer, seine Angel zu heben, war aber eine Zeitlang unfähig, sie zu bewegen. Zuletzt wurde sie plötzlich losgerissen von allem, worin sie sich verwickelt hatte, und er begann, sie aufwärts zu ziehen. In einem Augenblick erschien der Gott, den er vom Schlaf aufgeweckt hatte, auf der Oberfläche des Wassers und erklärte, nachdem er ihm seine Unfrömmigkeit vorgeworfen hatte, daß die Erde lasterhaft und mit Schuld beladen sei und zerstört werden sollte. Der erschrockene Fischer warf sich vor dem Gott nieder, bekannte seine Reue über die Tat und flehte um Verzeihung, ihn bittend, das verkündete Unheil abzuwenden und ihn zu retten. Ruahatu, gerührt durch die Bitte und das ungestüme Flehen, befahl ihm, nach Hause zu seinem Weibe und seinen beiden Kindern zu gehen und dann nach einer kleinen Insel, Toa-marama, die zwischen den Korallenriffen östlich von Raiatea liegt, sich zu begeben. Hier wurde ihm Sicherheit versprochen mitten unter der Zerstörung der umliegenden Inseln. Der Mann eilte nach Hause und ging mit Weib und Kindern zu dem bestimmten Platze. Einige sagen, daß er einen Freund mit sich nahm, der in seinem Hause wohnte, und einen Hund, ein Schwein und ein Vogelpaar, so daß die Gesellschaft aus vier Personen bestand, außer den auf den Inseln bekannten zahmen Tieren. Sie erreichten den Zufluchtsort vor dem Schluß des Tages, und als sich die Sonne dem Horizont näherte, begannen die Gewässer zu steigen. Die Bewohner der anliegenden Küsten verließen ihre Wohnungen in der Niederung und flohen zu den Bergen. Die Wasser stiegen während der Nacht, und am nächsten Morgen erschienen nur die Spitzen der höchsten Berge über der Oberfläche der weiten See. Diese wurden nachher bedeckt, und alle Bewohner des Landes kamen um. Die Wasser zogen sich darauf zurück, und der Fischer und seine Gesellschaft verließen ihren Aufenthalt, schlugen ihre Wohnungen in demselben Lande auf und wurden die Stammeltern der jetzigen Bewohner.

(121.) Die P a u m o t u i n s e l n waren nach einem einheimischen Mythus vom Gott Tefu-rai vom Grund des Meeres emporgezogen und durch einen Wirbelwind über die Wellen ausgestreut. Manga-reva im Südosten des Archipels soll von Maui aufgefischt sein, der auch nach den Mythen der Maori Neuseeland auffischte, das deshalb „Fisch des Maui“ hieß. Eine Taube mußte ihm, nach andern Mythen, die Insel vollends emporziehen.

(122.) Ein englischer Matrose, Watson, der von 1843 an 24 Jahre lang auf den *M a r k e s i n s e l n* lebte, hörte dort die überlieferten Gesänge von einer großen Flut.

Sowohl auf den Fidschi-Inseln wie auf den Palau- und Gesellschaftsinseln ist ein sündiges Vergehen der Menschen gegen die Götter oder Heroen die Ursache der Flut und der Zerstörung des Menschengeschlechtes. Sie ist also eine Strafe, und überall bleiben einige oder nur ein Mensch übrig, durch den dann die Fortpflanzung unseres Geschlechtes erfolgt.

(123.) In *H a w a i i* endet die mythische Zeit mit einer Fluterzählung, die den bisherigen vorweltlichen Charakter des Landes während der früheren Schöpfungsperiode vernichtet.

Entstehung des Schlimmen, Entstehung des Zeitlichtes,
 Es entsteht das Rauhe, das Glatte, das Runde,
 Entstehen Umrüttlungen, Zusammenstoß, Zornesfluten.
 Die Erde erschüttert bebend.
 Sturmgewitter bedrängend, steigen auf
 Empor in Gebirgen, steigen auf, schwelend und brausend,
 Steigen auf zum Hauspfeiler *Kanikawas*.
 Es fliegen die Pfeile *Kanikatos*,
 Bezwungen *Kanativa* vom Überwinder.
 Geboren das Böse, geboren das Zeitlicht,
 Geboren das Rauhe, als Pfeiler das Runde,
 Geboren das Wühlen, das Stoßen, der zornige Tröpfelguß.
 Die Erde bebt erschüttert, in Stürmen bedrängt
 Auf steigt es zu den Bergen, wüst schwingend
 Erhebt sich das Wasser zu der Höhen Rücken,
 Steigt auf stampfend und tobend.
 Steigt auf zu dem Hauspfeiler *Kanikawas*.

(124.) In *H a w a i i* wollte der jüngste der vier Söhne des Königs *A t a l a n g a*, die alle *Maui* hießen, die Inseln des Archipels zu einem großen Festland einigen und zog sie deshalb, in einen Kahn gepackt, an einer Hakenschnur hinter sich her. Allein die Schnur zerriß, die Inseln fielen wieder in das Meer zurück. Auch die Sonnenstrahlen hatte dieser *Maui* eingefangen. Die Hawaiier erzählten ferner von einer großen Flut, die das ganze Land bedeckte, mit Ausnahme einer kleinen Felsspitze am Gipfel des *Mauna-kea*, wo zwei Menschen bewahrt blieben, während alle andern umkamen.

(125.) Auf *O-Wahu* im Hawaiiarchipel werden alte Sagen erzählt. Es hat eine Flut gegeben, bei der bloß der Gipfel von *Mauna-roa* aus den Wellen hervorgeragt hat. Die Menschen haben

sich auf denselben gerettet. Es hat vor dieser Flut noch eine andere Weltumwälzung gegeben, bei der die Erde vierzig Tage lang verdunkelt gewesen ist.

XII. Afrika

(126.) Man hat in Ägypten Mythen besessen, die von freilich regelmäßig nicht zur Durchführung gelangten Versuchen der Götter berichten, Teile der Erde beziehungsweise des Menschengeschlechtes auszurotten. Berichte, die demnach inhaltlich dem weitverbreiteten Kreise der Sintflutsagen angehören.

(Aus Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter. 1900.)

Ra beruft den Rat der Götter, Beschluß, die Menschen wegen ihrer Schlechtigkeit zu vernichten. Hathor tut es. Bis Heliopolis ist alles Land mit Blut bedeckt. Die zur rechten Zeit aufwärts gezogenen Menschen bleiben verschont. Menschenblut und Alraunfrüchte werden von Ra in 7000 Krügen gesammelt und nachts die Felder mit dieser Flüssigkeit überschüttet. Nachher tritt bei Ra Reue ein, die Menschen kommen wieder und Ra versöhnt sich mit ihnen. Es kann fraglich sein, ob hier die Sintflut gemeint ist. Der Rat der Götter, die Vernichtung der Menschen, die nachfolgende Gnade der Gottheit, das Versprechen, keine Wiederholung machen zu wollen, sind vorhanden. Die Katastrophe ist anders! Erst durch ein blutiges Gericht, dann die Überflutung. Allerdings ist für Ägypten Überschwemmung und Reichtum so sehr identisch, daß deshalb die Überlieferung geändert ist, und dem Gerichte ist eine andere Gestalt gegeben.

Nach Brugsch ist die Geschichte genuin, ohne chaldäischen Einfluß.

(127.) In Ägypten, besonders in Theben, findet man Katakomben, von denen Ammian folgendes berichtet: Es gibt auch in Ägypten Syringe, gewisse unterirdische und gekrümmte Gänge, die, wie man sagt, diejenigen, die der ältesten Gebräuche kundig waren, da sie wußten, daß die Sintflut herannahre, und fürchteten, daß die Kenntnis der heiligen Gebräuche zugrunde gehen möchte, durch ganz mühevolle Ausgrabungen ausgeführt, an verschiedenen Orten einrichteten, und worin sie, die Wände aushauend, viele Arten Vögel und wilder Tiere und unzählige Gestalten lebender Wesen abbildeten, die man heilige Schrift nannte, Hieroglyphen.

(128.) Ganz als Mythos tritt uns die Flutsage in einem Hymnus entgegen aus der Zeit des Perserkönigs Dareios I., der zu Gib in der großen Dase dem ägyptischen Sonnengott Ra einen Tempel

erbaute (521—486). Dieser ist fast vollständig erhalten. Die Wände sind mit Hieroglyphentexten bedeckt, unter denen zwei Hymnen auf den Gott, die S. Brugsch bearbeitet und übersetzt hat, unser Interesse erwecken. In dem größeren dieser Hymnen heißt es: „Dein Sitz von alters her war auf dem Hochfeld von Hermopolis magna. Du hattest verlassen der Seligen Inseln, das Land der Dase, und erschienest im Feuchten, im verborgenen Ei. In deiner Nähe war die Göttin Amente. Du nahmst Platz auf dem Rücken der Kuh und fasstest ihre Hörner und schwammst einher auf der großen Flut der heiligen Mehur. Kein Pflanzenwuchs war, er begann, als sich einete er selbst mit der Erde und als Gewässer zum Berge emporstieg.“

In dem andern Hymnus wird dann noch gesagt, daß die Göttin Nut dem Amon Himmel und Erde übergibt, so wie sie sind, wenn er emporsteigt aus der Wassertiefe ins hohe Hochland von Hermopolis.

(129.) Die Ägyptische Mythologie enthält folgende Erzählung: Isis lehnt sich gegen die Herrschaft des Gottes Ra auf, sie will seinen Namen erfahren, in dem seine Macht beruht, und ersann eine List, ihm den Namen zu entlocken. Ra aber antwortet ausweichend: Ich bin der, der Himmel und Erde schuf und die Berge stürzte und alle Wesen darauf machte; ich bin der, der das Wasser und die große Flut schuf; ich bin der, der den Himmel machte und das Geheimnis seiner Horizonte.

Im Totenbuch kommt folgende Stelle vor: Tum, der eine Erscheinungsform des Ra ist, sagt von sich: Ich werde alles, was ich getan habe, wieder vernichten, diese Erde soll Wasser werden, ein Ozean durch eine Überschwemmung, wie sie am Anfang der Dinge war.

(130.) Aus Afrika haben wir den ungemein wichtigen Bericht der Masaï. Er lautet nach Hauptmann Merker folgendermaßen: „Tumbainot war ein frommer Mann, den Gott liebte. Auf die von Nambija begangene Mordtat hin beschloß Gott, die Menschen zu vernichten. Nur der fromme Tumbainot hatte Gnade vor Gott gefunden. Gott befahl ihm, eine Hütte aus Holz, eine Arche, zu bauen und mit seinen zwei Frauen, seinen sechs Söhnen und deren Frauen hineinzugehen, sowie einige Tiere von jeder Art mitzunehmen. Nachdem Menschen und Tiere im Kasten untergebracht waren und Tumbainot drin auch eine große Menge Lebensmittel verstaut hatte, ließ es Gott lange und heftig regnen, so daß eine

große Überschwemmung entstand und alle Menschen und Tiere, die außerhalb der Arche waren, extranken. Diese selbst schwamm auf den Wassern der Regenflut. Mit Sehnsucht erwartete Tumbainot das Ende des Regens, denn die Lebensmittel fingen an, knapp zu werden. Endlich hörte der Regen auf. Tumbainot wollte sich nun über den Stand des Wassers unterrichten. Er ließ daher eine Taube aus der Arche fliegen. Als sie abends sehr ermüdet zurückkam, wußte Tumbainot, daß das Wasser noch sehr hoch sei und die Taube sich deshalb nicht hatte ausruhen können. Einige Tage später ließ er einen Aasgeier aussfliegen. Vorher hatte er ihm einen Pfeil derart an eine der Schwanzfedern gebunden, daß der Pfeil, sobald sich das Tier beim Fraß nieder setzte und ihn nachschleppte, festhalten und mit der betreffenden Feder zusammen verloren gehen mußte. Als der Geier abends zur Arche zurückkam, fehlte ihm Pfeil und Schwanzfeder. Tumbainot ersah daraus, daß der Vogel sich draußen auf ein Aas niedergelassen hatte, die Flut also im Schwinden begriffen sein mußte. Als sich dann das Wasser noch weiter verlaufen hatte, landete die Arche in der Steppe, wo ihr Tiere und Menschen entstiegen. Beim Verlassen der Arche gewährte Tumbainot vier Regenbögen am Himmel, einen in jeder Himmelsrichtung. Dies galt ihm als Zeichen dafür, daß der Zorn Gottes vorüber war.“ Wie man sieht, ist die Ähnlichkeit mit dem Bericht der Genesis groß, aber es kann nach den Mitteilungen Merkers nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß der Bericht durchaus echt ist und nicht durch Missionare und Reisende übertragen. Wir haben also eine lange dauernde Regenflut, an deren Schluß der Regenbogen auftritt als Zeichen der Verjährnung.

(131.) In den Volksmärchen der Kabylen wird die Geschichte vom Riesen Ferraua erzählt. Ihm wird nach dem Leben getrachtet, und er fällt seinen Feinden zum Opfer. Als er nun starb, entstand das Weltmeer, und das kam so. Aus dem Blute Ferrauans entstanden die sieben großen Meere der Welt. Als ihn Athrajen verwundete und seine ersten Blutstropfen aus der Wunde flossen, bildeten diese das erste, das Rote Meer. Als dann das Blut sich in der Wunde schied, floß ein weißes Wasser heraus und bildete das Weiße Meer. Als seine Wunde ganz schwarz war, floß schwärzliches Blut heraus und bildete das Schwarze Meer. Und als seine Wunde dann heilte, entstand eine grünliche Flüssigkeit in ihr, die floß weithin und bildete das Grüne Meer. Die andern drei Meere kann keiner mehr angeben. Die sieben Meere waren im Anfang getrennte Seen und jeder vom andern durch Landstriche gescheiden. Als nun aber Ferraua in den

See Thamgurth stürzte und ertrank, quollen aus seinen letzten Atemzügen Blasen auf, die wurden zu den Wogen des Sees, und der See ward aufgerührt wie von einem starken Sturme. So floß der See über die breiten Landmassen und breitete seine Fluten und Wellen aus über die sieben Meere, und alle Meere stiegen mächtig und warfen Wellen, die alle dazwischen liegenden Landmassen überfluteten. Und so wurde aus den sieben Meeren ein einziges großes Meer. Alle Farben der verschiedenen Meere flossen ineinander über.

(132.) Die *Guineaneger* haben nach J. L. Wilson die Überlieferung einer großen Flut, die einst die Oberfläche der ganzen Erde bedeckt habe.

(133.) In *Guinea* teilte der dänische Resident mit, wie Bowditch angibt, daß man sich dort erzählte, daß die Welt durch Regen zerstört sei, mit Ausnahme weniger Überlebender, die sie wieder bevölkerten.

(134.) Wilson sagt, daß an der *Goldküste* eine Überlieferung von einer großen Flut bestände, die einst die ganze Erde bedeckte; but it is coupled with so much that is marvelous and imaginative that it can scarcely be identified with the same event recorded in the Bible. Leider teilt Wilson die Sage nicht mit.

(135.) Bei den *Dahomey* heißt der Regenbogen *Aydo=who=do*, die himmlische Schlange; sie bringt den Menschen Heil.

(136.) Von einer wunderbaren Sage der den *Aschanti* nahe benachbarten *Fanti* berichtet Robertson, daß die Meerschweine und alle walfischartigen Fische Abkömmlinge eines Volkes seien, das durch eine Überschwemmung, als das Meer zornig war, vernichtet wäre. Strandet ein solches Tier bei ihnen, so werden mehrere Tage lang religiöse Übungen angestellt, um die Übel abzuwenden, die ein solches Stranden bedeutet.

(137.) Die *Watjaneger* erzählten Oldendorp, daß sie zu Hause von einer allgemeinen Überschwemmung des Erdbodens gehört hätten, darin alle Menschen umgekommen seien, ob sie sich gleich auf die höchsten Berge zu retten versucht hätten.

(138.) Die *Neger* am *Feijiflisse*, westlich von Gondokoro, erzählten dem Missionar Morlang von einer großen allgemeinen Überschwemmung, in der nur ein einziger Mann übriggeblieben sei, der ihnen, den Nachkommen, solches berichtet habe.

(139.) Näheres finde ich nicht über die Sage der *Bapedi-Kaffern* von einer großen Wasserflut, die fast alle Menschen vertilgte. Auch bei andern Basutostämmen heißt es, daß alle Menschen bis auf zwei einst von einem Ungeheuer verschlungen wurden.

(140.) Livingstone hat auf seinen langjährigen weiten Reisen nur „eine Art Flutsage, und zwar die einzige, die ihm in Afrika vorgekommen“, gefunden. Sie bezieht sich auf die Bildung des Dilolo-See (Angola, Portugiesisch-Westafrika) und mag der Vollständigkeit halber hier stehen.

„Als wir fragten, was Dilolo heiße, gab uns Schakatwala folgenden Bericht von der Entstehung des Sees. Ein weiblicher Häuptling, Moene Monenga, kam eines Abends in das Dorf Mosogos, eines Mannes, der in der Nähe lebte, aber eben mit seinem Hunde auf die Jagd gegangen war. Sie bat um Nahrung, und Mosogos Frau gab ihr genügend zu essen. Nachdem sie zu einem andern Dorf gekommen war und da stand, wo jetzt Wasser ist, tat sie dieselbe Bitte, doch wurde sie ihr nicht nur abgeschlagen, sondern, als sie eine Drohung wegen des Geizes der Dorfbewohner aussprach, wurde sie mit der Frage verspottet: „Was sie denn tun könnte, obgleich man sie so behandle?“ Um zu zeigen, was sie zu tun imstande sei, begann sie im langsamem Takte zu singen, und nannte dabei ihren Namen Monenga-woo. Während sie die letzte Note langdehnte, sanken Dorf, Leute, Vögel und Hunde in die Tiefe hinab, die jetzt Dilolo heißt. Als Kasimakate, der Häuptling des Dorfes, nach Hause kam und sah, was geschehen war, stürzte er sich in den See, wo er noch immer sein soll. Der Name kommt von ilolo, d. h. Verzweiflung, weil dieser Mann alle Hoffnung verloren gab, als er seine Familie nicht mehr vorfand. Monenga wurde getötet.“

(141.) Die Herero haben folgende Sage: In alten Zeiten fiel der Himmel in unermeßlichen Regenströmen herab, so daß fast alle Menschen getötet wurden. Da opferten die Leute den Göttern im Himmel ein schwarzes Schaf. Diese trieben die Fluten zurück und brachten die Erde wieder in Ordnung. Aber der Himmel und die Erde lagen auseinander. Damit jedoch die Menschen nicht in den Himmel hineinsteigen könnten, bestellten die Götter Wächter, die die Aufgabe hatten, die Menschen vom Himmel zurückzuhalten. Es waren einarmige, einbeinige, einäugige Geschöpfe. Diese fochten und fechten nun jeden Abend mit der Sonne und stechen in sie hinein, so daß sie blutrot wird.

(142.) Nach den Überlieferungen der Herero hieß die Heimat, aus der sie stammen, Kaoko. Wo dieselbe gelegen, läßt sich nicht ausfindig machen, aber in diesem Lande haben ihre wenigen alten Sagen ihren Herd; dort stand der riesige Omumborombongabaum, aus dem sie hervorgegangen, dort ist Mukuru, ihr Urvater, begraben, und dort ist auch eine große Flut gewesen, die so furchtbar war, daß

die Herero auf die Berge fliehen mußten und ihre Rinder bis auf eine Kuh und einen Stier verloren, von denen die heutigen Herden abstammen. Diese Flut soll zugleich zwei weiße Menschen gebracht haben, die lange unter den Herero in Kaoko lebten und Stammväter der gefärbten Herero sind.

(143.) Einen offenbar späten Anstrich hat auch die Sage der *Nama-Hottentotten*, die mir durch die europäischen See-fahrer, die an ihrer Küste landeten, veranlaßt erscheint. In grauer Vorzeit, so erzählen sie, sei „ein schwimmendes Haus“ dort gelandet, wo jetzt die Kapstadt steht. Aus diesem seien mehrere Menschen mit Kindern und Schafen ans Land gestiegen und hätten sich niedergelassen. Von ihnen stammen die *Namaqua* ab.

II.

Nordamerika

XIII. Eskimo

(144.) Eine Erzählung der *Eskimo* berichtet folgendes:

In den ersten Tagen war die ganze Erdoberfläche mit Ausnahme eines sehr hohen Berges in der Mitte überflutet. Vom Meere her stieg das Wasser und bedeckte alles Land mit Ausnahme dieses Berges. Nur ein paar Tiere wurden gerettet und entkamen dadurch, daß sie die Bergabhänge hinaufstiegen. Einige wenige Leute entkamen, indem sie ein Familienboot bestiegen. Ihr Leben fristeten sie mit Fischen, die sie bei Ebbe fingen. Als schließlich das Wasser zurückging, gingen die Leute, die gerettet waren, auf die Berge und lebten da; gelegentlich stiegen sie dann zur Küste hinab. Auch die Tiere kamen wieder herab und belebten die Erde mit ihrem Geschlecht. Während der Flut schnitten Wogen und Ströme in die Oberfläche des Landes Furchen und Risse, und als dann das Meer zurückging und immer weiter zum Meere abfloss, waren die heutigen Berge und Täler entstanden.

(145.) Die *Eskimo* am Mortonsund erzählen folgendes: In den ersten Tagen war die Erde überflutet, mit Ausnahme eines sehr hohen Berges in der Mitte. Das Wasser stieg vom Meere auf und bedeckte alles Land mit Ausnahme des Gipfels jenes Berges; nur wenige Tiere wurden gerettet, indem sie an dem Berge emporstiegen. Ein paar Menschen retteten sich dadurch, daß sie in ein Boot stiegen und von Fischen lebten, bis das Wasser nachließ. Als endlich die Fluten sanken, gingen die Geretteten auf den Berg, um da zu leben, indem sie gelegentlich zur Küste hinabstiegen; auch ihre Tiere kamen herab und bevölkerten die Erde mit ihrer Art. Während der Flut schnitten die Wogen und Strömungen in die Oberfläche des Landes Löcher und Gräben, und so blieb das Land beim Rückzug der Gewässer, wie es heute ist.

(146.) Die Zentrale Eskimo berichten über die große Flut dieses:

Vor langer Zeit begann einmal der Ozean plötzlich zu steigen, bis er das ganze Land bedeckt hatte. Das Wasser floß über die Gipfel der Berge, und das Eis trieb über sie hinweg. Als die Flut sich dann zurückzog, strandete das Eis und bildete überall auf den Gipfeln der Berge Eishäuben. Viele Schaltiere, Fische, Seehunde und Wale blieben hoch am Trockenen zurück, und da sind ihre Schalen und Knochen bis zum heutigen Tage sichtbar. Eine große Anzahl Innuit — Eskimo — starb während dieses Zeitraumes, aber viele andere, die, als das Wasser zu steigen begann, ihre Kajaks bestiegen hatten, wurden gerettet.

(147.) Die Prinz-of-Wales-Halbinsel auf der amerikanischen Seite der Beringstraße ist ein vulkanisches Gebiet, das häufig von Erdbeben heimgesucht wird. Die dort wohnenden Eskimo haben die Sage, daß in alter Zeit ein Erdbeben mit einer starken Flut verbunden über das Land gegangen sei und daß nur einzelne Leute damals imstande gewesen wären, sich mit ihren Fesselbooten auf die Gipfel der höchsten Berge zu retten.

(148.) Eine sehr bezeichnende Geschichte erzählt uns Mansen in seinem Buch vom Leben der Eskimo. Da heißt es folgendermaßen: „Auf See glauben die Kajakmänner sich von den sogenannten Ignerssuit (Plural von Ignerssuak = großes Feuer) umgeben. Die meisten sind gute Wesen, die den Menschen helfen. Der Eingang ihrer Wohnungen liegt am Strande. Die erste Erde, die entstand, hatte weder Meere noch Gebirge, sondern war glatt. Da ihm da droben die Menschen auf ihr nicht gefielen, zerstörte er die Erde. Sie barst. Die Menschen fielen in die Spalten und wurden Ignerssuit. Das Wasser überströmte alles. Als die Erde wieder erstand, war sie völlig bedeckt von einem Eisgletscher. Dieser verschwand allmählich, und vom Himmel fielen zwei Menschen herab, von denen die Erde bevölkert wurde. Jahr für Jahr nimmt der Eisgletscher ab. An vielen Orten sieht man noch Zeichen von der Zeit, da das Meer über den Bergen stand.“

XIV. Nordwestküsten-Indianer

(149.) Die Indianer an der Südküste von Alaska und dem nördlichen British-Columbia haben folgende Geschichte:

Der Rabe Jetl hat einen Häuptling dadurch verletzt, daß er dessen Frau befreite, die in einer Kiste verborgen gehalten wurde. Der

Häuptling kam sehr erbost zurück, aber Jetl saß ruhig da, ohne von ihm Kenntnis zu nehmen. Dies war zuviel für den Herrn der Gezeiten, und er befahl der Flut, zu steigen und seinen unverschämten Gegner zu vernichten. Aber Jetl gab seiner Mutter die Haut eines Tauchervogels, damit sie schwimmen könnte. Er selbst setzte sich auf die Haut eines von ihm erlegten Kranichs. Das Salzwasser stieg, bis es an die Tür kam. Da setzte der Häuptling sich seinen großen Tanzhut auf, der ihn zu einer Amphibie machte, und Jetl floh durch den Schornstein heraus. Während er flog, wurde er müde, und er sah sich gezwungen, bisweilen zu dem Tanzhut des Häuptlings zurückzukommen, der der einzige sichtbare Gegenstand war, bis er endlich stark genug war, bis an den Himmel zu fliegen, den er mit dem Schnabel durchbohrte und so hängen blieb, bis die Flut wieder zurückging. Endlich begann sie auf ihren alten Platz zurückzugehen, und nachdem er ein paar Tage geslogen war, traf er ein Bündel Salzkraut, um darauf zu bleiben.

Von diesem Punkte an geht die Geschichte an verschiedenen Orten auseinander, so daß es schwierig ist, sie allgemein zu erzählen. Bei den Kaigani steigt Jetl ins Meer und befreit seine Mutter vom Herrn der Gezeiten. Bei den Tlinkit trägt ihn eine Otter ans Land von dem Salzkrautbündel. Bei den Stikine-Indianern trifft er merkwürdigerweise auf die Königin-Charlotte-Insel, und indem er Stückchen Holz von der Douglasfichte in seinem Schnabel trug, ließ er beim Fliegen überall auf den Inseln kleine Stückchen fallen, und wo dies geschah, wird die Douglasfichte noch heute gefunden. Frisches Wasser stahl er durch eine List vom Herrn der Gezeiten.

(150.) Die T l i n k i t - Indianer berichten: Felch, der Rabe, war auf wunderbare Weise geboren infolge eines Meerkiesels, den seine Mutter auf den Rat eines unbekannten Mannes verschluckte. Seine Mutter stand mit ihrem Bruder, der ihre Söhne getötet hatte, in Feindschaft. Auch Felch stand der Bruder nach dem Leben und bereitete ihm deshalb Gefahren, aus denen Felch aber entkam. Zuletzt sollte er dem Oheim einen Tintenfisch fangen. Als er ihn brachte, warf er ihn seinem Oheim zu Füßen. Da schwoll der Tintenfisch so an, daß er das ganze Haus erfüllte; zugleich stieg das Wasser, die Flut drang herein und alle Menschen kamen um. Felch aber und seine Mutter wurden gerettet. Felch hatte einen großen Himmelsvogel erlegt und führte den Balg desselben immer bei sich, weil er, wenn er ihn anzog, fliegen konnte. Seiner Mutter hatte er den Balg einer Ente gegeben, so daß sie schwimmen konnte. So flog Felch, als das Wasser stieg, zum Himmel, an dem er sich mit seinem

Schnabel aufhängte und zehn Tage hängen blieb, die Flut aber berührte seine Füße. Er soll entweder auf einen Haufen Seetang gefallen sein oder, nach einem andern Bericht, auf die Königin-Charlotte-Insel. Von hier brachte er in seinem Schnabel einige fruchtbare Zweige der Riesentanne mit, die, wo er sie fallen ließ, anwuchsen, daher jetzt dieser Baum im Küstenarchipel zerstreut kommt. Dies ist von Wert, da er, wie die große Pappel, auf Kamtschatka das unschätzbare Material zu den einstämmigen Booten liefert. Felsch brachte auch die Sterne, sowie Sonne und Mond an den Himmel.

(151.) In den Sagen der T l i n k i t = F n d i a n e r in Alaska spielt der Rabe eine große Rolle als übermächtige Persönlichkeit.

Der Rabe machte eine Frau in der Unterwelt, die den Auftrag hatte, die Gezeiten zu bewirken. Eines Tages wünschte er Auskunft über etwas unter dem Ozean zu haben, und die Frau ließ das Wasser steigen, so daß er gut dort gehen konnte. Sie ließ es so langsam steigen, daß die Menschen Zeit hatten, ihre Boote zu füllen und zu besteigen. Als die Flut nun bis zu den Bergen gestiegen war, konnte man Bären und andere wilde Tiere sehen, die um die noch unversenkten Berge schwammten, und wer damals Hunde hatte, hatte guten Schutz dagegen. Einige Menschen machten Dämme auf den Bergspitzen und zogen ihre Boote dort hinein. Sie konnten aber nicht viel Nahrung mit hineinnehmen, und es waren gefährliche Zeiten. Einige Menschen, die davonkamen, sahen, wie die Bäume mit den Wurzeln ausgerissen wurden durch die Strömung des Wassers, und allerlei Getier wurde mit fortgeführt. Als die Flut zu fallen begann, folgten ihr die Menschen nach unten, aber da die Bäume fort waren, konnten sie kein Feuer anmachen und kamen vor Kälte um. Als der Rabe auf die Erde kam und Tiere und Menschen ihm begegneten, verwandelte er sie in Stein.

(152.) Nachdem der Rabe alle menschlichen Wesen vernichtet hatte, machte er neue aus Blättern. Er mußte dies tun, weil man weiß, daß er alles Überlebende nach der Flut in Steine verwandelt hatte. Seitdem die Menschen aus Blättern gemacht worden sind, sterben sie so oft gegen das Ende des Jahres, wenn Blumen und Blätter fallen.

(153.) Ein Zauberer hatte sich sehr geärgert und sagte: „Läß Regen kommen und die Erde überfluten und alle Menschen durch Hungersnot vernichten.“ Da begann es so naß und stürmisch zu werden, daß die Menschen keine Nahrung gewinnen konnten und zu sterben begannen. Ihre Boote zerbrachen und ihre Häuser fielen

zusammen, so daß die Not sehr groß war. Nun forderte der Zauberer seinen Tanzhut, und als er ihn aufsetzte, begann das Wasser oben herauszuströmen. Von diesem Zauberer her haben die Indianer ihre Hüte dieser Art. Als das Wasser stieg, bedeckte es den Hausflur, und der Rabe und seine Mutter gingen auf den obersten Balken. Dies Haus, von dem wir sprechen, sah aus, wie andere Häuser auch, aber es war in Wahrheit ein Teil der Welt. Es hatte acht Balkenreihen übereinander, und der Rabe und seine Mutter kletterten immer höher. Gleichzeitig bestiegen die Menschen die Hügel. Als aber das Wasser die vierte Balkenlage erreicht hatte, war es halbwegs auf den Bergen. Als das Haus fast voll Wasser war, hüllte der Rabe seine Mutter in den Baldg einer Ente, die er getötet hatte, und er selbst zog sich den Baldg eines Vogels mit kupferrotem Schnabel an, und noch heute essen die Tlinkit keine Ente, da sie die Mutter des Raben ist. Die Ente, die ein guter Taucher ist, blieb nicht auf der Oberfläche des Wassers, aber der Rabe flog bis zu den höchsten Wolken des Himmels und hing sich dort an seinem Schnabel auf. Nachdem der Rabe hier tagelang gehangen hatte, niemand weiß wie lange, öffnete er den Schnabel und bat, daß er auf einen Haufen Kraut fallen möge, weil er dachte, daß das Wasser niedergegangen wäre. Er tat so, und auf fliegend fand er, daß das Wasser bis zur halben Höhe der Berge gefallen war. Nun reiste er weiter und begegnete einem Haifisch, der einen großen Balken hatte, der um ihn herumgeschwommen war. Diesen nahm er, stieß ihn heftig nieder in die See und benutzte ihn als Leiter, um auf den Grund des Ozeans hinabzusteigen. Als er auf dem Grunde ankam, las er einige Seeigel auf und ging mit ihnen weiter. Ab und zu kam der Rabe zu einem Orte, wo eine alte Frau lebte, und sprach zu ihr: „Wie kalt bin ich, nachdem ich diese Seeigel gegessen habe?“ Als sie ihm keine Aufmerksamkeit schenkte, wiederholte er diesen Satz immer wieder lange Zeit. Endlich sagte sie: „Über welche Ebbe redet dieser Rabe eigentlich?“ Er gab keine Antwort und sogleich wiederholte sie ihre Worte. Nachdem sie ihn dies längere Zeit hindurch gefragt hatte, wurde der Rabe ärgerlich und sagte: „Ich werde dir diese Seeigelhaut in deinen Leib stoßen, wenn du nicht endlich ruhig bist.“ Endlich tat sie so und begann zu singen: „Tu es nicht, Rabe, die Flut wird nicht niedergehen, wenn du nicht aufhörst.“ Zu gleicher Zeit hielt der Rabe den Adler an und fragte ihn, den er hingesezt hatte, um die Flut zu bewachen: „Wie tief steht die Flut jetzt?“ „Sie steht ungefähr halb mannshoch.“ Immer wieder fragte der Rabe, endlich war sie ganz abgelaufen,

und dies war die niedrigste Ebbe, die jemals war. Alle Arten Salm, Walfische, Seehunde und andere Seetiere lagen auf den Sandflächen, wo die Menschen, die übriggeblieben waren, sie nehmen konnten. Sie hatten von dieser Ebbe Vorrat genug für lange Zeit. Als die Flut sich wieder hob, gaben alle Menschen acht, aus Furcht, es könnte wieder eine Sintflut werden, und sie trugen Lebensmittel weit fort, betend, daß sie innehalten möge. Eine ganze Weile vor dieser Flut hatten die Schamanen diese vorausgesagt, und diejenigen, die sich darangemacht hatten, Nahrungsmittel für eine Weile zu sammeln, wurden gerettet, während die andern vernichtet wurden.

(154.) Hall erwähnt Traditionen von den Indianern des Nordamerika vorgelagerten Archipels; aber auch bei denen des Festlandes sind sie vorhanden. Petitot hörte sie bei den Tschiglit am unteren Mackenzie. „Das Wasser hatte sich über den Erdball ergossen, so daß alles in Schrecken versetzt wurde. Die Zelte der Menschen verschwanden, der Wind riß sie fort. Man band mehrere Barken Seite an Seite aneinander. Die Wogen überfluteten die Felsengebirge, ein großer Wind trieb sie über die Erde. Die Menschen trockneten sich an der Sonne. Die Welt und die Erde verschwanden. Die Menschen kamen durch eine furchterliche Hitze um, auch durch die Fluten gingen sie zugrunde. Die Menschen jammerten, sie zitterten. Die entwurzelten Bäume trieben als ein Spiel der Wogen umher. Die Menschen, die vor Frost zitterten, banden ihre Barken zusammen. Ach! unter einem Zelte, das sie aufrichteten, kauerten sie sich zusammen. Unterdessen warf ein Mensch, der der Sohn der Eule hieß, seinen Bogen in die Fluten. Wind, höre auf, zu blasen, rief er, es ist genug. Nachher warf dieser Mann seine Ohrringe ins Wasser. Da kam das Ende.“

(155.) Die H a i d a = J n d i a n e r wohnen an der Nordküste der Königin-Charlotte-Inseln und erzählen in einer langen Geschichte von den Abenteuern des Raben folgendes: Ein Knabe wird durch schlechte Behandlung so geärgert, daß er den Wunsch ausspricht, daß die Wasser steigen mögen. Da stieg das Wasser dem Quing bis an die Kehle. Da begannen dessen Schwestern und ihre zehn Kinder auf dessen Hut zu klettern, der in einen Berg verwandelt worden war, was man noch heute dort erkennen kann. Der Onkel des Knaben war auf diesen eifersüchtig, und um ihn zu töten, rief er die Wasser auf, daß sie weiter steigen sollten. Und das Wasser stieg. Da nahm der Knabe den Balg eines Wasservogels und zog ihn an. Als nun das Haus sich mit Wasser füllte, schwamm er auf dem Wasser und trug den Balg eines Raben unter dem Arm. Als das Wasser noch

höher stieg, flog er durch das Rauchloch hinaus und erreichte den Himmel. Dann schoß er einen Pfeil gegen den Himmel, der darin stecken blieb. Dann schoß er weiter einen Pfeil in die Kérbe des ersten Pfeiles und fuhr so fort, bis er eine Kette gemacht hatte, die bis ins Wasser reichte. Endlich befestigte er den Bogen am untersten Pfeil und kletterte hinauf. Als er den Himmel erreichte, stieß er ihn durch und sah oben fünf Länder. Vom weiteren Fortgang der Flut ist dann keine Rede mehr.

(156.) Später wird dann von den *Haïda* eine andere Geschichte der Flut erzählt. Auf die Aufforderung eines Häuptlings kommt sie, indem gegen Abend zwei Gezeitenfluten aus dem Ozean herauskommen. Die erste kam ins Land und brach sich da, und Kanoes und ihre Ankertau werden fortgetrieben. Die zweite Flutwelle aber riss die Bäume mit den Wurzeln aus und spülte den Abhang der Berge ab. Hier ist die Zerstörung keine allgemeine.

(157.) Ein Flutbericht der *Haïda* lautet: Die Kinder im Orte *Tle* spielten zusammen, einer aber unter ihnen gewann fortwährend, so daß die andern ihn zu Boden warfen. Dabei aber entdeckten sie, daß er ein übernatürliches Wesen war. Früh am nächsten Morgen kamen große Wogen von der See, so daß sie auf die Berge fliehen mußten; alle ihre Kinder kamen um. Sie wußten nicht, welch übernatürliches Wesen bei ihnen gewesen war, hielten ihn aber für „den Einen in der See“, der auch sonst in den Sagen erwähnt wird.

(158.) Die *Tsimshian-Indianer* in British Columbia haben Erzählungen aus der Urzeit. Einst lebten die Menschen am oberen Skeenfluß sehr glücklich. Aber einige böse Jungen mißhandelten eine Forelle und warfen sie wieder ins Wasser. Da erschien plötzlich am Himmel eine dunkle Wolke, ein starker Wind erhob sich, ein starker Regen floß hernieder und der Bach, an dem sie die Forelle mißhandelt hatten, begann zu steigen. Die Jungen konnten ihre Wohnungen auf der andern Seite des Baches nicht mehr erreichen und wurden alle im Wasser ertränkt. Nun kamen die Häuser unter Wasser, der Regen fiel 20 Tage unaufhörlich und das Wasser stieg. Da gingen alle Menschen in ihre Kanoes und machten sich Häuser aus Elenhaut in den Booten. Nun ging das Wasser über die Stellen hinweg, wo es bei der früheren Flut gestanden hatte und die Menschen erkannten, daß es sich um eine wahre Sintflut handelte.

Nun stieg das Wasser immer weiter, alle Menschen waren in ihren Booten und ihre Stadt war überflutet. Nur sehr alte und

arme Leute ertranken. Alle Täler waren unter Wasser, aber die Boote trieben obenauf. Wo die Häuser aus Elenhaut in den Booten waren, kam keine Nässe hinein. Alle Hügel standen unter Wasser, und die Boote wurden voll Schaum, das Wasser wallte, der Regen dauerte lange an und der Wind blies stark. Als das Wasser die halbe Höhe der Berge erreicht hatte, trieben einige Kanoes ab, weil die Ankertäue zu kurz waren, eins nach dem andern. Manche trieben auf die Spitzen der Berge, und sie starben, weil es zuviel Regen war und der Wind zu stark blies. Als endlich alle Kanoes durch den Wind fortgetrieben waren, hielt das Wasser an und stand. Damals wurden die Menschen der Stadt in der Prärie über die ganze Erde zerstreut bis Alaska und Bella Bella.

(159.) Es gibt da noch eine andere Überlieferung. Damals gab es unter den verschiedenen Stämmen nur vier Geschlechter und einen Namen. Nur zwei Menschen wurden gerettet auf der Spitze des großen Berges. Dann ging das Wasser nieder und sie stiegen herab. Sie sahen, daß es keine Bäume mehr gab, diese waren durch die großen Wasserströme vernichtet worden. Nur Lehm blieb im ganzen Lande. Alle hohen Berge waren nicht mehr mit Wasser bedeckt, die Tiere waren auf die Spitzen der hohen Berge gelaufen und gerettet. Die Menschen in ihren Booten hatten während der Flut großen Lärm über sich gehört, es war wie der Klang einer Glocke, die in der Luft angeschlagen wird. Sie waren sehr erschreckt und fürchteten sich vor allem während der Sintflut. Und sie klagten über ihre Kinder, die sie in der Flut verloren hatten. Und als die Kanoes vom Rande der Flut wegtrieben und die Wasser alles auf der Erde bedeckten, waren die Spitzen der Berge nicht unter Wasser. Sonst stand alles, was atmete und lebte, am Grunde des Wassers. Zwanzig Tage war die Erde überflutet. Dann begann das Wasser zu sinken und verließ die Erde. Es fiel beständig, und alle Arten Bäume waren durch den Strudel des Wassers ausgerissen worden. Und die Leiber der Menschen, Tiere, Vögel, Schlangen, alles war durch den Wirbel der See verschlungen worden.

Einige Menschen kamen nicht um zu dieser Zeit, sie wurden ringsherum verstreut. Damals wurden ihre Sprachen vermengt, denn vor der Flut hatten sie alle nur eine Sprache. Nach der Flut waren ihre Sprachen verschieden. Infolgedessen wissen die Menschen, daß sie verwandt sind, obwohl die Sprachen verschieden sind. Denn sie sind wirklich vor der Flut von einer Stadt hergekommen.

Es ist gesagt worden, daß zwei Personen gerettet worden sind. Diese wurden die Stammeltern der Stämme am oberen Skeena-

Fluß. Wo die Kanoes ans Land kamen, da lagerten sie sich im unbekannten Lande. Bald nach der Flut gab es noch keine Bäume, alles war Lehm, und sie wohnten in Häusern aus Elenfell am Gestade des großen Meeres, das sie vorher nicht gekannt hatten. Und all die Tiere und alles war ihnen neu. Es wurden sehr viele Menschen und sie vergaßen ihre Sprachen und brauchten neue Sprachen, die sie früher nicht kannten. Alle diese Lager wählten ihre Häuptlinge, weil sie neue Städte hatten, und sie behielten ihre Stammesabzeichen richtig durch alle Generationen hindurch.

(160.) Die *B i l c u l a* = Bella Coola haben folgende Erzählung: Masmasalanich hatte Erde und Sonne durch ein langes Tau verbunden, das beide in bestimmter Entfernung hält und verhindert, daß die Erde in den Ozean versinkt. Einst aber fing er an, das Tau zu strecken und zu dehnen, und infolgedessen sank die Erde immer tiefer, so daß die Gewässer alles Land bis zu den Gipfeln der Erde bedeckten. Ein furchtbarer Sturm erhob sich, und viele Menschen, die sich in ihre Boote gerettet hatten, kamen um, die andern wurden verschlagen. Nur ein Paar blieb übrig. Endlich verkürzte Masmasalanich das Tau, die Erde tauchte aus den Fluten hervor und die Menschen verbreiteten sich wieder, wurden aber verschlagen und erhielten verschiedene Sprachen. Beim Verlauf des Wassers bildete Masmasalanich die Bäche und schuf die Lachse.

(161.) Eine Sage der *Kathlamet*-Indianer ist gegeben *Bull-Bureau of Ethnology*. Nr. 26, S. 24.

(162.) Die *T h o m p s o n - R i v e r - F i n d i a n e r* berichten vom Coyote und der Flut.

Coyote lebte seinerzeit im Binnenlande. Er war der Häuptling und Vater der Menschen. Niemand weiß, woher er kam. Aus irgend-einer Ursache erhob sich eine Flut und bedeckte das ganze Land, ausgenommen die Spitzen der höchsten Berge. Einige meinen, die Flut wäre gekommen, um ein großes Feuer zu löschen, das in der Welt raste. Andere sagen, sie wäre gemacht worden, um die Welt zu reinigen. Viele Menschen und Tiere wurden extränkt. Einige flohen auf die hohen Berge, aber die Flut stieg so schnell, daß sie überholt wurden. Einige erreichten die Bergspitzen und wurden gerettet. Andere trieben umher auf Holzstämmen. Noch niemand konnte damals Kanoes machen. Nur Coyote machte sich ein Kanoe aus Pferdehaar oder Gras. Er und einige seiner Freunde schifften sich ein und trieben viele Tage umher und trafen zuletzt einen Berg südlich vom Thompson-River. Nun ging die Flut sehr schnell zurück. Coyote verließ den Fluß und nahm dort für einige Zeit seinen

Aufenthalt. Nachdem er sein Boot verlassen hatte, verwandelte er es in Stein. Diesen kann man noch jetzt sehen nahe der Spitze des Berges; er ist ungefähr 30 Fuß lang und die Gestalten von drei Personen sind darin. Man sagt, daß einige davon jetzt verschwunden wären. Die Wassermarken dieser Flut kann man an einigen Stellen des Gebirges sehen. Infolge der Flut werden Gewässer und Fische noch jetzt überall in den Bergen gefunden. Vor der Flut war das Land trocken und es gab keine Seen über der Höhe der niedrigen Täler. Diejenigen, die die Flut überlebt haben, sind die Vorfahren der verschiedenen Stämme. Einige der Leute aus Coyotes Kanoe ließen sich hier und da nieder, in Lytton, in Nicola und andern Orten.

(163.) Die Selisch stamm erzählen von der Flut folgendes: Einstmals war eine Flut, die die ganze Erde bedeckte, und die meisten Menschen waren extrunken. Als das Wasser stieg, flohen die Menschen auf die Berge, aber einige wurden überrascht und ertranken auf dem Wege und die andern auf den Gipfeln der niedrigeren Berge. Xäls und seine Frau und seine Tochter entkamen in einem großen Kanoe. Jene waren aber die Führer. Sie ruderten viele Tage und Nächte und wurden sehr müde. Sie trieben gegen die Quotselisberge und machten da ein Loch in den Stein und zogen ein festes Tau aus Zedernbast hindurch. So blieben sie dort fest und maßen das Sinken und Steigen des Wassers mit Stäben. Endlich ging das Wasser, nach manchem Schwanken, zurück und sie verließen ihr Kanoe. Die Flut verschwand sehr schnell und sie fanden sich im Unter-Frazer-Tal. Einige sagen, daß sie von Süden her dorthin getrieben wären. Nun war alles Wasser verschwunden, ausgenommen das in den Seen und Teichen, das die niedrigen Stellen ausfüllte. Nach diesen Ereignissen wanderte Xäls über die Erde dahin und lehrte die Überlebenden, was sie tun und wie sie arbeiten müßten. Er war weise und lehrte die Menschen beten und allerlei Arbeiten ausführen. Er wanderte dann zu den benachbarten Stämmen an der Küste.

(164.) Nach den Überlieferungen der Puhallop bei Locoma wurde einst das ganze Land überschwemmt, ein einziger hoher Berg bei Steilacoom ausgenommen, und diesen nennen die Indianer das „alte Land“. Er liegt im Kaskadengebirge und zu ihm rettete sich ein alter Mann auf einem Floß. Dort blieb er einige Zeit und sandte dann eine Krähe aus, die sich nach Land umsehen sollte, die aber ergebnislos zurückkehrte. Dann schickte er sie nochmals fort, und nun brachte sie ein Blatt aus dem noch sichtbaren Haine. Da

war der alte Mann froh, denn er wußte nun, daß die Wasser sich verloren.

(165.) Die Cowichin = oder Kauetcin = Indianer in Britisch Columbia erzählen, daß es einst Tage und Nächte lang regnete. Das Meer stieg höher und höher und bedeckte endlich alle Länder. Als das Wasser sich endlich wieder verließ, blieben die Seen und die Flüsse und in ihnen die Fische.

XV. Tinneh-Indianer

(166.) In einer Erzählung der Tinneh = oder Loucheux = Indianer kommt folgender Vorgang vor: Bei einer Mordtat werden die Leichen in den Fluß geworfen und der Heros Etröthokren macht sich auf die Suche nach den Leichen. Er setzt sich in sein Boot und schaukelt auf den Wellen. Dieses Schaukeln ist so stark, daß die Wellen die ganze Erde bedecken und überschwemmen. Das Wasser wächst, die Stürme heulen, und es entsteht eine allgemeine Überflutung. Er ist von Schrecken erfüllt und bemerkt einen Riesenstrohalm mit einer Öffnung darin. Er kriecht hinein, macht das Loch dicht und schwimmt davon, da die Wellen sein Boot überflutet hatten. Und sein Riesenstrohalm schwimmt auf den Wellen, die ihm nichts anhaben können. So schwamm er dahin, bis das Wasser sich beruhigte und die Erde wieder trocken geworden war. Dann stieg er aus auf einem hohen Berge, wo der Strohalm gelandet war.

(167.) Die Loucheux haben einige Überlieferungen von der großen Flut. Sie erzählen, daß ein gottähnlicher Mann vom Monde kam, und kehrte bald nach der Flut dorthin zurück.

(168.) Die Loucheux oder Dindjié sind die nördlichsten, an die Eskimo grenzenden Tinneh-Indianer. Ihre Flutsage stimmt bis auf einzelnes mit denen ihrer südlicheren Verwandten. Das Kanoe ihres Noah, Etröthokren, schwamm auf den Wassern, bis diese durch die Hitze verdunstet waren. Der hohe Berg, auf dem das Kanoe strandete, ist der Tschangeguta (Ort des Greises) im Felsengebirge. Bei den Loucheux (und Hasenfell-Indianern) heißt es auch, daß die Wasser der Flut sich in einen ungeheuren Schlund der Erde zurückzogen. Einzelne behaupten auch, die Erde sei durch die Verwandlung der Tiere in Menschen wieder bevölkert worden.

(169.) Bei den Hasenfell = Indianern (nördlichen Tinneh) ist der überlebende Mensch Kunyan, das heißt der Verständige. Er baut sich ein großes Floß, da er die Flut voraussieht, vor der er

seine Freunde vergeblich warnt, die auf Bäume klettern und ertrinken. Die Flut geht über das Felsengebirge hinweg; der „Verständige“ entkommt ihr mit den Tieren, die er auf seinem Floß gesammelt hat. Bei den Hasenfell-Indianern ist aber der Rabe der Anstifter der Flut, den der „Verständige“, um ihn für seine Bosheit zu strafen, ins Feuer geworfen hatte. Das war vor der Flut; nach derselben ist der Rabe der erste tierische Bewohner des Floßes, der auf die Erde sich rettete, wo er alle Wiederkäuer einpferchte, um Kunhan zum Hungertode zu bringen. Doch die kleine weiße Eule entdeckte seine Schlechtigkeit, benachrichtigte den „Verständigen“, der die Tiere befreite und die Erde wieder bevölkerte.

(170.) Die Hasenfell-Indianer erzählen eine lange Geschichte von Kunhan, dem Verständigen, der alle Schwierigkeiten überwindet. Nach verschiedenen Ereignissen sagt er zu seiner Schwester: Dort werde ich ein großes Floß bauen. Sie fragt nach dem Grunde. Wenn es eine Überschwemmung geben wird, die ich voraussehe, dann werden wir uns darauf retten. Er teilte seinen Plan den Menschen mit, die in jener Gegend waren, aber sie lachten ihn aus. Sollte eine Überschwemmung kommen, dann werden wir uns auf Bäume flüchten. Schön, sagte er, ich aber werde mich auf mein Floß begeben. Er drehte große Seile aus Wurzeln, machte deren eine große Menge, befestigte große Mengen Holz aneinander, und baute ganz allein sein Floß. Plötzlich trat die Überschwemmung ein, und nie sah man etwas Ähnliches. Es war, wie wenn das Wasser von allen Seiten herabgoss. Die Menschen eilten, sich auf Bäume zu retten, aber das Wasser stieg und erreichte sie, und sie extranken. Der Verständige aber, im Besitz eines guten Flosses, dessen Teile gut miteinander verbunden waren, schwamm auf den Wassern und verdarb nicht. Er dachte unterwegs an die Zukunft und nahm von Pflanzenfressern und Vögeln und auch von Fleischfressern mit, was ihm unterwegs begegnete. Kommt auf mein Floß, rief er, denn bald wird es kein Land mehr geben. In der Tat verschwand die Erde für lange Zeit, und niemand konnte sie finden. Endlich versuchte die Moschusratte danach zu tauchen und die Erde zu erreichen. Aber halb tot kam sie unbewohnter Sache wieder nach oben. Es gibt keine Erde, sagte sie. Nun tauchte sie ein zweites Mal, und sagte beim Aufsteigen: Ich habe die Erde gemerkt, aber erreichen konnte ich sie nicht. Nach der Moschusratte tauchte der Biber. Er blieb lange unter dem Wasser, endlich sah man ihn auftauchen auf dem Rücken, ohne Atem und Bewußtsein. Aber zwischen den Krallen hatte er ein wenig Schlamm, den er an Kunhan gab. Dieser legte den

Schlamm auf das Wasser und dachte dabei: Ich wünsche, daß es noch mehr Erde gäbe. Dabei hauchte er das bisschen Erde an, und sie wuchs. Dann setzte er einen kleinen Vogel darauf, und sie wuchs. Nun fuhr er fort zu hauchen, und die Erde vergrößerte sich zusehends. Dann setzte er einen Fuchs darauf, der in einem Tage um die schwimmende Scheibe Erde lief. Aber sie vergrößerte ihren Umfang. Der Fuchs lief von neuem herum, und sie wuchs immer mehr. Je mehr der Fuchs lief, um so mehr vergrößerte sich das Land, vor ihm ausweichend. Nach dem siebenten Umlauf war sie wieder vollständig und so groß, wie sie früher gewesen war. Nun ließ der Verständige die Tiere das Flöß verlassen und gab sie dem Lande zurück. Zuletzt ging er selbst, seine Frau und sein Sohn an Land. Wir müssen dafür sorgen, sagte er, daß die Erde sich wieder bevölkert. Und so geschah es.

Aber Kunyan befand sich noch in einer andern Schwierigkeit. Rings herum breitete sich das unendliche Meer, das alles Wasser verschlungen hatte, und er konnte seiner nicht Herr werden. Da trank ein ungeheurer Vogel, eine Rohrdommel, alles Wasser auf. Er sah die Schwierigkeit und half dem Menschen. Aber nachdem er das Wasser getrunken hatte, lag er träge am Ufer und sein Bauch war über die Maßen aufgeblasen. Der Verständige sagte es dem Regenpfeifer. Die Wasserschlange, der Wassertrinker, liegt in der Sonne, ihr großer Bauch ist voll Wasser, durchbohre ihn. Der Regenpfeifer ging zur Rohrdommel, die von einem Geschöpf ihrer Art sich nichts Böses versah, und sagte: Meine Großmutter hat offenbar Leibweh! Und indem sie so tat, als wenn sie sie bedauern wollte, legte sie ihr die Hand auf den Bauch, wie wenn sie ihn reiben wollte. Plötzlich rißte der Regenpfeifer den Bauch der Rohrdommel mit einem starken Hieb ihrer Kralle. Sogleich murmelte das Wasser, dann hörte man das Wasser brausen. Aus dem Bauche der Wasserschlange kamen die Flüsse und bildeten die Seen. Und die Erde, von neuem befeuchtet, wurde wieder bewohnbar.

(171.) Über die Entstehung ihres Landes erzählen die Hasenfell-Indianer: Im Anfang hatte die Wasserflut alle Menschen vernichtet, sie erhob sich über die höchsten Berge, die Erde verschwand, und gewaltige Wogen bewegten das Meer, das alles bedeckte. Deswegen hat die Kette der Felsengebirge Ähnlichkeit mit versteinerten Wellen. In dieser Urzeit war die Insel der Kariben im Mackenziefluß ein Kanoe. Dies war das Kanoe eines Gottes, der es dorthin versetzte und es bis heute heil bleiben ließ. Dies ist das, was wir sagen hören aus unserer frühesten Kindheit.

(172.) Die *H a s e n f e l l - J n d i a n e r* haben noch andere Flutsagen: Ein junger Mann ging eines Tages spazieren am Ufer des Meeres. Da zeigte sich ein Walfisch an der Oberfläche. „Großer Fisch!“ rief der Jüngling, „verschlinge mich!“ Dann stürzte er sich ins Wasser und der Walfisch verschluckte ihn und behielt ihn drei Tage im Bauche. Unterdessen lagte die Schwester des jungen Mannes unaufhörlich am Ufer des Flusses. Sie bejammerte das Schicksal ihres Bruders, als plötzlich der Walfisch erschien und sich an der Oberfläche des Meeres zeigte. Da ließ sich aus dem Innern des Fisches eine Stimme vernehmen: „Liebe Schwester, wie unglücklich bin ich im Bauche des Fisches, seine Eingeweide verbrennen mich. Wurf dem Fisch einen deiner Schuhe hin, aber behalte die Schnur davon in der Hand, dann ziehe ich mich daran heraus.“ Die Schwester tat so, und der Fisch verschluckte den Schuh, der Jüngling hielt sich daran fest, und so zwang sie das Untier, den Bruder wieder herauszutwirgen. Er erschien auf dem Ufer mehr tot als lebendig, aber doch heil und gesund. Als das Untier merkte, daß seine Beute ihm entgangen war, gab er dem Meere einen solchen Schlag mit dem Schwanz, daß ungeheure Wogen entstanden. Diese erhoben sich bis zu den Bergen, und zur Erde zurückfallend, überfluteten sie sie. Die Erde wurde überschwemmt. Allein die beiden jungen Leute wurden gerettet.

(173.) In einer Überlieferung der *H u n d s r i p p e n - J n d i a n e r* am Mackenziefluß heißt es: Tschapewi, der Stammbaeter dieses Volkes, lebte mit seiner Familie an einer Straße zwischen zwei Meeren, vielleicht der Behringstraße. Dort hatte er sich ein Wehr gebaut, um Fische zu fangen, und diese kamen in solcher Menge, daß die Straße verstopft wurde und das Wasser die Erde überflutete.

(174.) Die *H u n d s r i p p e n - J n d i a n e r* haben folgende Erzählung: Nachdem der Alte seine beiden Kinder verjagt hatte, begab er sich an eine Straße, wo zwei Meere zusammenkommen, gegen Norden. Dort wohnte er allein, mürrisch und ärgerlich, weil seine Kinder seinen Befehlen nicht gehorcht hatten. Plötzlich hörte man ein gewaltiges Gewitter, das sich erheben und über die Erde ausbreiten wollte. Ein wolkenbruchartiger Regen fiel vom Himmel, während der Alte schlief, und das Wasser des Meeres stieg zusehends, bis es die kleine Erde bedeckt hatte. Da stand Tschapewi oder Etwewewi aufrecht an seinem Orte, er hatte ein Bein auf jedem Ufer des Flusses und ergriff mit seinen riesigen Händen die Menschen, die er von den Wogen umzingelt fand, und setzte sie auf die feste Erde. Aber das Wasser stieg immer weiter, er baute sich darauf ein großes Floß, auf

dem er einen Haufen Menschen unterbrachte, auch ein Paar von jeder Art Vieh, und trieb mit dem Floß ab, nachdem das Wasser die ganze Erde bedeckt hatte. Der Regen fiel lange, und das Meer bedeckte die höchsten Bergspitzen. Alle Tiere auf dem Floß seufzten nach dem Lande. Aber man hatte nichts mehr davon. Da ließ Tschapewi nacheinander die Otter, den Biber, die Ente tauchen, aber vergeblich. Endlich tauchte die Moschusratte, kam aber tot heraus, wegen des Mangels an Luft, soweit war die Erde versunken. Aber die kleine Ratte hatte ein wenig Schlamm zwischen den Täzen, den der alte Zauberer auf das beruhigte Wasser legte. Dies bisschen Schlamm entwickelte sich unter seinem mächtigen Atem, es breitete sich aus, bis es eine Scheibe war, groß genug, um einen kleinen Vogel zu tragen, den der Alte darauf setzte. So fuhr er fort, die Erde trug einen Raben, einen Fuchs, dann war sie so groß, wie wir sie jetzt sehen. Und auf diese große Scheibe setzte Etewekwi alle die andern Lebewesen, damit sie wie früher leben könnten. Dann stützte er die Scheibe mit einer großen und festen Stütze, und nun war alles fertig.

(175.) Die Flutsage der Montagnais oder Chippewa yahn lautet folgendermaßen: Im Anfang der Zeiten, im Monat September, fand eine große Schneeflut statt. Da durchfraz die Maus den Lederschlauch, der die Hitze enthielt, die nun sich über die Erde verbreitete. In einem Augenblide schmolz die ganze Schneemasse, so daß die höchsten Fichten überflutet wurden, immer mehr wuchs das Wasser, bis es auch die Spitzen des Felsengebirges übertrug. Nur ein einziger Mensch, ein Greis, hatte die Flut vorausgesehen und vergeblich seine Gefährten gewarnt. „Wir retten uns auf die Berge“, sagten diese. Aber dort ertranken sie. Er aber hatte sich ein großes Kanoe gebaut, mit dem er umherschwamm, wobei er alle Tiere auflas, die ihm begegneten. Da er jedoch in diesem Zustande nicht lange leben konnte, ließ er nach und nach den Biber, die Fischotter, die Moschusratte und die nordische Ente tauchen, um die Erde aufzusuchen. Nur die letztere kam wieder mit etwas Schlamm an den Schwimmfüßen. Der Greis warf den Schlamm auf die Oberfläche des Wassers, der sich dort unter dem Einfluß seines Atems so vergrößerte, daß er nach und nach alle Tiere darauf aussetzen und schließlich selbst darauf landen konnte, da der Schlamm zu einer großen Insel angewachsen war.

Andere Tinneh, sagt Petitot, erzählen, der Greis habe auch einen Raben ausgesandt, der, da er sich von den umhertreibenden Leichen nähren konnte, nicht wiederkehrte. Darauf schickte er eine Turteltaube, Sintflut

taube, die zweimal wiederkam ohne Ergebnis, beim dritten Fluge aber einen grünen Tannenschößling brachte.

Die Hundsruppen- und Sklaven-Indianer haben die gleiche Flut-
sage wie die Montagnais.

(176.) Bei den Cree-Indianern finden sich zwei fast völlig
gleiche Geschichten im Zusammenhang mit der Flut.

Im Anfang lebte Wissaketschak, der alte Zauberer, der durch seine Macht Wunder tun konnte. Aber ein ungeheuerer Walfisch hatte auf ihn einen Haß, und sobald jener auf dem Meer erschien, suchte er ihn zu vernichten. Das Ungeheuer ließ durch seine Bewegungen und durch Schläge mit dem Schwanz das Meer sich so erregen, daß es ungeheure Wellen schlug, so daß das Wasser stieg und es eine allgemeine Überschwemmung gab. Aber der Zauberer baute ein großes Floß, auf dem er je ein Paar aller Tiere und Vögel sammelte und auf diese Weise sein Leben und die Bewohner der Erde rettete. Indessen hatte durch die Bewegungen des Walfisches das Wasser nicht nur die Erde bedeckt, sondern auch die höchsten Berge. Es gab nichts mehr an Land. Da ließ Wissaketschak auf den Grund des Wassers eine Ente tauchen, damit sie Erde mit heraus brächte. Aber diese lag zu tief, so daß der Vogel sie nicht erreichte. Dann ließ der Alte eine Moschusratte tauchen, und nachdem sie lange unten gewesen war, hatte sie Erde im Maule. Der Zauberer nahm diese, machte daraus eine kleine Scheibe, knetete sie, machte sie fest und legte sie aufs Wasser, wo sie schwamm. Sie glich den kleinen runden Nestern, die die Ratten auf dem Eise bauen. Die Scheibe nahm zu und nahm die Form eines kleinen Schlammhügels an. Der Greis blies darüber hin, und in dem Maße, wie er blies, vergrößerte sich der Hügel zusehends. Endlich durch die Sonne gehärtet, war die Erde wieder ein fester Körper geworden, auf den der Zauberer die Tiere aussetzte, je nachdem er für sie Platz hatte. Endlich verließ er das Floß und nahm Besitz von der Erde. Dies ist die Erde, die wir noch heutigentages haben.

(177.) Die Cree-Sagen erzählt Russel, Explorations in the far North, S. 206.

(178.) Von den östlichen Cree- und den nördlichen Saulteaux-Indianern erzählt Skinner, Anthropological Papers Museum of natural History, 1911, S. 107—108.

(179.) Unter den vielen Sagen, die sich auf die Entstehung des berühmten roten Pfeifensteines der Indianer beziehen, haben die Knistino (Cree) auch eine auf die Flut bezügliche. „Zur Zeit der großen Überschwemmung, die vor vielen Jahrhunderten statt-

fand und alle Völker der Erde vertilgte, versammelten sich alle Stämme der roten Männer auf dem Côteau des Prairies (in Minnesota), um sich aus dem Wasser zu retten. Nachdem sie hier von allen Seiten zusammengekommen waren, stieg das Wasser immer mehr, bis es endlich sie alle bedeckte, worauf ihr Fleisch in den roten Pfeifenton verwandelt wurde. Als alle zusammen ertranken, ergriff eine junge Frau, Kwaptahw (Jungfrau), den Fuß eines vorüberfliegenden, sehr großen Vogels und wurde nicht weit von da auf die Spitze einer hohen Klippe geführt, die sich über dem Wasser befand. Hier gebar sie Zwillinge, deren Vater der Kriegsadler war, und ihre Kinder haben seitdem die Erde bevölkert."

(180.) Die Choktaw = Indianer haben folgende Erinnerungen: Unsere Leute haben immer eine Überlieferung von der Sintflut gehabt, die sich in folgender Weise zutrug: Da gab es eine vollständige Dunkelheit für lange Zeit über der ganzen Erde. Die Zauberer der Choktaw schauten lange Zeit nach dem Tageslicht aus, bis sie endlich daran verzweifelten, es jemals wieder zu sehen. Und die ganze Nation war sehr unglücklich. Zuletzt wurde ein Licht im Norden entdeckt, und es wurde ein großes Freudenfest begangen, bis man entdeckte, daß es große Berge anrollender Wogen waren, die die Leute alle umbrachten. Nur einige wenige Familien waren ausgenommen, die dies erwartet und sich große Flöße gebaut hatten, auf denen sie gerettet wurden.

(181.) Am unteren Yukon findet sich folgende Erzählung: Im Anfang war von Wasser und Eis die ganze Erde bedeckt; Menschen fehlten. Damals kam ein Mann von dem fernen Ufer der großen Wasser her und machte Halt an den Eishügeln, da, wo jetzt Birkmalkit liegt, indem er einen weiblichen Wolf zur Frau nahm. Sie bekamen viele Kinder, stets paarweise einen Knaben und ein Mädchen. Jedes Paar hatte seine eigene Sprache, ganz verschieden von der der andern. Jedes Paar wurde dann in verschiedene Gegenden ausgesandt, fern und nahe den Eishügeln, die, als sie schmolzen, mit ihrem Wasser Schluchten und Flußbette hervorbrachten und so die Erde mit ihren Strömen machten. Die Zwillingspaare bevölkerten die Erde und verbreiteten ihre Sprachen über die ganze Erde, die dadurch vielsprachig wurde bis auf diesen Tag.

(182.) Die Musquaki = Indianer haben eine merkwürdige Verbindung eines zweimaligen Sintbrandes mit einer Sintflut.

Der gerechte Gott Kitschi Manitu ist ewig, aber es ist nicht bekannt, ob er die Welt geschaffen hat oder nicht, aber man weiß, daß er sie zweimal zerstört hat, einmal durch Feuer, dann durch

Wasser. Denn als er die ersten Geschöpfe schuf, geriet der erste Mensch so schlecht, daß er ihn aufs Gesicht hinwarf und nannte ihn die Schildkröte. Den neuen Geschöpfen blies er dann seinen Atem ein, aber so heiß, daß nicht nur diese, sondern die ganze Welt in Flammen aufging. Nachdem er den Brand mit seinen Tränen gelöscht hatte, fand er, daß alles Leben tot war, ausgenommen die Schildkröte. Diese wurde nun zum Großvater aller Lebewesen ernannt, und noch heute heißen die Delaware-Indianer Großväter bei den andern Stämmen, weil sie die Schildkröte als Totem haben. Nachdem das Feuer gelöscht war, schuf der Gott neue Wesen, ähnlich den früheren, außer der Schlange Wau-kau-thee. Denn diese war ein Teil von ihm. Als ein Teil von ihrem Körper auf seinem Wege war, riß er ihn ab, darauf glitt sie leise in das Gebüsch und von da machte sie ihren Weg auf die Spitze eines hohen Hügels in eine Höhle. Seitdem ist sie bekannt als die große Regenschlange. Wenn sie ihren Kopf aus der Höhle herausstreckt und sich streckt, zieht sie den Dunst der Wolken und Quellen in sich ein. Solange sie ihren Kopf draußen hat, fällt kein Regen, die Teiche und kleinen Bäche trocknen aus, das Wasser der Flüsse wird niedrig und ungesund. Wenn sie aber ihren Kopf streckt und schlafen geht, dann ist alles wieder gut. Sie machte sich eine Frau aus einem trockenen Zweig und wurde der Ahn aller Schlangen. Wenn ein Mensch eine Schlange tötet, so gibt das Dürre und Krankheit von Würmern, Raupen und Insekten.

Nach der zweiten Schöpfung blies Ketschi Manitu den neuen Geschöpfen seinen Atem so lind ein, daß sie lebendig wurden. Er besah alles und war mit seinem Werk zufrieden. Da baute ihm das Rebhuhn ein rundes Boot, in dem er über den Himmel fuhr. Täglich durchfuhr er den Himmel und betrachtete seiner Hände Werk. Bisweilen kreuzte die Regenschlange, die auch ein mächtiger Zauberer ist, seinen Weg, und nahm ihm die Aussicht durch die Wolken und Stürme. Aber der Gott trug es mit Geduld, weil jene ihm einen großen Dienst vor langen Zeiten geleistet hatte. Er war nämlich einmal zur Erde herabgekommen und hatte in einem Tal einsam gesessen und Pfeile gemacht. Das Kaninchen, auch ein mächtiger Zauberer, verwandelte sich in einen Wirbelwind und fing die Pfeile weg. Mit einem verwundete es den Ketschi, und die Wunde ließ so heftiges Feuer ausströmen, daß die Welt wieder in Feuer aufgegangen wäre, wenn nicht die Regenschlange es durch Drauspuken gelöscht hätte. Dies brachte aber eine neue Gefahr, denn der Gott lag krank auf dem tiefen Boden seines Bootes, das über den Himmel fuhr, und merkte nichts. Das Wasser stieg über die Erde, so daß alles

ertränkt wurde außer einigen Wesen, die das Rebhuhn, das auch eine mächtige Zauberin war, rettete, indem es ein Boot durch Zauberei erscheinen ließ. Die Regenschlange wollte dem Rebhuhn nicht helfen, als dieses auf das Austrocknen des Wassers wartete, aber die Antilope ließ die Taucher und andere Schwimmer nach Erde untertauchen. Alle weigerten sich, außer der Moschusratte. Dieser gelang es erst nach vier Versuchen, dann kam sie tot nach oben, mit etwas Erde in der Nase. Die Krähe holte sie ins Boot und die Zauberer machten sie wieder lebendig, nahmen den Schlamm aus der Nase und machten daraus neues Land. Mit vielen Zaubereien bewirkten sie, daß sich das Klümpchen auf dem Wasser ausbreitete, aber ihre Arbeit taugte nichts, weil Kitschi Manitu in seinem Boot kein Licht und keine Wärme gab. Erst als er wieder gesund war und seine Wanderungen wieder aufnahm, da trocknete der Schlamm, Gras und Bäume wuchsen wieder, die Insassen des Bootes landeten und sorgten für neue Menschen, aber nichts war wieder so gut, als es vorher gewesen war. Und noch heutigentags gibt es weniger Land, als vor der durch die Regenschlange verursachten Flut.

XIV. Indianer des Oregon- und Washington-Distrikts

(183.) Eine auffallende Variation findet sich bei den *Klamath-Indianern* in Oregon. Der allgemeine Brand, durch den die Erde und ihre Bewohner vernichtet wurden, war ein Regen von brennendem Pech. Dieser wurde gesandt durch den Haß des *K'mu'-kamtsch*.

(184.) Sagen der *Takelma* gibt Sapir. *Takelma Texts*. University of Pennsylvania. Anthropological Publications. Philadelphia, 1909, S. 167.

(185.) Die *Luymi-Indianer* an der Nordgrenze des Washington-Territoriums erzählen von einer Flut. Andree, S. 90.

(186.) Die *Clallam*, deren Wohnsitze jenen der *Twana* benachbart sind, besitzen eine Überlieferung von der Flut, doch sagen einige unter ihnen, sie sei vor nicht langer Zeit, vor drei oder vier Generationen, gewesen. Ein alter Mann berichtete dem Rev. Gells, sein Großvater habe noch den Mann gesehen, der aus den Fluten gerettet wurde. Der „*Ararat*“ der *Clallam* ist aber ein anderer als jener der *Twana*.

(187.) Die *Twana* am Pugetsund (Washington Territory) erzählen von einer großen Flut, aus der nur die guten Indianer gerettet wurden. Sie ward hervorgerufen durch starke Regengüsse, die

alles Land überschwemmten. Auf ihren Kähnen retteten sich die Indianer auf die höchsten Berge des Olympic Range, und als das Wasser auch über diese hinwegging, banden sie ihre Kähne an die hohen Bäume, damit sie nicht weggeschwemmt würden. Die Seile, die sie dazu benutzten, machten sie aus Zweigen der Zeder, wie sie noch jetzt tun. Die Wasser stiegen fort und fort und gingen auch über die Wipfel der Bäume hinweg, so daß die Indianer schon glaubten, ihre Seile kappen zu müssen; da begannen die Wasser zu fallen. Einige Kähne, die sich losgerissen hatten, schwammen fort, nach Westen hin, und die Nachkommen der Insassen leben dort noch und sprechen ähnlich wie die Twana, und darum sind die Twana in ihren alten Sitzen auch so wenig zahlreich. Der Berg aber, wo die Kähne gefesselt waren, heißt der „Befestiger“. Auch von einer Taube berichten die Twana, die ausflog, um die Toten zu beschauen.

(188.) Die Flutsage der Ma k a h - I n d i a n e r am Kap Flattery (Washington Territorium) bezieht sich auf ein bestimmtes örtliches Ereignis (Erdbebenflut), das folgendermaßen erzählt wird: „Vor langer Zeit, doch nicht allzufern, ergossen sich die Wasser des Stillen Ozeans über das Land, das jetzt von den Sümpfen und Prärien zwischen dem Dorfe Wäatsch und der Neeah-Bai eingenommen wird, so daß Kap Flattery eine Insel bildete. Das Wasser zog sich plötzlich zurück, so daß die Neeah-Bai vollständig trocken lief. Nach vier Tagen hatte es seinen tiefsten Stand erreicht, und dann stieg es wieder ohne Wogen und Brandung, bis das Kap unter Wasser stand und auch das ganze Land, ausgenommen die Spitzen der Berge bei Chquot. Das Wasser war bei seinem Steigen sehr warm, und es stieg empor zu den Häusern; diejenigen, die Kähne hatten, retteten ihre Habseligkeiten hinein und schwammen dahin mit der stark nach Norden gehenden Strömung; die einen hierhin, die andern dorthin. Als die Wasser nun wieder ihren gewöhnlichen Stand angenommen, befand sich ein Teil des Stammes jenseits Nutka, wo seine Nachkommen noch wohnen; das sind die Makah in Classet oder Sevaitchchat. Viele Kähne gerieten in die Bäume und gingen zugrunde, und viele Menschen verloren das Leben. Das Wasser brauchte vier Tage, um wieder seinen gewöhnlichen Stand einzunehmen.“ Sw an, der diese Tradition aufzeichnete, hörte sie in gleicher Weise auch von den Klvillehute und Chemakum erzählen.

(189.) Einen eigenständlichen Mythus haben die Sh a st a - I n d i a n e r. Wenn es regnet, so ist ein Indianer im Himmel krank und weint. Vor langer Zeit lebte ein guter junger Indianer, und als er starb, weinten die Indianer so sehr, daß eine Flut über

die Erde kam, die bis zum Himmel stieg und alle Menschen bis auf ein überlebendes Paar vernichtete.

190.) Bei den Shasta- und Athapascas-Jiianern wird folgendes erzählt: Eines Tages sagte Coyote: Diese Welt wird sehr bald voll Wasser sein, und wir werden alle sterben müssen. Die Menschen dachten aber, daß er Spaß mache und wollten ihm nicht glauben, obwohl er sie häufig ermahnte, an den Bau von Booten zu gehen, in denen sie sich retten könnten. Coyote blieb bei seiner Rede und sagte: Die Flut kommt in zehn Jahren. Zur bestimmten Zeit, nachdem die zehn Jahre herum waren, kam die Flut. Coyote suchte Zuflucht auf einem hohen Berge, und wurde dorin von zwei Menschen begleitet. Bald begannen die Wasser zu steigen, bis die ganze Erde übersütet war. Alle Menschen waren ertrunken, nur nicht Coyote und seine beiden Begleiter. Das Wasser stieg immer weiter und drohte den Berggipfel zu erreichen, wo Coyote und seine Begleiter waren. Dieser fing an zu verzweifeln und fragte sich selbst: Geht es nun mit mir zu Tode? Immer weiter stieg das Wasser und er richtete die gleiche Frage an seinen Schwanz, und der antwortete: Nein. Dann fragte er ebenso ein anderes Glied, und dieses antwortete: Nein, denn dies ist die letzte Stufe der Flut. Dann ließ die Flut nach, und die Menschen kamen wieder zum Leben zurück. Coyote versammelte sie alle an einem Platze und sprach zu ihnen: Nun will ich euch Namen geben, und er benannte sie nach den Tieren, die sie als Totem verehren, und sie zerstreuten sich über das ganze Land.

XVII. Prärie-Indianer

(191.) Die Algonkin besaßen Überlieferungen von der Schöpfung, der Flut und von ihren früheren Wanderungen, die in indianischer Bilderschrift niedergeschrieben waren. Bekannt gemacht hat sie E. G. Squier nach einem Manuscript aus dem Nachlaß des eifrigen Sammlers Professors C. S. Rafinesque. Der Titel des Manuscripts Walam Olum bedeutet „Gemalte Stöcke“, weil die ursprüngliche indianische Niederschrift auf Rinde eingeritzt und gemalt war; es umfaßt 184 zusammengesetzte mnemoniche Symbole mit beigeschriebener Erläuterung in der Originalsprache und englischer Übersetzung. Rafinesque erhielt die Rinden 1822 in Indiana von den Überresten der Delawaren am White River; er war, wie Squier anführt, ein durchaus kritikloser Mann, aber eifriger Sammler von Tatsachen, und an der Echtheit des Mitgeteilten ist nicht zu zweifeln, da die Piktographien mit den übrigen indianischen

stimmen und ganz ähnliche Traditionen, wie die hier gegebenen, noch jetzt unter verschiedenen Algonkinstämmen umlaufen. Ein intelligenter, von Squier zur Kontrolle herbeigerufener Indianerhäuptling bestätigte die Deutung der Piktographien und die Richtigkeit der englischen Übersetzung.

Bei allen Algonkinstämmen wird die Zerstörung der Welt durch eine Wasserflut einem bösen Geiste zugeschrieben, der durch eine Schlange symbolisiert wird. Er steht im Gegensatz zu Manabozho (Menaboschu), einem mächtigen Halbgott. Die Bilderschrift wiederhole ich nach Squier auf der hinten beigefügten Tafel. Danach ergibt sich folgende Umschreibung:

1. „Es ist lange her, da kam die mächtige Schlange (Masakanako), als die Menschen schlecht geworden waren. 2. Die starke Schlange war der Feind der Geschöpfe und sie wurden verwirrt und häfteten sich untereinander. 3. Dann kämpften sie und vernichteten sich untereinander und hielten keinen Frieden. 4. Und die kleinen Menschen (Matapewi) kämpften mit dem Hüter der Toten (Nihanlowit). 5. Da beschloß die starke Schlange, sogleich alle Menschen und Geschöpfe zu zerstören. 6. Sie brachte die schwarze Schlange und Ungeheuer und rauschende Gewässer. 7. Die rauschenden Gewässer breiteten sich aus über die Berge, überall hin, alles zerstörend. 8. Auf dem Schildkröteneiland (Tula) war Manabozho, der Großvater von Menschen und Geschöpfen. 9. Kriechend geboren, kann er auf Schildkröten-eiland sich bewegen und wohnen. 10. Die Menschen und Geschöpfe fluteten auf den Wassern umher und suchen überall nach dem Rücken der Schildkröte (Tulapin). 11. Der Seeungeheuer waren viele und sie zerstörten viele (der Menschen). 12. Dann half ihnen die Tochter eines Geistes in ein Boot und alle vereinigt riefen: Kommt, helft! 13. Manabozho, der Großvater aller Geschöpfe, der Menschen und Schildkröten. 14. Alle zusammen, auf der Schildkröte dort, die Menschen dort, waren alle zusammen. 15. Sehr erschreckt hat Manabozho die Schildkröte, daß er alle wieder herstellen wolle. 16. Dann verließen sich die Wasser, es ward trocken auf Berg und Ebene und der große Böse ging anderswo hin auf dem Höhlenpfade.“

(192.) Bei den südlichen Araapaaho-Findiaren in Oklahama haben Dorsey und Kroeger Flutsagen gefunden, die hier, auf das Wesentliche verkürzt, wiedergegeben werden.

Eine lange Geschichte erzählt von Eifersucht und Feindschaft, am Schlusse extränkt eine Frau ihre Nebenbuhlerin in einem Sumpf. Der Ehemann erfährt es und ist sehr traurig. Als er am folgenden Morgen sein Zelt verlassen will, kehrt er bald wieder um und ruft:

Die Wasser steigen an! Da sagt Biberfuß zu ihm: Geh auf den höchsten Punkt des Berges und gib mir schwarze, gelbe, weiße und rote Farbe. Ich will machen, daß das Zelt oben auf den Gipfel des Berges geht. So ging er fort und bewirkte, daß das Zelt noch eher auf der Bergspitze war als jener Mann. Es stand dort und bedeckte die Bergspitze. Er folgte ihm erst langsam und lief drumherum, als er ankam. Dann sah er zurück und sah das Wasser wie eine hohe Bank ankommen und rief zu Biberfuß: Eile dich! Dieser lief ein wenig, dann schneller und eilte wieder hinter ihm her. Viermal rief ihn sein Schwager, und er eilte und zögerte dann wieder. Zuletzt erreichte er das Zelt. Da erreichte das Wasser die Pfähle des Zeltes. Nun malte Biberfuß die schwarze Farbe an seinen rechten Fuß, die gelbe an seine rechte Schulter, die weiße an seine linke Schulter und die rote an seinen linken Fuß. Dann streckte er seinen rechten Fuß, seinen rechten Arm, seinen linken Arm und seinen linken Fuß nacheinander in die vier Windrichtungen, und als er sie ausstreckte, da zog sich das Wasser vor ihm zurück und das Land erschien von neuem. Fische, Schildkröten, Frösche und andere Tiere waren an verschiedenen Stellen liegengeblieben, als das Wasser wieder zurückging. Da sagte Biberfuß: Wo diese liegen, da werden Quellen, Bäche, Ströme und Seen sein. Und daher sind bis auf den heutigen Tag diese Wassertiere auf dem Lande.

(193.) Die andere Geschichte der Arapaho ist ziemlich verworren; Tiere spielen eine große Rolle und sie soll den Ursprung der Zauberhütten der Indianerdörfer begründen. Auch hier wird eine Frau in einem Teich extränkt. Es wird dann erzählt, wie das Wasser steigt und bis an den Gipfel der Berge kommt. Nihancan legte sich auf dem Gipfel nieder, der für die Kinder bestimmt worden war. Als sie ihm sagten, er möge Platz machen, gab er vor, im Rücken frank zu sein. Dann kam das Wasser weiter heraus. Als es ihn berührte, streckte Rock seinen Fuß mit den Schildkrötenmokassins aus und das Wasser wich zurück. Viermal kam das Wasser hoch und viermal wurde es auf diese Weise zurückgedrängt. Nach dem dritten Mal sagte er zu den Menschen: geht hinab und holt euch Pilze, die leicht sind. Meine Macht reicht nur für viermal. So gingen jene und holten kleine Pilze und taten ein Spinnengewebe herum und machten ein Boot oder Floß. Als das Wasser wieder stieg, begaben sie sich darauf. Der aber mit den Schildkrötenmokassins blieb auf der Bergspitze und Nihancan blieb bei ihm, weil er wußte, daß er nicht extrinken würde. Das Wasser blieb lange Zeit in der Höhe. Die Pilze begannen aufzuweichen und das Volk rief um Hilfe.

Der Mann mit den Schildkrötenmokassins wußte, daß er das Boot gemacht hatte und daß dieses nicht zu überwinden war. Daher sandte er die Taucherente hernieder, um zu sehen, ob die Erde noch weit darunter wäre. Aber die Ente kam erschöpft nach oben. Dann zog er eins seiner Mokassins aus und verwandelte es in eine Schildkröte, und diese tauchte und kam endlich wieder herauf mit Schlamm in jeder Achselhöhle. Da nahm er den Schlamm und schickte sie wieder hinunter, um ein kleines Stück Holz zu holen und dann, um eine Winse zu holen. Sie brachte dies alles. Dann verstreute er die Erde, die die Schildkröte gebracht hatte, über den Platz, auf dem er stand, und mit dem Holz bezeichnete er die vier Windrichtungen, dabei dehnte sich das Band nach den Enden der Erde hin aus. Dann wölbte er das Himmelsgewölbe. Nun war die Erde wieder bloß. Dann machte er Korn aus der Winse. Von da an lebte Nihancan im Himmel und wurde unser Vater genannt.

Nun bestehen Zweifel, ob damals alle Menschen eine Sprache gesprochen haben, oder deren mehrere, wie es jetzt der Fall ist. Damals aber wurde eine Versammlung abgehalten und es wurde entschieden, daß die meisten von ihnen ihre Sprachen von der Ursprache der Arapaho verändern sollten. Und Nihancan gab den Arapaho die Mitte der Erde zum Lebensaufenthalt, und alle andern leben rings herum. Seitdem sind drei Zeitalter vergangen, jetzt stehen wir im vierten. Wenn am Ende des vierten die Arapaho alle tot sind, dann gibt es eine neue Flut. Aber wenn einer von ihnen noch am Leben ist, dann steht es gut um die Welt. Alles hängt davon ab.

Der Fortgang der Geschichte hat mit der Flut nichts mehr zu tun.

(194.) Die *A r i c a r a*-Indianer haben nur eine kurze Bemerkung über die Flut in ihren Sagen. Ein früheres Geschlecht von Riesen, das Zauberkräfte besaß, wurde dem Gott Nesaru zu übermütig, weil sie sich ihm gleich dünkten. Er vernichtete sie alle durch eine große Flut. Das jetzige Geschlecht der Menschen ist viel kleiner geworden und hat keine Flut wieder erlebt.

(195.) Die Sage der *B l a c k f o o t*-Indianer erzählt Wissler-Duval: *Mythology of the Blackfoot Indians I. Anthropological Papers, Museum of Natural History. 1908, S. 19.*

(196.) Unter den Überlieferungen der *C a d d o*-Indianer findet sich folgende Erzählung von der großen Flut.

Es kam einmal eine lange Zeit, die war heiß und trocken und alle Wasser auf der Erde versiegten. Die Menschen wanderten von Ort zu Ort und versuchten, Wasser zu finden, und mit der Zeit wurden sie ganz verrückt und taten närrische Dinge. Sie kamen zu

den ausgetrockneten Flußbetten und fanden dort viele tote Fische und Schildkröten und andere Wassertiere und zerschnitten sie und durchstießen sie, weil sie meinten, daß diese Tiere für das Verschwinden des Wassers verantwortlich wären. Während sie solche verdrehten Dinge taten, sahen sie auf und erblickten einen Mann am Himmel, der zu ihnen von Westen her kam. Ein Wind bließ, der Mann kam näher und es blitzte mehrmals vor ihnen. In der Hand trug er ein kleines grünes Blatt. Er sagte den Menschen, daß sie nicht weise gehandelt hätten, sie hätten ihn beschimpft und er wäre ärgerlich auf sie. Er bewegte das Blatt nach den vier Richtungen, und Wassertropfen fielen heraus. Das Wasser nahm bald an Menge zu und erhob sich über die Welt, auch über die Gipfel der Bäume; nur die höchsten Bergspitzen blieben ausgenommen. Zu diesen hohen Bergen führte der Mann einige Menschen, die er auswählte, und sie blieben auf den Bergen vier Tage, während das Wasser immer höher stieg. Er konnte dies tun, weil er größere Macht hatte als die Geister des Wassers, die der Wärme und der Kälte. Nach einiger Zeit begann das Wasser zu fallen und das Grün erschien wieder auf der Erde. Dann führte er die Menschen wieder vom Berge herab. Sie fanden, daß manche Menschen, die während der Flut im Wasser gelebt hatten, nicht ertrunken waren, sondern sich in Krokodile und andere Wassertiere verwandelt hatten.

(197.) Eine Andeutung der Flut findet sich bei den C e g i h a - Indianern. Es ist dort die Rede von einer Vernichtung durch Feuer und dann durch einen großen Schneefall.

(198.) Ganz eigentümlicher Art ist die Tradition der Cherokee, wie sie 1846 Schoolcraft von einem intelligenten Häuptling derselben, Stand Watie, mitgeteilt wurde. Die Wasser ergossen sich einst so über das Land, bis, ausgenommen eine Familie, jedermann ertrunken war. Daz das dieses Unglück hereinbrechen werde, hatte ein Hund seinem Herrn verraten; er war tagelang hartnäckig zum Flußufer gelaufen, hatte dort ins Wasser gestarrt und dazu jammervoll geheult. Als sein Herr ihn nun hart anließ und befahl, heimzukommen, da entdeckte er jenem das hereinbrechende Unglück. Er beschloß seine Bekündigung mit der Versicherung, daß sein Herr und dessen Familie nur dann dem Ertrinken entgehen würden, wenn sie ihn, den Hund, ins Wasser würfeln. Der Herr aber solle sich ein Boot erbauen und in dieses alles, was er brauche und zu retten wünsche, hineintun; denn es würde nun anfangen stark zu regnen und eine große Überschwemmung beginnen. Damit der Herr aber erkenne, daß sein Hund ihm die Wahrheit gesagt, möge er nur den Nacken des

leßteren betrachten, der kahl sei, so daß man Knochen und Fleisch sehen könne. Indem der Herr sich so auf die Verkündigung des Hundes verließ, wurde er mit seiner Familie gerettet und konnte die Erde wieder bevölkern.

(199.) Von den Cherokee-Indianern hat Mooney Mythen gesammelt, in denen die Flutgeschichte erzählt wird. Annual report Bureau of Ethnology, Washington. Bd. 19, 1900, S. 239—261.

(200.) Die Chehenne-Indianer erzählen in den Geschichten von der Herkunft ihres Stammes von mehreren Fluten. Nach der ersten, unbedeutenden Flut wuchsen Gras und Bäume und das Land im Süden wurde schön wie das früher von ihnen verlassene Nordland. Dort wohnten die Menschen lange Zeit, und dann kam die zweite Flut und verstreute die Rothäute hierhin und dorthin. Nach einiger Zeit ging das große Wasser nieder, das Land wurde wieder trocken, aber die roten Männer kamen nicht wieder zusammen, sondern blieben in kleinen Scharen, wie im Anfang, ehe der große Medizinmann sie vereinigte. Die letzte Flut zerstörte alles, und der rote Mann war im Begriff, Hungers zu sterben, so daß sie beschlossen, umzukehren und zu ihrer Heimat im Norden zurückzuwandern. Als sie das Nordland erreicht hatten, fanden sie es dürrtig; es gab keine Bäume, keine Tiere, keine Fische im Wasser. Als der rote Mann seine einst schöne Heimat betrachtete, schrie er laut und die Frauen und Kinder jammerten. Dies geschah im Anfang, als der große Medizinmann uns erschaffen hatte. Viele hundert Jahre später, ehe die Winterzeit kam, bebte die Erde und die hohen Berge stießen Feuer und Rauch aus. Als der Winter kam, da kamen große Fluten. Alle roten Männer und Frauen hatten Pelze, sich anzuziehen und lebten in Höhlen, weil der Winter lang und kalt war. Er zerstörte alle Bäume, aber wenn der Frühling kam, wuchs alles von neuem. Der rote Mann hatte viel zu erdulden und wäre beinahe verhungert. Da hatte der große Medizinmann Mitleid und gab ihm Korn zum Säen und den Büffel zum Essen. Seitdem hat es keine Flut und keine Hungersnot mehr gegeben.

(201.) In einer andern Geschichte der Chehenne wird erzählt, daß ihre Vorfahren lange Zeit im Norden gelebt hatten. Endlich aber wanderten sie nach Süden, indem sie ihre Habseligkeiten mit Hilfe von Hunden fortschafften. Während sie südwärts wanderten, kam ein großer Regen und eine Flut über das Land. Zuletzt konnten nur noch die hohen Berge gesehen werden. Das Volk geriet in Furcht und Verwirrung. Auf einem benachbarten Hügel, getrennt von der Hauptsschar der Chehenne, waren etwa 1000 Menschen an der Zahl,

die außer Gesichtsweite waren, und von der Hauptschar durch die steigenden Wasser abgeschnitten. Als der Regen nachließ und die Wasser abflossen von dem Ort, von wo aus sie vom Anblick der Stammesgenossen abgeschnitten waren, da fand sich keine Spur mehr von ihnen. Und es ist seitdem immer eine Frage unter den Cheyenne gewesen, ob diese Schar von Leuten ertrunken ist oder ob sie ein besonderer Stamm geworden sind. Viel später trafen die Cheyenne einen Stamm, der viele ihrer Worte gebrauchte, und bis heute glauben sie, daß ein Teil jener Leute im Norden lebt. Fast alle Tiere wurden entweder ersäuft oder verhungerten. Die Bäume und Früchte, von denen der Mensch vorher gelebt hatte, waren vernichtet. Einige große graue Wölfe entkamen und kreuzten sich mit den zahmen Hunden. Diese Hunde waren so groß, daß sie ein Kind mehrere Meilen weit am Tage tragen konnten. Es scheint, daß nach dem Ablauen der Flut die Sinne der Cheyenne schwächer geworden sind. Sie wurden stark im Verstand, aber schwächer am Körper, weil sie kein Wild hatten, davon zu leben, sondern sie lebten von getrocknetem Fleisch und Pilzen und erhielten sich davon eine lange Zeit.

(202.) Eine merkwürdige Fluterzählung, die in die Androhung einer neuen Flut ausläuft, haben die Choctaw-Indianer in Louisiana.

Eines Tages, viele Menschenalter vor der Gegenwart, zu einer Zeit, wo die Erde von der heutigen verschieden war, erschien Aba, der gute Geist, bei den Choctaw von neuem. Zuerst waren alle, die ihn sahen, erschreckt und wußten nicht, was sie sagen oder tun sollten. Aber dann sagte ihnen Aba, sie sollten still stehen und zuhören, was er ihnen sagen wollte, denn es wären wichtige Dinge. Sogleich versammelten sich die Choctaw und hörten auf die Worte Abas. Und er sagte ihnen, sie sollten ein geräumiges Boot bauen, und wenn sie es fertig hätten, sollten sie hineintun alle Vögel und Tiere des Landes, sie sollten Futter für sie sammeln in hinreichender Menge für die Dauer von mehreren Tagen. Dann unterwies sie Aba, wie man ein Boot baut, aber da der Ort, den er ausgewählt hatte, hoch und trocken war und weit vom Wasser gelegen, so verloren die meisten das Vertrauen zu dem, was er sagte, sie gingen ihre Wege, und nur eine Familie blieb da, um das Boot zu bauen und zu vollenden.

Da sagte ihnen Aba, daß das Boot bis zu einem bestimmten Tage fertig sein müsse. Das Boot ward sogleich begonnen, und manche Fremde gingen vorbei und fragten die Choctaw, was der Grund wäre, so fern vom Wasser ein so großes Boot zu bauen.

Diese erwiderten dann, daß sie es täten auf Befehl von Aba. Aber warum dieser den Befehl gegeben hatte, wußte niemand.

Das Boot wurde fertig, ehe die angegebene Zeit herum war. Da gingen die Menschen in den Wald und den Sumpf und sammelten alle die Tiere, je ein Paar. Und als sie die Tiere an Bord gebracht hatten, riefen sie die Vögel herbei, ebenfalls je ein Paar. Dann wurde Futter eingebracht und im Boot verstaut. Nachdem sie damit fertig geworden waren, gingen die Leute selbst an Bord, und führten so die Befehle von Aba aus.

In derselben Nacht, nachdem die Vögel und die Tiere und ebenso die Erbauer des Bootes an Bord waren, begann der Regen zu fallen, und der Wind blies so heftig, daß er die größten Fichten umriß. Der Donner brüllte in solcher Weise, wie man es noch niemals gehört hatte, und das lebhafte Aufleuchten der Blitze machte alles bisweilen taghell. Nun merkten die andern Menschen, daß sie den Befehlen von Aba hätten glauben sollen. Sie eilten und bemühten sich, Boote oder Flöße zu bauen, aber es war zu spät, und sie ertranken alle in den steigenden Wassern.

Bald bedekten die Gewässer alles Land, schnell wurde es immer tiefer und umgab zuletzt auch den hohen Punkt, wo das Boot gebaut war. Das Wasser fuhr fort zu steigen, endlich wurde das Boot flott, das Wasser reichte bald bis an den Himmel. Das Boot wurde abgetrieben, von einer Richtung in die andere, und keiner seiner Insassen erlitt irgendeinen Schaden.

Am Morgen des fünften Tages ließen die Winde nach, die Sonne schien stark und warm durch die Wolken. Aber als die Menschen um sich sahen, war nirgends Land sichtbar. Sie trieben weithin über das Wasser und oft schwammen Bäume und tote Tiere obenauf neben ihnen, alle bewiesen deutlich die Strenge des Sturmes und die Größe der Katastrophe. Und mit Ausnahme der Vögel und Tiere und der Menschen im Boot und der Fische im Wasser war alles Leben vernichtet. Da wurden am selben Morgen die Krähe und die Taube gerufen und ihnen gesagt, daß sie ausfliegen sollten und versuchen, Land zu finden. Zunächst flogen sie gegen Osten, dann nach Süden, dann nach Westen, aber immer kehrten sie zurück, ohne irgend etwas Land gesehen zu haben. Dann flog die Krähe nach Norden und kam bald zurück mit einem Magnolienblatt und erzählte, daß sie eine Insel gesehen habe. Und als das Boot in dieser Richtung trieb, erreichten sie das Land, ehe die Sonne unterging. Sobald nun das Boot an die Küste getrieben war, stiegen alle, die Menschen, Vögel und Tiere ans Land.

Die Weide war der einzige Baum, der auf der Insel wuchs, und die Menschen machten Feuer, indem sie zwei Stücke Weidenholz aneinanderrieben. Als sie sich dann auf der Insel umsahen, fanden sie eine Menge weißen Körner, wie sie sie vorher nicht gesehen hatten. Sie nahmen einige davon, pflanzten sie in die Erde, und so wuchs das erste Korn, das die Choctaw angebaut hatten. So hatte Aba sie mit Nahrung versehen.

Wenn nun viele Geschlechter gekommen sein werden, wird das Land mit Menschen angefüllt sein. Es gibt dann Stämme, die heute noch nicht vorhanden sind. Diese werden sich so stark vermehren, daß das Land sie nur schwer erhalten kann. Und sie werden schlecht und grausam und werden untereinander kämpfen, bis Aba von neuem eine Flut über die Erde kommen lassen wird. Dann wird das Menschengeschlecht überwunden und alles Leben vernichtet werden.

(203.) Bei den Creek-Indianern fand sich eine Flutsage, erzählt von Spec. The Creek Indians of Taskigi Town. Memoirs American Anthropological Association, 1907, S. 145—146.

(204.) Sagen der Delaware sind zitiert bei Chamberlain, Journal of American Folk Lore, Bd. 4, S. 210.

(205.) Die Fox-Indianer-Sagen sammelte W. Jones. Fox Texts. Publ. of the American Ethnological Society, Bd. 1, Lehden 1907.

(206.) Unter den Gross-Bentre-Indianern erzählt man sich folgende Geschichten:

Die Menschen, die vor den heutigen auf der Erde lebten, waren roh, sie wußten nichts und taten nichts. Dies gefiel dem Gott Richant schlecht und er beschloß, eine neue Erde zu machen und die vorhandene abzuschaffen. Wasser sollte aus den Spalten der Erde kommen und ein heftiger Regen sollte fallen und das Wasser überall auf der Erde stehen. Auf seinen Zauber gesang hin barst die Erde, das Wasser stürzte hervor, der Regen floß tagelang, und die Erde war voll Wasser. Mit Hilfe eines Büffelhorns schwamm er und seine Pfeife. Nun ließ er den Regen aufhören. Überall war Wasser, und er trieb dahin, wohin der Wind ging. Tagelang trieb er so, und hinter ihm flog die Krähe. Alle andern Vögel und Tiere waren ertrunken. Endlich wurde die Krähe müde und bat um Hilfe. Da wurde ihr gestattet, sich auf der Pfeife auszuruhen. Dies war eine Zauberpfeife, denn sie enthielt alle Tiere in sich. Unter diesen wählte Richant die aus, die einen langen Atem hatten, um unterzutauchen. Zuerst den Tauchervogel, der kam aber nur zur Hälfte hinunter und machte dann kehrt. Dann mußte der kleine Tauchervogel hinunter, der

erreichte beinahe den Boden, dann verlor er die Luft und fast tot kam er oben an. Nun wurde die Schildkröte hinuntergesandt, diese kam nach langer Zeit halbtot oben an; sie hatte unten die Pfoten und die Hautfalten mit Schlamm gefüllt, aber unterwegs war fast alles wieder abgespült worden. Michant fand aber bei genauem Suchen doch noch ein wenig Erde. Er sprach: Ich will dies bisschen Schmutz, das ich in der Hand habe, ins Wasser werfen, Stück für Stück soll es genügen, um so viel Land zu machen, wie ich brauche. Und er begann, ein bisschen nach dem andern ins Wasser tropfen zu lassen, indem er sorgsam die Hand öffnete und wieder schloß. Und so war es ein Stück Land geworden, groß genug für ihn. Dann rief er die Krähe: Bleib hier, ich habe Land gemacht, genug für uns beide. Als sie sich ausgeruht hatte, flog sie fort. Da nahm er aus seiner Pfeife zwei lange Schwingfedern, nahm sie in die Hand und sagte den Zauberspruch, breitete die Arme aus, schloß die Augen und sagte: „Hier möge rings herum so viel Land sein, soweit meine Augen reichen.“ Als er seine Augen öffnete, war in der Tat Land ringsum da. Aber es war nirgends Wasser zu sehen. Er ging fort, mit seiner Pfeife und der Krähe, das war das einzige, was in der Welt zu sehen war. Nun wurde Michant durstig, er rief und überlegte mit geschlossenen Augen, wie er wohl zu Wasser kommen könnte. Da vergoß er Tränen, und wohin seine Tränen fielen, da entsprangen Quellen. So machte er Bäche und Flüsse. Nun wurde er es müde, nur mit der Krähe und der Pfeife allein zu sein, und so machte er Menschen und Tiere, immer paarweise. Dann machte er für die Menschen Bogen und Pfeile, und er sprach zu ihnen: Wenn ihr gut sein werdet und Gutes tut, dann will ich kein Wasser und kein Feuer hinsort mehr über euch kommen lassen. Denn lange ehe das Wasser sich erhob, war die Erde verbrannt worden. Dies ist jetzt das dritte Leben. Dann zeigte er den Menschen den Regenbogen und sagte ihnen: Dies hier ist das Zeichen, daß die Erde nicht wieder mit Wasser bedeckt werden soll. Wenn ihr Regen habt, so werdet ihr den Regenbogen sehen, und wenn ihr ihn seht, so bedeutet dies, daß der Regen vorüber ist. Es wird später noch eine andere Welt sein, als diese. Dann sagte er den Menschen, daß sie sich paarweise trennen sollten und sich Wohnplätze suchen. So sind die Menschen in der Welt verstreut worden.

(207.) Ein Flutbericht findet sich als kosmogonische Mythe bei den Huronen. Im Anfang war nichts als Wasser, ein weites Meer, bevölkert mit Tieren aller Art, wie sie noch heute in der See leben. Da ereignete es sich, daß ein Weib vom Himmel fiel, von oben

herab auf die Welt, wahrscheinlich war sie durch einen Unglücksfall von ihrem Manne durch ein Loch im Himmel gestoßen worden. Obwohl sie als Weib bezeichnet wurde, war sie doch ein Wesen höherer Art, eine göttliche Person. Zwei Loons, die über das Wasser flogen, sahen sie fallen, und um sie vor dem Ertrinken zu schützen, eilten sie, sich unter sie zu schieben, indem sie ihre Körper wie ein Kissen zusammenschoben, damit sie darauf ruhen könnte. Sie schrien laut, damit auch andere Tiere zu Hilfe kommen könnten. Der Ruf des Loon kann sehr weithin gehört werden, und die andern Tiere hörten es und kamen, um zu hören, was geschehen sei. Es kam die Schildkröte, bereit, die Loons mit ihrer Last zu unterstützen. Sie setzten die Frau auf den Rücken der Schildkröte und trugen ihr auf, für die Frau zu sorgen. Die Schildkröte rief nun die andern Tiere zu einer Versammlung, um zu beraten, was zu tun sei, um das Leben der Frau zu schützen. Sie entschieden, daß man Erde haben müsse, auf der sie leben könnte. Da schickte die Schildkröte Tiere auf den Grund des Meeres, um etwas Erde heraufzuholen. Mehrere versuchten es, der Biber, die Moschusratte, der Taucher und andere, alles umsonst. Einige blieben so lange unten, bis sie beim Aufstauchen tot waren. Die Schildkröte untersuchte ihre Pfoten, konnte aber nichts finden. Zuletzt versuchte es die Kröte; nach langer Zeit tauchte sie wieder auf, ohnmächtig und fast tot. In ihrem Munde fand die Schildkröte ein wenig Erde, die sie der Frau gab. Die nahm sie und legte sie sorgsam um den Rand der Schildkröte. Da begann das Land zu wachsen und wurde trockenes Land. Dieses wuchs nach allen Seiten und bildete zuletzt ein großes Land, geeignet für die Vegetation. Alles wurde durch die Schildkröte gehalten, die noch heute die Erde trägt.

Die Frau aber, die vom Himmel fiel, war mit Zwillingen schwanger. Als diese ans Tageslicht kamen, erwiesen sie sich als vollkommene Gegensätze. Dies war schon vor der Geburt der Fall, denn der eine wollte auf dem üblichen Wege zur Welt kommen, der andere weigerte sich und tötete seine Mutter, indem er seitlich hervorbrach. Die Frau wurde begraben, und aus ihrem Körper entsprang aller Pflanzenwuchs auf der Erde.

(208.) Sagen der Irokesen sammelte Hewitt. Iroquoian Cosmology. Annual Report Bureau of Ethnology. 1903, S. 286.

(209.) Die Sintflut der Mandan entstand dadurch, daß ein Indianer, als er einen Dachs ausgraben wollte, unglücklicherweise durch den Rücken der Schildkröte stach, auf der die Erde ruht.

(210.) Durch Unersättlichkeit hatte der erste Mensch ein mythisches

Volk der Weißen gegen sich aufgebracht; um ihn zu strafen, ließen diese die Wasser so hoch steigen, daß alles Land überschwemmt wurde; da gab der erste Mensch den Vorfahren der Numangkake (Mandan) an, sich einen hölzernen Turm oder ein Fort von Holz auf einer Höhe zu erbauen, und das Wasser werde nur bis zu jenem Punkte steigen. Sie folgten und erbauten die „Arche“ am Heart River in einem großen Maßstabe, worauf ein Teil der Nation in diesem Gebäude erhalten wurde, während der andere in den Fluten seinen Untergang fand. Zum Andenken an die gütige Vorsorge des ersten Menschen stellten sie in jedem ihrer Dörfer ein Modell jenes Gebäudes auf, das noch jetzt zu Mih-Tutta Hangfusch existiert und Mah-Mönih-Tuchä genannt wird. Die Wasser fielen nachher wieder, und man feiert noch jetzt das Fest Otippe zur Verehrung dieser Arche.

Catlin hat dieses Fest beschrieben, und da es einige Beziehungen zur Flut hat, so wollen wir das hierauf Bezugliche mitteilen. Mih-nih-ro-ka-ha-scha, das Sinken der Gewässer, ist nach ihm der Name der Flut. Das Gebäude (die Arche, wie Prinz zu Wied sagt) befindet sich inmitten des Dorfplatzes; es besteht aus einem hölzernen Zylinder, ähnlich einem aufrecht stehenden Oxhoft, ist gegen drei Meter hoch und wird das „große Kanoe“ genannt. Es ist unstreitig eine symbolische Darstellung eines Teiles ihrer traditionellen Geschichte der großen Flut, die sie auf irgendeine Weise erhalten haben und nun in der Erinnerung der ganzen Nation zu bewahren suchen. Dies Kanoe ist, als der Mittelpunkt des Dorfes, der Versammlungs-ort des ganzen Stammes, und sie beweisen demselben ihre Verehrung bei den verschiedenen Festen und religiösen Gebräuchen. Die religiöse Zeremonie der Mandanen beginnt, wenn die Fluszeiden in vollem Laube stehen; denn nach ihren Überlieferungen „war der Zweig, den der Vogel mit nach Hause brachte, ein Weidenzweig mit vollständigen Blättern“. Der hier erwähnte Vogel ist eine Turteltaube (Marawit-Kschukö); sie ist ein großer Medizin vogel und darf nicht getötet werden. Beim Beginn des Festes kommt von auswärts ein als Weißer verkleideter Medizinmann ins Dorf; er stellt Numang-Machana, den ersten Menschen, vor; er erzählt das traurige Ereignis der Überschwemmung der Erde durch das Überströmen der Gewässer, und wie er als einziger Mensch gerettet worden sei, indem er in einem großen Kanoe auf einem hohen Berge im Westen landete, wo er jetzt wohne. Er sei gekommen, die Medizinhütte zu öffnen, wozu er eines schneidenden Werkzeugs von jedem Hüttenbesitzer bedürfe, damit er es dem Wasser opfere; geschehe dieses nicht, so werde

eine neue Flut kommen und niemand werde gerettet werden, denn mit solchen Werkzeugen sei das große Kanoe gebaut worden.

(211.) Die Menomini-Indianer erzählten ihre Sagen Hoffman. Annual report Bureau of Ethnology. 14, Heft 1, S. 114.

(212.) Die Minnitari erzählen, daß früher nur Wasser, kein Land gewesen sei; allein auf Antrieb des in den Rocky Mountains wohnenden Herren des Lebens, des Menschen, der nie stirbt, tauchte ein großer Vogel mit roten Augen unter und brachte Erde zur Oberfläche heraus. Ein damals zuerst auftretendes anbetungswürdiges Wesen, die Alte, auch Großmutter genannt, die auf der ganzen Erde herumzog, schenkte den Minnitari ein paar Töpfe, die noch als Heiligtum aufbewahrt werden, mit der Weisung, sie aufzuheben und sich dabei der großen Gewässer zu erinnern, aus denen alle Tiere, auch die Vögel, tanzend hervorgekommen seien. Daher werden diese Töpfe noch jetzt auf Befehl der Alten zur Frühlingszeit, wenn die Ufervögel singen, unter Festlichkeiten zur Erinnerung an die große Flut mit Wasser gefüllt.

(213.) Bei den Djibwä (gleichfalls Algonkin) am Obern See hörte Koohl ähnliche Sintflutgeschichten, in denen gleichfalls Menaboschu und die Schildkröte eine Rolle spielen, ja ein indianischer Piktograph malte ihm etwas nieder, was im allgemeinen den von Squier mitgeteilten Bildern gleichend, die Geschichte der Flut darstellt. Die Djibwäüberlieferung von der Flut ist folgende: Menaboschu, ein Halbgott, war mit den Wölfen befreundet, und ein kleiner Wolf, mit dem er auf die Jagd ging, war sein besonderer Liebling. Diesen warnte er, ja nicht das Eis eines Sees zu betreten, in dem der Schlangenkönig hause, Menaboschus ärgster Feind. Hierdurch neugierig gemacht, ging der kleine Wolf nach einem Zögern doch auf die Eisdecke jenes Sees, kam bis zur Mitte, brach hier ein und ertrank. Vergeblich wartete Menaboschu auf seinen kleinen Freund Wolf, er kam und kam nicht. Da jammerte und flagte er laut um ihn und verlebte den Rest des Winters in Traurigkeit. Aber er wußte wohl, wer seinen kleinen Bruder getötet hatte: der Schlangenkönig, dem er aber im Winter nichts anhaben konnte. Als der Frühling gekommen war, ging Menaboschu an den See, wo er die Fußspuren des kleinen Wolfs entdeckte und nun wieder laut flagte. Das hörte der Schlangenkönig, der mit seinem gehörnten Haupte aus dem Wasser emportauchte. „Jetzt sollst du deine Missatet büßen,“ dachte Menaboschu, und verwandelte sich in einen Baumstumpf, der am Rande des Sees lag. Der Schlangenkönig und alle Schlangen wurden stutzig

über den Kloß, den sie vorher am Ufer nicht gesehen hatten, und witterten Böses dahinter; eine zwanzig Ellen lange Schlange wand ihren Körper darum und preßte und zwang den Kloß, um zu sehen, ob etwas Lebendiges darin sei, aber wiewohl dem Menaboschū alle Glieder knackten, hielt er doch aus und gab keinen Laut von sich. Das beruhigte die Schlangen, und sie legten sich nun alle am Strand zum Schlafen nieder. Menaboschū kroch nun aus seinem Kloße her vor und erschoß den Schlangenkönig und drei seiner Söhne. Die übrigen Schlangen aber entschlüpften klagen in den See, machten einen argen Lärm und verstreuten den Inhalt ihrer Medizinsäcke (Zauberbeutel) am Ufer und ringsumher im Walde. Da fing das Wasser in trüben Wirbeln an zu kreisen und zu schwelen. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken und heftige Ströme von Regen schoß aus der Höhe herab. Die ganze Umgegend, die halbe Erde wurde überschwemmt; am Ende die ganze weite Welt. Der arme Menaboschū war, bis in den Tod erschreckt, geslossen. Er hüpfte von einem Berge zum andern, wie ein scheues Eichhorn, und wußte sich nirgends zu lassen. Denn die schwelenden Fluten folgten ihm überall hin. Endlich entdeckte er einen sehr hohen Berg, auf den er sich rettete. Aber auch dieser Berg wurde bald überflutet. Auf seinem äußersten Gipfel stand ein hundert Ellen hoher Tannenbaum und an diesem stieg nun Menaboschū empor. Er kam bis in die letzte Spitze, das Wasser ihm immer nach; es reichte ihm schon bis an den Gürtel, bis über die Schultern, bis an den Mund. Da plötzlich stand es still, entweder weil die Schlangen ihre Zaubermittel und Hilfsquellen erschöpft hatten, oder weil sie dachten, es sei nun genug und Menaboschū könnte ihnen nirgends mehr entwischen. Allein Menaboschū, so ungemälich auch seine Lage sein mochte, hielt aus und stand fünf Tage und Nächte auf seiner Tanne, zerbrach sich aber vergebens den Kopf darüber, wie er sich forthelfen sollte. Endlich am sechsten Tage sah er einen einsamen Vogel — es war ein Loon — auf dem Wasser schwimmen. Er rief ihn zu sich und sprach zu ihm: „Bruder Loon, du geschickter Taucher, tu mir den Gefallen und tauche einmal in die Tiefe und sieh nach, ob du die Erde, ohne die ich nicht leben kann, noch zu finden vermagst, oder ob sie gänzlich ersäuft ist.“ Der Loon tat das. Er tauchte mehrere Male hinab. Aber er konnte nicht tief genug hinabgelangen und kam wieder unverrichteter Dinge hervor, indem er die Trauerbotschaft brachte, die Erde sei nicht zu finden. Menaboschū wäre beinahe verzweifelt. Da sah er am folgenden Tage den erstarnten Körper einer Moschusratte von den Wellen zu sich herangetrieben. Er haschte sie, und indem er sie warm

anblies, brachte er sie wieder zum Leben. Dann sprach er zu ihr: „Brüderchen Ratte, wir können beide ohne Erde nicht leben. Tauche hinab ins Wasser und bringe mir, wenn du kannst, etwas Erde herauf, wenn es auch nur drei Sandkörner sind, ich werde schon etwas daraus machen können. Das gefällige Tier tauchte sogleich hinab und kam nach langer Zeit wieder zum Vorschein. Aber es war tot und schwamm auf dem Wasser. Menaboschu fing den Körper auf und entdeckte in dem einen Pfötchen ein paar Sandkörner. Er nahm sie, trocknete sie in seiner Hand an der Sonne und blies sie dann weg übers Wasser, und wo sie hinfieben, da schwammen sie und wuchsen und vergrößerten sich entweder infolge innerer Kraft des Erdreichs oder durch Menaboschus Zauberatem. Es entstanden erst kleine Inseln, die schnell zu größeren aneinander wuchsen. Endlich konnte Menaboschu von seinem unbequemen Baumstiel auf eine der Inseln herabspringen. Er schiffte auf ihr wie auf einem Floße umher, half den andern Inseln zusammenwachsen, und es wurden am Ende große Länder daraus.

(214.) Die Passamaquoddy erzählen eine merkwürdige Geschichte: Kennt ihr Atosis, die Schlange? Die schlimmste aller Schlangen ist die Klapperschlange. Vor langer Zeit waren die Klapperschlangen freche Indianer. Diese waren außerordentlich frech. Sie hatten einen allzu großen Mund, sie konnten durch nichts niedergedrückt werden. Als die große Flut bevorstand, kam Glooskap und erzählte ihnen dies. Sie sagten, daß ihnen das keine Sorgen mache. Er sagte, das Wasser würde ihnen über die Köpfe gehen. Das würde ziemlich naß sein, meinten sie darauf. Sie möchten gut und ruhig sein und beten. Da riefen diese Leute Hurra! Er sagte: Die große Flut steht bevor. Da ließen sie die Flut dreimal hochleben. Er sagte, die Flut werde kommen und sie alle ersäufen. Da riefen sie wieder Hurra, nahmen ihre Klappern, die sie aus Schildkröten-schalen gemacht und mit Kieseln gefüllt hatten, schlügen sie zusammen und machten ein großes Tanzfest. Späterhin, als der weiße Mann Kühe und Ochsen ins Land gebracht hatte, machte man solche Klappern aus Hörnern. Also damals gab es ein großes Tanzfest. Da begann der Regen zu fallen, und sie tanzten. Der Donner rollte, sie schlügen ihre Klappern zusammen und schrien dazu. Da wurde Glooskap ärgerlich, er ließ sie nicht in der Flut ertrinken, aber er verwandelte sie in Klapperschlangen. Noch heute, wenn diese einen weißen Mann kommen sehen, heben sie ihre Köpfe hoch und bewegen sie rundherum. Das ist die Art, wie Schlangen tanzen. Und sie schlagen ihre Klappern in den Schwänzen, gerade wie die Indianer

ihre Klappern beim Tanze zusammenschlagen. Habt ihr solche Musik gern?

Diese Geschichte erzählte eine alte Frau der Passamaquoddy der Frau W. W. Brown. Noch heute haben diese Indianer einen merkwürdigen Schlangentanz.

(215.) Unter den Erzählungen der Pawnee ist folgendes gefunden worden: Lange Zeit, ehe Menschen auf der Erde lebten, setzte Tirawa mit Zauberkräften begabte Menschen auf diese Erde. Wir wissen von ihnen als den Riesen, übermächtigen Menschen. Diese lebten da, wo der schwimmende Damm in Kansas ist. Die Knochen dieser Menschen werden an den Abhängen des Hügels am schwimmenden Damm gefunden. Alte Leute erzählen uns, daß dort der Regen vom Himmel herabging und das Wasser kam von Nordwest her über die Erde und wurde so tief, daß es diese mächtigen Wesen tötete. Nachdem sie durch die Flut getötet waren, stellte Tirawa einen alten Büffelbulle nach Nordwesten auf, von wo jene Flut gekommen war, die alles überflutet hatte. Der Büffel war dorthin gestellt, damit er das Wasser zurückhielte und es nicht nochmals alles Land überschwemmte. Der Büffel sollte dort viele Jahre bleiben. Jedes Jahr verliert er ein Haar, und wenn er alle Haare verloren hat, dann wird kein Mensch mehr auf der Erde leben.

Es gibt vier Dinge, durch die Tirawa die Menschen töten kann, aber er hat versprochen, er würde keine Flut mehr senden auf die Erde; denn es gäbe noch andere Mittel, die Menschen zu vernichten. Bei dem einen ist er nicht sicher, ob er es anwenden wird, nämlich Feuer vom Himmel fallen zu lassen und die Menschen zu verbrennen. Die Götter im Himmel werden sich eines Tages versammeln und beschließen, wann und auf welche Weise das Ende aller Dinge kommen wird.

(216.) Eine andere Geschichte der Pawnee hat folgenden Inhalt: Vor langen Zeiten, ehe die gewöhnlichen Menschen auf der Erde waren, setzte Tirawa dorthin ein Geschlecht von Riesen, denen große Zauberkraft gegeben war. Sie gingen ins Land hinaus, und wenn sie einen Büffel erlegt hatten, trugen sie ihn mit Leichtigkeit davon. Sie fürchteten sich nicht vor den wilden Tieren, da sie so große Macht hatten. Sie fürchteten aber auch nicht die Götter im Himmel, denn sie hatten das Bewußtsein, daß sie gleiche Macht hätten. Eines Morgens, als die Sonne aufging, wollten sie sie verjagen und riefen die Namen der Sonne und trieben Scherz mit ihr. Da hörten sie, wie der Donner von Westen her ihre Namen rief. Da drehten sie ihm ihre Kehrseiten zu und bewiesen ihm ihre

äußerste Verachtung. Als Tirawa das sah, erkannte er, daß es töricht gewesen war, diese Menschen zu machen, und beschloß, sie zu vernichten. Denn sie trieben Spott mit ihm und den niederen Göttern. „Ich habe versucht, sie zu strafen, aber ich kann es nicht tun wegen der großen Macht, die ich ihnen gegeben habe“, sprach er zu sich selbst. „Aber ich werde sie vernichten. Die Erde soll sie aufnehmen und in Wurzeln verwandeln. Und wenn ich kleinere Menschen auf die Erde setze, dann sollen sie diese Wurzeln ausgraben und für kranke Menschen gebrauchen.“ Und da sandte Tirawa Regen auf die Erde herab, es goß aber nicht sehr heftig. Der Büffel im Westen schien seinen Platz verlassen zu haben, die Gewässer brachen durch und bedeckten die Erde. Als jene Menschen noch nicht vernichtet waren, standen sie aufrecht auf dem Lande, dieses aber wurde sumpfig und sie versanken und wurden unter Blitz und Wolken bedeckt. Dies geschah, weil sie beim Versinken noch etwas von ihrer Zauberkraft behalten hatten, so daß sie zu zauberkräftiger Medizin wurden.

(217.) Die Skidi-Pawnee haben folgende Überlieferung: Die Priester erzählen, daß in alten Zeiten Tirawa alle Dinge geschaffen hat und daß er mit Einwilligung der Halbgötter Ungeheuer schuf und allerlei Arten von Lebewesen. Männer und Frauen waren Riesen. Sie waren zauberkräftig, wie kleine Götter, und sie fühlten sich gerade wie Götter im Himmel. Wenn die Sonne im Osten aufging, riefen sie ihren Namen, indem sie dabei ihrekehrseiten der Sonne zuwandten, und wenn die Wolken heraufzogen, dann handelten sie in gleicher Weise. Tirawa war darüber erzürnt und sagte zu den Göttern: Was soll das bedeuten? Die Halbgötter sagten: Wir haben nichts zu sagen, es sind die eurigen, ihr macht sie. Da sagte Tirawa: Ich werde sie zerstören. Du, Paruchi, sende eine Wolke und befiehle die Gegend. Eine Wolke kam über das Volk, und diese Wolke barst und sandte einen schweren Regen über das Volk. Aber die Menschen sorgten sich nicht, und Tirawa ließ Paruchi eine andere Wolke über die Menschen senden und auch diese barst. Die Menschen schienen sich keine Sorge zu machen. So zum dritten Male, da wurde Paruchi ausgesandt mit einer Wolke und er ertränkte selbst, was auf der Erde war. Die Wolke barst, der Regen strömte auf die Erde, das Wasser auf der Erde war schon aus dem Boden gequollen und die Menschen sahen, daß es ernst wurde. Sie eilten auf hohe Berge, das nützte aber nichts, das Wasser bedeckte alle Berge und hohen Bäume und tötete alle Menschen auf der Erde zu jener Zeit, nicht nur die Menschen, auch die Ungeheuer.

Nachdem die Menschen ertrunken waren, sandte Tirawa seinen Boten, einen kleinen Vogel, um die Erde zu besuchen, und zu sehen, ob schon wieder Grund zu sehen sei. Dann sandte Tirawa einen andern Vogel, die Krähe, um die Erde zu besuchen, und sagte ihm: Du wirst Meerbusen finden, Menschen und Tiere auf der Erde, aber berühre sie nicht. Ich will für dich sorgen, wenn du wieder kommst. Aber als die Krähe auf die Erde herabkam, sah sie die toten Menschen und fraß davon. Tirawa war ärgerlich, und als die Krähe zum Himmel zu fliegen versuchte, sagte er: Halt, du sollst dort für immer bleiben. Du hast meinen Befehl mißachtet, du sollst hinfest leben vom As. Und die Krähe mußte fortan auf der Erde leben. Nun hatte Tirawa einen andern Vogel entsandt, und dieser kam zurück. Da sagte er zu ihm, als er zurückkam: Du sollst der Häuptling aller Vögel sein, du hast nicht so gehandelt wie die andern Vögel. Man erzählt sich, daß der kleine Vogel das Rechte getan hatte; er wurde bekannt als Bote zwischen Tirawa und den Menschen, und wenn wieder Menschen auf die Erde gesetzt werden würden, sollte er allzeit bei ihnen sein, er solle innig verbunden sein mit dem Mundstück des heiligen Pfeifenstiels.

Nachdem Tirawa erkannt hatte, daß das Land wieder in Ordnung war, daß die Bäume wieder wuchsen, daß die Gewässer und die Seen zurückgetreten waren, sandte er den Blitz, der die Menschen von der Rückseite angriff. Die Menschen hüllte er in einen Zauber sack ein, dann wanderte er über die Erde und sah, daß alles wieder gut war. Dann kehrte er zu Tirawa zurück, und dieser befahl den verschiedenen Göttern im Himmel, Menschen zu schaffen, ihnen ähnlich. Der Abendstern, der durch Paruchti dargestellt wird, war der erste, der Menschen schuf, dann taten es die andern Götter, aber niemand weiß, wie viele oder in welcher Absicht sie es taten.

(218.) Eine Andeutung der Flut findet sich bei den Ponka-Jändianern. Als Ishtinike die große Schildkröte sah, ging er schnell zurück und kam nahe an sie heran. Dann erhob er seine Stimme und rief sie an. „Was ist los, Verehrtester?“ rief die Schildkröte. „Du bist in großer Gefahr,“ sagte Ishtinike. „Die Wakanda haben beschlossen, eine große Wasserslut zu machen, der Erdboden wird bedeckt werden und du wirst ertrinken.“ „Aber ich kann im Wasser leben,“ antwortete die Schildkröte. „Aber ich sage dir, daß du diesmal in großer Gefahr bist,“ erklärte Ishtinike, „diesmal kannst du nicht im Wasser leben.“ Nach langem Gerede überredete Ishtinike die Schildkröte, den Ort nahe dem Wasser zu verlassen und sich auf einen Hügel zu begeben. Er ging voraus und versteckte sich in einer

Schlucht, und als die Schildkröte vorbeigekrochen kam, schlug sie Ishitinike mit einem Stück Holz auf den Kopf und tötete sie.

(219.) Die Quische sagen, der erste Mensch sei aus Ton geformt gewesen; da er sich jedoch nicht bewegen konnte und immer nach einer Richtung blickte und außerdem auch sehr zerbrechlich war, so ward er als unbrauchbar ins Wasser geworfen. Danach wurden Menschen aus Holz geschaffen, die aber kein Blut hatten und außerdem wie die Tiere lebten. Dieselben wurden mit Ausnahme einiger durch die Sintflut getötet. Diese leben nun als Affen in den Wäldern. Der Körper der später geschaffenen Menschen bestand aus Mais, aber sie waren sonst so vollkommen, daß sich sogar die Götter vor ihnen fürchteten und sie deshalb der Schärfe ihres Augenlichtes beraubten.

(220.) In der Erzählung der Sauk- und Fox-Indianer von ihrem Kulturheros Wisakä wird berichtet, wie dieser zwei Halbgötter, zwei Manitou, beleidigt hat. Diese machen sich auf, um ihn zu suchen und zu schlagen. In ihrem Zorn heulen sie und trampeln über die Erde, daß sie bebt, sie werfen überall Feuer hin, wo sie meinen, daß Wisakä sich versteckt haben könnte. Nach dem Feuer kam der Regen. Die Flüsse und Bäche flossen über, das Wasser überschwemmte alles Land. Immer wieder vertrieb das Wasser den Heros aus seinen Verstecken, es verfolgte ihn, wohin er floh, auch auf die Spitze eines hohen Berges und auf den obersten Ast einer hohen Fichte. Als das Wasser ihn dort beinahe gefaßt hatte, flehte er die Fichte um Hilfe an. Da glitt ein Kanoe von der Spitze der Fichte herab, dorthin, wo er war. Wisakä setzte sich hinein, ein Ruder in der Hand. Nun ruderte er über das Wasser, da trieb eine Turteltaube tot dahin. Er belebte sie, ebenso eine Moschusratte. Nun hatte das Wasser die ganze Erde bedeckt, da sandte er die Taube, um ein Stückchen Holz zu suchen, und die Ratte, um nach der Erde zu tauchen. Sie brachten beides, tot durch die Anstrengung, so daß er sie wieder beleben mußte. Nun machte er Klümpchen aus der Erde und tat sie an den Zweig, und legte beides auf das Wasser. Und als der Klumpen und der Zweig das Wasser berührten, begann die Flut zu fallen, bis das Kanoe auf dem trockenen Lande saß.

(221.) In den Sagen der Sauk- und Fox-Indianer (zur Gruppe der Algonkin gehörig) von der Erschaffung der Menschen kämpfen unterirdische Götter gegen Wasukä, den Hauptgott der oberirdischen Götter. Als sie nichts gegen ihn ausrichten konnten, wandten sie sich an den mächtigen Donnergott und batzen ihn, eine große Wasserflut auf die Erde kommen zu lassen, damit ihnen

Wasukka nicht länger trozen könne. Alle Wolken der Welt kamen zusammen, so daß der Himmel schwarz war und Regen in wigwam-großen Tropfen herabstürzte, der die Erde bis zu den höchsten Bergen bedeckte, auf die Wasukka sich geflüchtet hatte. Wie dieser nun sah, daß sein Zufluchtsort auch bald überschwemmt sein würde, nahm er ein großes Stück Luft und baute ein geräumiges Kanoe daraus, in dem er und seine Tiere bequem Platz hatten. So rettete er sich vor dem Wassertode. Als er einige Tage auf dem Wasser umhergetrieben war, band er einen seiner größten Fische los und hieß ihn in die Tiefe tauchen, um etwas Erde zu holen. Dies gelang auch; er brachte ein gehöriges Maul voll und Wasukka schuf daraus das trockene Land, das seine roten Kinder noch heute bewohnen.

(222.) Bei den Shawnee-Finden finden wir eine Flutsage. Im Anfang geschah eine große Flut, bei der alle Menschen umkamen. Nur ein weißer Mann rettete sich und seine Familie in einem großen Boot. Außerdem wurde eine alte indianische Frau gerettet. Nach der Flut lebte sie in einem Tal, und ein Hügel lag zwischen ihr und dem Wigwam des weißen Mannes und seiner Familie, und sie konnte über den Hügel hinweg den Rauch sehen, der aus der Wohnung des weißen Bruders aufstieg. Wenn sie ihre Einsamkeit fühlte und die Verzweiflung über sie kam, weinte sie bitterlich. Da kam ein Vate vom Himmel und fragte, warum sie so sorgenvoll sei. Sie sagte ihm, daß der große Geist ihrem weißen Bruder seine Familie gelassen habe, aber sie sei eine arme, einsame, alte Frau, und das wäre das Ende ihres Stammes. Da sagte der Besucher: „Gedenke, wie der erste Mensch gemacht worden ist“, und verließ sie. Sie erkannte daraus, daß eine neue Schöpfung gemeint sei, und machte kleine Bildwerke aus Ton von Kindern, so wie der große Geist den ersten Menschen gemacht hatte. Als sie aber sah, daß diese Dinge kein Leben hatten, weinte sie wieder, und wieder kam der Vate des Himmels und fragte nach der Ursache ihres Kummers. Sie sagte, daß sie die Kinder aus Ton gemacht hätte, aber sie wären doch bloß aus Rot. Da sagte der Besucher von neuem: „Gedenke, wie es der große Geist gemacht hat, als der erste Mensch geschaffen war.“ Auf einmal verstand sie, und blies ihren Geschöpfen in die Nasenlöcher, und da wurden sie lebendig. Dies war der Anfang der Rothäute. Die Shawnee verehren bis zum heutigen Tage das Gedächtnis der alten Frau, die sie als Großmutter ihrer Rasse bezeichnen.

(223.) Im Lande der Sauk heißt es von einem aus rotem Pfeifenton bestehenden Felsen, daß er entstanden sei in der großen

Überschwemmung, indem das Fleisch der Ertrunkenen sich in diesen Felsen verwandelt habe. Dann sei der große Geist gekommen, habe sich auf den Felsen gestellt und alle Völker daselbst versammelt. Er habe sich darauf aus dem Ton dieses Felsens eine Pfeife gemacht, sie nach den vier Weltgegenden geraucht und Frieden geboten.

(224.) Von den W i c h i t a - T i n d i a n e r n hat Dorfzahl zahlreiche Überlieferungen gesammelt, darunter zwei einander ähnliche Flutsagen, die hier ein wenig gekürzt gegeben werden. In alten Zeiten gab es viele Dörfer und Menschen, gute und schlechte, und viele wilde Tiere. Manche von den Völkern meinten, daß sie wunderbare Kräfte hätten, sie hielten sich für das einzige existierende Volk und für die Mächtigsten auf der Erde. Sie wurden berühmt und hatten übernatürliche Macht. Alte Leute blieben alt und junge blieben jung. In einem Dorf war ein Häuptling, dessen Frau wurde schwanger, und sie gebar nach sehr kurzer Zeit vier kleine Ungeheuer. Sie wuchsen zusehends. Leute, die in das Dorf kamen und sie sahen, erklärten, daß es eine gefährliche Art von Kindern sei, und sie rieten, sie zu töten. Die Mutter wollte das nicht zugeben. Nun war in dem Dorf ein Wahrsager, der erklärte, daß unter allen Lebewesen jene Ungeheuer nicht ihresgleichen hätten und ihre Geburt bedeute, daß irgend etwas Fürchterliches sich ereignen werde. Die Kinder wuchsen zusehends, sie hatten vier Füße und liefen mit den andern Kindern herum und spielten mit ihnen. Der Häuptling hatte verboten, den Ungeheuern etwas anzutun. Als sie aber immer weiterwuchsen, fingen sie an, Schaden zu tun, so daß dies auch die Mutter einsah. Das Volk konnte sich gegen ihre Plünderungen nicht mehr schützen. Endlich begannen sie Kinder zu fressen und mehr und mehr Unheil anzurichten. Es war nicht mehr möglich, sie zu töten. Die Ungeheuer stellten sich in dem Dorf nach den vier Windrichtungen auf und fingen die Menschen, die sie fassen konnten. Dabei wuchsen sie immer mehr, bis es so aussah, als wenn sie an den Himmel reichen könnten. Nun sagte dem Wahrsager eine Stimme vom Himmel, daß Böses bevorstünde. Er solle sich ein Kanoe bauen, dahinein allerlei Samen tun und von den Tieren diejenigen, die er für gut und nützlich hielt. Er solle alles fertigmachen, in das Kanoe kriechen und nach Norden gehen, dort würde ein Mann stehen, dem solle er sagen, daß alles fertig sei und ihn bitten, mit seinem Werke fortzufahren und alles zu beenden. So geschah es und der Mann im Norden erwiderte, er würde sehr bald jemanden in das Dorf senden, das würde ein Zeichen sein, daß das schreckliche Ereignis nahe sei. Vögel und Tiere würden von Norden her nach Süden ziehen. Dies trat nach einigen

Tagen ein und der Wahrsager kroch in sein Boot. Das Volk fragte verwundert, was dies zu bedeuten habe. Dann kamen die Tiere, und es erhob sich ein Geschrei und ein Laufen von den Bergen, und dann kam die Flut, das Wasser war überall, es wurde immer tiefer. Alle schlechten Menschen ertranken und alles, was nicht in dem Boote war.

Während die Flut so vor sich ging, standen die Ungeheuer gerade aufrecht. Das Ding, was der Mann im Norden im Begriff war, zu senden, sandte er und es geriet unter die Füße der Ungeheuer. Und nachdem diese lange an derselben Stelle gestanden hatten, wurden sie müde. Das Ding, das der Mann im Norden sandte, war ein Wasserungeheuer, eine Schildkröte, die die Ungeheuer vernichten sollte. Die Schildkröte kroch unter die Füße der Ungeheuer und das Kanoe stand in deren Nähe solange, bis das Wasser anfing, sich zu verlaufen. Während die Flut schnell floß, machte das Kanoe einen Lärm wie ein Donner. Endlich sagte eines der Ungeheuer zu seinen Brüdern: Was machen eure Beine? Könnt ihr noch stehen? Die drei andern sagten, daß ihre Beine ausrutschten, denn es war schlüpfrig geworden, was die Schildkröte bewirkte. Endlich sagte das Untier im Norden: Meine Beine rutschen aus, ich falle gleich um, und die Richtung, in die ich falle, soll die nördliche genannt werden. Ebenso erging es den andern, und nach ihrem Fall sind die Himmelsrichtungen benannt worden.

Nachdem nun die Ungeheuer vernichtet waren, begann das Wasser zu fallen. Endlich verschwand es ganz, das Land wurde wieder sichtbar, besonders ein hochgelegener Punkt. Zu diesem Punkt wurden der Wahrsager und seine Frau geschickt. Beide waren nackt und hatten nichts zu essen und hatten keine Lebensmittel bei sich. Während der Mann und die Frau sich auf dem hohen Punkte befanden und das Wasser ganz gefallen war, bemerkten sie Schaum, wo die hohen Stellen des Landes gewesen waren, soweit sie sehen konnten. Sie gingen also den Berg hinab und fanden den Boden durch den Wind ausgetrocknet. Es fanden sich auch Bäume, aus denen der Mann sich Bogen und Pfeile machte, sowie Heilmittel. Alle Tiere aus dem Boot umgaben ihn. Als der Wahrsager zurückkam, fand er, daß die Frau gerade schlafen gegangen war. Als sie am folgenden Morgen erwachte, fand sie neben sich einen Getreidehalm, der schon gewachsen war. Eine Stimme befahl ihnen, daß sie alle die Dinge benutzen sollten, die sie sähen, und sie taten danach. Sie machte sich eine Grashütte und säte und pflanzte, während der Mann auf die Jagd ging. Und so ist es geblieben bis auf diesen Tag.

Die zweite Fassung dieser Sage erzählt die Flutgeschichte in gleicher Weise, sie enthält dann noch Erzählungen über die Wiederbevölkerung der Erde.

XVIII. Indianerstämme Kaliforniens

(225.) Bei den Chimarico = Indianern in Kalifornien finden sich einige Bruchstücke mythologischer Art. Hier spielt der Hund eine große Rolle als übermächtiges Wesen. Er weiß alles vorher und erzählt dem Coyote, daß ein großer Sturm kommen wird, der alle Menschen fortblasen wird. Er rät ihm, sich dicht an einen Baum zu halten, wenn der Wind kommt. Aber als der Sturm kam, wirbelte er den Coyote ringsherum, dreht den Baum ab und bläst ihn davon. Später kam Coyote zurück, der Hund sagte seinen Zauber über ihn und machte ihn stark. Dann sagte der Hund eine große Flut vorher, und um ihr zu entgehen, bauen beide ein steinernes Haus mit einer unterirdischen Kammer. Die Flut kommt, alle Menschen werden vernichtet, außer einem Frosch, einem Wiesel, einer Otter und einem Mann. Endlich sinkt die Flut, der Mann findet ein kleines Stückchen Knochen im Boot, in dem der Frosch geflohen war. Dies Stückchen Knochen bewahrt er in einem Korb auf und es wird später lebendig als ein Mädchen. Der Mann heiratet das Mädchen, und von diesem Paar stammen alle Chamarico ab.

(226.) Eine andere Geschichte desselben Stammes erzählt folgendes:

Der Hund und Coyote wandern gegen Osten. Da sagt der Hund: Es wird Regen geben und Sturm wird kommen. Halte dich dicht an einer lebenden Eiche. Der Sturm kam und Coyote wurde fortgeblasen. Der Hund stand da und rief: Komm zurück, ich will dich stark machen. Coyote aber wollte nicht, weil er auf den Hund ärgerlich war. Da sagte dieser: Lasz uns kämpfen, aber Coyote lehnte es ab. Nach einer Unterredung kamen sie überein, zusammen auf die Wanderschaft gehen zu wollen und zu versuchen, sich zu verheiraten. Nun kam eine Flut; sie glaubten, sie würden dabei ertrinken, und bauten ein Haus aus Metall, aber es stürzte zusammen. Das Wasser kam, es regnete und schneite und alle Menschen verhungerten und verdarben. Der Frosch trieb in einem Boot, die Otter und das Wiesel trieben auf dem Wasser. Der Frosch fand eine Rippe eines Menschen, der ertrunken war. Bei Sonnenaufgang wurde daraus ein Kind, das er in einen Korb tat. Das Mädchen wuchs auf, es heiratete den Frosch und ihm wurde ein Knabe geboren, und nach und nach wurden es mehr Menschen. Sie hatten Überflüß an Nahrung, und die Menschen aßen und tanzten, wie sie noch heute tun.

(227.) Die Kato haben eine merkwürdige, wenn auch sehr verworrene Erzählung der Schöpfung.

Die erste Erde ist sehr alt und bedarf einer Neuordnung. Es wird ein neuer Himmel geschaffen mit vier Toren, getragen von vier Säulen, mit den Winter- und Sommerwegen für die Sonne. Es werden Öffnungen geschaffen für den Nebel und die Wolken. Um die Wolken zu erzeugen, wird das Hochland unter Feuer gesetzt. Die Wolken bilden sich, damit die kommenden Menschen wegen der Sonne nicht an Kopfschmerzen leiden. Darüber ist eine andere Welt, in der der Donnergott lebt. Der läßt das Feuer ausgehen, indem er heißes Wasser heruntergießt. Nun werden Menschen geschaffen, erst Männer, aus einem gespaltenen Schenkel die Frauen. Nun erheben sich Wolken, und es beginnt zu regnen, Tag und Nacht, während die Menschen schlafen. Auf weite Strecken hin gab es kein Land, und die Gewässer des Meeres flossen zusammen, so daß alle Arten von Tieren extranken. Wassertiere wurden in Menschen verwandelt, so wurde der Wal ein Weib, und daher sind diese so fett. Landtiere wurden in Wassertiere verwandelt. Endlich wird das Süßwasser vom Seewasser getrennt, die Erde nimmt wieder zu, Felsen werden gegen die Flut aufgerichtet. So endete die große Flut.

(228.) Sehr merkwürdige weitere Überlieferungen haben die Kato-Finianer in Kalifornien. Man erzählt, daß die Wasser kamen, überall vereinigten sie sich, da gab es kein Land mehr, keine Berge und Felsen, nur Wasser. Bäume und Gras waren nicht mehr. Es gab keine Fische, keine Landtiere, keine Vögel. Menschen und Tiere waren in gleicher Weise fortgespült worden. Der Wind blies damals nicht durch die Tore der Welt, es gab keinen Schnee, keinen Frost, keinen Regen. Es donnerte nicht und blitzte nicht. Es gab keine Bäume auszureißen, keinen Donner. Es gab keine Wolken, keinen Nebel, noch war keine Sonne da, es war sehr kalt.

Damals war es, als die Erde sich mit ihren langen großen Hörnern aufmachte und ihren Weg hinunter nahm von Norden her. Als sie entlang wanderte durch die tiefen Gegenden, stieg ihr das Wasser bis an die Schultern. Als sie an die seichteren Plätze kam, sah sie auf. Dort gibt es eine Bergkette im Norden, wo die Wellen sich brechen. Als sie bis an die Mitte der Welt kam, und im Osten die Sonne aufging, sah sie wieder auf. Dort, wo sie auffah, ist ein weites Land nahe der Küste. Weit nach Süden hin sah sie wieder auf und begab sich auf den Grund des Meeres.

Als sie von Norden gekommen war, ging sie nach Süden und legte sich nieder. Nagaitho stand auf dem Haupt der Erde und hatte sie

nach Süden geleitet. Als sie sich hingelegt hatte, legte Nagaitho ihr Haupt so, wie es bleiben sollte, und breitete grauen Ton zwischen ihren Augen aus und ihren Hörnern. Über den Ton breitete er eine Lage von Schilf und dann wieder eine Lage von Ton. Darauf pflanzte er aufrecht blaue Gräser, Dicicht und Bäume.

Ich bin fertig, sagte er. Hier sollen Bergspitzen auf ihrem Kopfe sein, und die Wogen des Meeres sollen sich daran brechen. Die Berge kamen hervor und Gebüsch entsproß darauf. Die kleinen Steine, die er dorthin gelegt hatte, wurden groß, so daß man ihre Gipfel nicht mehr sah. Das habe ich fest gemacht, sagte Nagaitho, nun will ich nach Norden gehen. Nun will ich die Dinge längs der Küste befestigen. So ging er zurück nach Norden. Ich will ringsherum gehen, sagte er. Fern dahinten will ich alles festmachen, und er machte die Welt dahinten fest. Was ich gemacht habe, ist gut, erklärte er. Dann ging er zurück nach Süden, wo er Steine hinstellte. Dort machte er Bäume und ließ Sträucher wachsen. Dann ließ er Berge entstehen und befestigte den Grund, auf dem sie im Angesicht des Ozeans stehen.

Eine Anmerkung des Textes besagt, daß ein Bruchstück einer entsprechenden Sage erzählt, daß die Tiere auf die Erde vom Himmel gefallen seien und daß die erste Erde und ihre Bewohner durch eine Flut vernichtet worden seien.

(229.) Es gibt bei den *Los Angeles - Indians* in Kalifornien einen verzauberten Hügel, bei den Indianern Katuta genannt. Und als damals die große Flut war, die alle Menschen tötete, da standen einige auf diesem Hügel und ertranken nicht. Alle die hohen Berge wurden vom Wasser bedeckt, nur dieser kleine Hügel blieb über dem Wasser. Man sieht noch heute Haufen von Seemuscheln und Seegras und Asche, wo damals die Leute ihr Essen kochten, und die Steine sind noch heute so aufgestellt und verlassen, wie man sie zum Kochen brauchte, und die Schalen sind die von den Schaltieren, die sie kochten, um sie zu essen. Dort verweilten sie, bis das Wasser sich verlaufen hatte. Von der Spitze des Hügels kann man sehen, daß die hohen Berge niedriger sind als er. Dieser Hügel spielte schon zur Zeit der ersten Menschen eine Rolle.

(230.) Eine Sage der *Modoc Indians* in Kalifornien berichtet folgendes: Im Anfang gab es weder Sonne noch Mond, noch Sterne. Alles war dunkel, und überall war Wasser. Da kam ein Floß auf dem Meere angeschwommen, es kam von Norden her, und darin waren zwei Personen, die Schildkröte Anosma und Peheipe. Der Strom floß sehr stark. Da kam vom Himmel eine

Schnur aus Federn herunter, genannt Pokelma, und daran ließ sich der Erdschöpfer herab. Als das Ende der Schnur erreicht war, band er es an dem Floß fest und stieg darauf. Sein Gesicht war verhüllt und es war nicht zu sehen, aber sein Leib glänzte wie die Sonne. Er setzte sich nieder und sagte eine lange Zeit gar nichts. Endlich sprach die Schildkröte: „Woher kommst du?“ Und der Erdschöpfer sprach: „Ich komme vom Himmel.“ Da sagte die Schildkröte: „Bruder, kannst du nicht für mich ein wenig trockenes Land machen, so daß ich manchmal aus dem Wasser darauf steigen kann?“ Dann fragte sie wieder: „Ist es möglich, daß es noch andere Menschen auf der Welt gibt?“ Der Erdschöpfer dachte eine Weile nach und antwortete: „Ja.“ Die Schildkröte fragte darauf: „Vor wie langer Zeit bist du gegangen, um die Menschen zu machen?“ Jener antwortete: „Das weiß ich nicht. Du möchtest etwas trockenes Land haben. Nun ja, auf welche Weise kann ich ein wenig Erde bekommen, um daraus das Land zu machen?“ Die Schildkröte antwortete: „Wenn du einen Stein an meinen linken Arm bindest, will ich nach etwas Erde tauchen.“ Es geschah so, und das Ende der Schnur wurde an die Schildkröte gebunden. Als der Erdschöpfer zu dem Floß kam, war keine Schnur mehr da, sie war gerade lang genug. Denn die Schildkröte sagte: „Wenn die Schnur nicht lang genug ist, werde ich einmal daran zerren, und du mußt mich herausziehen. Wenn sie aber lang genug ist, so gebe ich zwei Rüke, und du mußt mich schnell hinaufziehen, denn dann habe ich soviel Erde, wie ich tragen kann.“ Gerade als die Schildkröte über Bord ging, begann Peheipe laut aufzijauchzen. Die Schildkröte blieb lange unten, sechs Jahre vergingen, und als sie wieder hochkam, war sie mit einem grünen Schleim bedeckt, so lange war sie unten gewesen. Als sie die Wasseroberfläche erreichte, war die einzige Erde, die sie bei sich hatte, ein bishchen unter ihren Nägeln, alles andere hatte das Wasser abgespült. Der Erdschöpfer nahm mit der rechten Hand ein Steinmesser aus seiner linken Achselhöhle und schabte sorgfältig die Erde unter den Nägeln der Schildkröte zusammen. Er tat die Erde auf seine flache Hand und rollte sie zu einem Kugelchen zusammen. Es war soviel wie ein kleiner Kiesel. Er legte die Kugel auf das Hinterteil des Flosses. Ab und zu kam er, sie anzusehen. Sie war noch nicht gewachsen. Als er das dritte Mal kam, sie anzusehen, wuchs sie so, daß sie von den Armen umspannt werden konnte. Als er sie das vierte Mal ansah, war sie so groß wie die Welt, das Floß lag am Grunde und ringsherum waren Berge, soweit man sehen konnte. Das Floß kam ans Land bei Ta-doi-kö, und die Stelle kann man

noch heutigentags sehen. Nun wurden Sonne und Mond geschaffen, dann Bäume und die andern Lebewesen.

(231.) Die Mythologie der Maidu behandelt Dixon. System and sequence in Maidu Mythology. Journal of American Folk Lore. 1903, S. 32, 33, und Bull. American Museum of natural History. Bd. 17, I. 2, S. 39.

(232.) Die Maidu-Indianer erzählen sich folgende Geschichte: In alter Zeit lebten die Indianer friedlich im Tale Sacramento und waren glücklich. Plötzlich aber erhob sich eine mächtige Wasserflut, so daß das ganze Tal gleich dem großen Wasser wurde, das kein Mensch auszumessen imstande ist. Die Indianer flohen um ihr Leben, aber sehr viele wurden durch das Wasser eingeholt, und sie entschliefen unter den Wogen. Die Frösche und die Salmen verfolgten sie eilig und fraßen viele Indianer auf. So wurden diese alle ertränkt bis auf zwei, die sich auf die Berge retteten. Aber der große Mann machte diese beiden fruchtbar, und segnete sie, so daß die Welt bald wieder bevölkert wurde. Von diesen beiden entstammen viele Stämme, auch ein mächtiges Volk, und ein Mann ward Führer über alle Völker, ein großer Häuptling, bekannt in der Welt, von großem Ruhme. Der ging aus auf einen Hügel und übersah das weite Wasser und er merkte, daß es fruchtbare Gelände bedeckte, die einst von seinen Vorfahren bewohnt gewesen waren. Neun Nächte lag er auf dem Hügel und dachte in seinen Gedanken hin und her, wie er wohl wieder zum festen Lande kommen könne. Neun Nächte lag er ohne Nahrung, denn er lebte allein seinen Gedanken, und sein Denken war immer dies allein: Wie konnte dies tiefe Wasser die Erde bedecken? Und am Ende der neun Nächte war er verwandelt worden. Er war nicht mehr der von früher. Kein Bogen konnte ihm was antun, und hätten 1000 Indianer nach ihm geschossen, so hätte die Feuersteinspitze keines Pfeiles ihn verwunden können. Er war wie der Große Mann im Himmel, da ihn hinfert kein Mensch mehr erschlagen konnte. Dann sprach er zu dem Großen Mann und befahl ihm, daß er die Wasserflut entferne von den Gefilden, auf denen seine Ahnen gewohnt hatten. Der Große Mann tat dies, er öffnete eine Seite des Gebirges und das Wasser floß aus in das große Meer.

(233.) Bei den Men-Indianern in Kalifornien finden sich allerlei Sagen aus der Urzeit der Welt, gesammelt von C. Hart Merriam.

(234.) Die Tulehome sagen, daß, als Sahte die Welt in Brand gesetzt hatte, der Coyote kam und die Flut entstehen ließ, die das Feuer löschte.

Ein Mann geht aus, um Feuer zu stehlen. Auf dem Heimweg geht er unvorsichtig damit um und erzeugt einen großen Brand, der alles zu vernichten droht. Auf seine Bitte nahm der Gott Olle einen Sack und schlug ihn gegen eine Eiche, und es kam Nebel heraus. Dreimal schlug er gegen den Baum, und jedesmal kam mehr Nebel heraus und verbreitete sich ringsherum. Dann nahm er einen andern Sack und schlug gegen den Baum, und es kam immer mehr Nebel heraus und zuletzt Regen. So, sagte er, nun wird es zehn Tage regnen und zehn Nächte. Und der Regen fiel und bedeckte das ganze Land, und alle Berge standen unter Wasser, außer dem Konotti, der so hoch war, daß er ein wenig hervorsah. Da war kein Raum für den Feuerdieb Weltwek, fortzugehen, und er flog herum im Regen, bis er ermüdet war. Endlich fand er jene Bergspitze und setzte sich dorthin und wartete ab. Am zehnten Tage hörte der Regen auf, das Wasser fiel und die Berge sahen immer mehr hervor. Noch eine Woche wartete Weltwek, dann war das Wasser verschwunden und das Land war wieder vorhanden.

(235.) Ohe, der Coyote, und Weltwek, der Falke, zankten sich. Da sammelte Ohe die Menschen um sich und führte sie hinweg über den Ozean, und ließ Weltwek allein. Dann ließ er Regen fallen und die Welt sich mit Wasser bedecken. Das Wasser wurde immer tiefer, es bedeckte alle Bäume und Hügel und Berge, bis nichts vom Wasser übrig gelassen war. Weltwek fand keinen Ort, dort zu bleiben, und flog herum, bis er ganz ermüdet war. Nach und nach konnte er nicht länger fliegen und fiel aufs Wasser und trieb herum, halbtot, bis sein Flügel ein Stückchen Holz erfaßte. Dies war oben auf der Spitze eines Hauses befestigt, wo der Silbertaucher wohnte, der herauf kam, um zu sehen, was es gäbe. Er fand Weltwek, einen Verwandten von ihm, nahezu ertrunken, nahm ihn mit hinunter in sein Haus und rettete ihn so. Da ließ der Ohe das Wasser fallen und brachte die Menschen zurück.

(236.) Die Welt wurde einst gemacht durch Ohe, den Cohoten. Sie war mit Wasser bedeckt. Das einzige, was sich über dem Wasser zeigte, war der Gipfel des Sonomaberges. Im Anfang kam Ohe auf einem Floß von Westen her über den Ozean. Sein Floß war wie eine Matte, lang und schmal. Er landete auf dem Sonomaberge und breitete seine Matte über das Wasser hin. Ihre lange Ausdehnung ging von Nord nach Süd, ihre kurze von Ost nach West. Die Mitte blieb auf der Bergspitze. Dies war der Anfang der Welt, und die Welt ist noch jetzt lang von Nord nach Süd und schmal von Ost nach West. Ohe läßt nun das Wasser fallen, und als das Land

trocken war, werden die Pflanzen geschaffen. Es gab aber noch keine Menschen, und da Weltwek sich solche wünschte, so nahm er einen Haufen Federn verschiedener Art, warf sie in den Wind, und der Wind verstreute sie in alle Richtungen und sie verwandelten sich in Menschen, und am folgenden Tage waren die Menschen überall im Lande.

(237.) Die Mission = Indianer um San Juan Bautista in Kalifornien erzählen, daß die ersten Indianer, die ihr Land besiedelten, von Norden kamen, nach einer großen Flut; einige wären dann zurückgewandert, ohne je wiederzukehren. Weiter sei hier die einzige gemeinsame Sprache entstanden, die in sieben Distrikten gesprochen wird, wenn auch mit dialektischen Verschiedenheiten.

(238.) Von den südlichen Sierra = Miwok = Indianern berichtet Barrett eine Flutsgage in University of California Publications. 1919, S. 8. Bd. 14 oder 15. Myths of the Southern Sierra Miwok.

(239.) Die Sagen der Pomo = Indianer sind gesammelt bei Barrett, A composite Myth of the Pomo Indians. Journal of American Folk Lore. 1906, Seite 38.

(240.) Eine Sage der Salina = Indianer beginnt folgendermaßen: Nach der Sintflut wünschten die Tiere wieder etwas Erde zu erhalten. Zuerst tauchte die Taucherente ins Wasser, konnte aber keine Erde erreichen. Dann legte der Adler ein schweres Gewicht auf den Rücken des Königsfischers, und er tauchte ins Wasser nach Erde, und es gelang ihm, den Boden zu erreichen. Aber die See war so tief, daß er tot war, als er die Oberfläche erreichte. Aber zwischen seinen Krallen fand der Adler etwas Erde, und nachdem er den Königstaucher wieder belebt hatte, nahm er den Schmutz und machte die Welt daraus. Dann rief er all die andern Geschöpfe wieder zum Leben, die die Sintflut vernichtet hatte, den Coyote gleich nach dem Königstaucher. Als der Coyote sich wieder lebendig fühlte, jauchzte er vor Freude, lief ringsherum und belebte den Rest von Lebewesen und schickte sie zum Adler. Aus einem Teile der Erde, die der Königstaucher gebracht hatte, machte der Adler einen Mann, und dann machte er ein Weib aus einer Rippe dieses Mannes. Von diesen stammt dann ein Teil der Menschen ab. Andere machte der Adler aus Knochen, die der Coyote fand, aber diese hatten alle verschiedene Sprachen.

(241.) Die Salina = Indianer erzählen sich von einer Flut. Viele Jahre, ehe es Menschen auf der Erde gab, erhob sich plötzlich die See; sie wurde kochend heiß und überschwemmte die ganze Erde. Sie bedeckte alle Berge, ausgenommen Santa Lucia Peak, der etwa zwei

Fuß über der Wasserfläche blieb. Und dort auf dem Gipfel sammelten sich alle Geschöpfe mit dem Adler als ihren König. Dann sagte dieser zur Ente: „Kannst du nicht hinuntertauchen und etwas Erde heraufbringen?“ „Ja, das kann ich.“ Sie tauchte ins Meer. Aber ehe sie den Boden erreichte, wurde sie müde und kam wieder heraus. Wiederum tauchte sie und versuchte, den Grund zu erreichen. Zuletzt erreichte sie den Grund und ergriff einen kleinen Bissen Schlamm. Dann kam sie heraus, aber als sie ankam, war sie tot durch den Luftmangel. Aber der Adler nahm die Erde, die zwischen ihren Schwimmhäuten geblieben war und rollte sie in einen Klumpen. Diesen teilte er in vier Teile und machte Kugeln daraus. Dann warf er je einen Ball in die vier Himmelsrichtungen. Dann sank das Meer und die ganze Erde kam wieder ans Tageslicht. Die Berge und die Ströme und die Rinnen waren gemacht worden und die See zog sich dahin zurück, wo sie noch heute ist. Aber einige Male werden in Zukunft die Regengüsse ein Ende machen und die Welt wird wieder ein Ende nehmen und die Menschen werden sterben. Die See wird sich wieder erheben und die Welt wird an ihr Ende kommen.

(242.) Die Tolowa haben folgende Flutsage:

Es regnete einst so lange, bis alle Täler voll Wasser standen und sich die Indianer, die damals sehr zahlreich waren, auf eine Anhöhe flüchten mußten. Doch das Wasser folgte ihnen auch dahin, und zwar so schnell, daß alle, mit Ausnahme eines einzigen Paars, ertranken. Dasselbe hatte noch zur rechten Zeit die höchste Bergspitze erreicht und sich dadurch gegen den Untergang geschützt. Beide lebten daselbst von Fischen, die sie durch die Wärme ihrer Achselhöhlen kochten, weil sie kein Feuer hatten und das Holz noch zu naß war. Von jenem Paar stammen nicht allein alle jetzigen Indianer, sondern auch alles Wild in Feld und Präarie ab, da sich die Seelen der Verstorbenen je nach Umständen in Bären, Hirsche, Schlangen usw. verwandelten. Aber da sie kein Feuer hatten, machten sie eines Tages Anstalten, solches vom Monde, auf dem es dem Anschein nach im Überfluß existierte, zu holen. Die Spinnen-indianer flochten einen Luftballon und begaben sich auf die gefährliche Reise. An Ort und Stelle glücklich angekommen, fanden sie jedoch durchaus nicht die erwartete freundliche Aufnahme; denn, wie es schien, ahnten die Mondindianer den wahren Zweck des fremden Besuches. Als aber die Spinnen erklärten, sie seien nur gekommen, um ein gemeinschaftliches Spielchen zu machen, waren jene hocherfreut und baten, indem sie sich ans Feuer setzten, doch ja gleich

damit den Anfang zu machen. Während dieser Zeit nun hettete ein Schlangenindianer an dem Seile, an dem der Ballon an der Erde festgehalten wurde, auf den Mond, stahl einen Feuerbrand und entkam unbemerkt damit, die Spinnen hingegen waren erfolglos und wurden längere Zeit als Kriegsgefangene zurückgehalten. Als sie endlich freigegeben wurden und wieder in ihre Heimat zurückgekehrt waren, behandelte man sie dort durchaus nicht als Wohltäter ihrer Rasse, sondern verurteilte sie zum Tode.

(243.) Die *A sh o ch i m i* (oder Wappo) Kaliforniens verknüpfen den Coyote in folgender Art mit ihrer Flutsage. Vor langer Zeit wurden in einem großen Wasser, das alles Land bedeckte, alle lebenden Wesen, mit Ausnahme des Coyote, erfäust. Er begann dann die Welt auf folgende Weise wieder zu bevölkern. Er sammelte eine Menge Schwanzfedern von Eulen, Adlern, Habichten und reiste mit diesen über die Erde, um überall die Lage indianischer Dörfer zu erkundigen. Wo vor der Flut ein Wigwam gestanden, da steckte er eine Feder in den Grund und scharrete Mist um dieselbe zusammen. Nach einiger Zeit keimten die Federn, schlugen Wurzel, wuchsen, bekamen Zweige und blühten reichlich, bis sie endlich zu Männern und Weibern wurden. So wurde die Welt wieder bevölkert.

(244.) Auch mehr auf vulkanisches, örtliches Ereignis als auf die Flut weist die Sage der *W a s h o* aus der Nähe des Tahoe-Sees in Kalifornien hin. Die dortigen Einwohner wurden von einem fremden Stämme unterjocht und zu Sklaven gemacht. Da kam, vom großen Geist gesandt, eine ungeheure Woge vom Meere über das Land und ertränkte die meisten Menschen, so daß nur wenige übrigblieben. Die Sklaven mußten nun einen großen Tempel bauen, in dem ihre Herren bei Einbruch einer neuen Flut Zuflucht finden konnten. Auf der Spitze des Tempels verehrten sie ein ewiges Feuer. Als nun ein Erdbeben erfolgte, flüchteten die Herren in den Tempel, die armen Sklaven nach dem Humboldt River. So arg war die Erdrevolution, daß die Flammen zum Himmel schlugen und dort die Sterne schmolzen; die Sierra erhob sich aus der Ebene und der Tempel versank bis auf seinen Dom im Tahoe-See; auf den Dom aber retteten sich die Insassen; indessen der große Geist war ergrimmt über sie, ergriff sie und warf sie wie Kieselsteine in die Schluchten einer großen Höhle; dort hört man sie noch heulen.

(245.) Eine Verbindung von Sintbrand und Sintflut finden wir bei den *W i n t u n - S n d i a n e r n* im westlichen Teile des Sacramento. Dem Katkachila wird durch List und Betrug ein Zauberfeuerstein gestohlen, der eine nie fehlende Jagdwaffe ist. Zur Strafe

erzeugt er mit seinen Angehörigen einen Sintbrand, der alles verbrennt. Nachdem die Zerstörung vollendet ist, läßt er eine große Flut kommen, die alles wieder löscht. Die Geschichte ist lang und verworren und mit zahlreichen Nebenerzählungen verbunden.

(246.) Die Indianer des W i y o t - T e r r i t o r i u m s erzählen folgende Geschichte: Manche tausend Jahre ist es her, seitdem eine große Flut rings um die Table-Bluff-Berge war. Ein Mann sagte voraus, daß eine Flut die ganze Erde und alle Hügel bedecken würde. Aber elische Menschen wollten ihm nicht glauben. Eine Frau machte einen wasserdichten Korb, groß genug, um ein Kind und seine Schwester zu bergen. Sie gab dem Kinde ein Steinmesser von etwa vier Zoll Länge mit, legte eine dicke Decke über den Korb und dichtete ihn mit Pech, dann rollte sie den Korb ins Wasser. Nach und nach konnte das Kind nicht mehr merken, daß es noch rollte. Es schnitt ein Loch in die Decke und fand, daß da gar kein Wasser mehr war. Dieses war alles niedergegangen. Dann sah es Spuren vom Waschbär und vom Frosch. Es baute sich eine Hütte aus Reisig und heiratete die Schwester, und so wurde die Welt von neuem bevölkert.

(247.) Eine Erzählung, verbunden mit der Geschichte vom Feuerraub, erzählen die Y a n a - I n d i a n e r im Staate Kalifornien, die hier im wesentlichen wiedergegeben wird.

Damals gab es noch kein Feuer. Man hatte zwar eine Art Feuer, aber es war nicht heiß, man konnte nicht damit kochen und mußte die Speisen und das Fleisch roh essen. In einer Versammlung wurde beschlossen, Feuer zu beschaffen. Ein Mann hielt des Nachts auf einem Berge Umschau und entdeckte in der Ferne ein Licht von Feuerfunken. Er erzählte es den Leuten, und fünf Mann machten sich auf, Feuer zu stehlen. Sie gingen nach Süden, wo das Licht gesehen war, hinter ihnen her der Coyote, der wissen wollte, was die Männer machten. Endlich kamen sie an das Dorf in der Nacht, das Feuer brannte im Badehause, und zwei Mann stiegen ein und holten Feuer heraus. Dann eilten sie nach Hause. Unterwegs ermüdeten sie, einer gab das Feuer dem andern, zuletzt wollte der Coyote es tragen. Er wurde gewarnt, er würde sich die Hand verbrennen und das Feuer fallen lassen. So geschah es auch. Das Feuer fiel in Funken aus seiner Hand und erzeugte ein großes Feuer ringsum. Es brannte überall. Die Felsen barsten vor Hitze, das Wasser verdampfte, die Berge waren mit Rauch bedeckt. Da sagte der Adler zur Spinne: Hast du ein starkes Seil? Jawohl. Dann laß die Menschen in meine Korbhütte gehen. Zur Hütte

sagte der Adler: Erweitere dich. So nahm sie die Menschen auf und die Spinne zog die Hütte an einem Seil nach oben und band sie am Himmel fest. Die Menschen darin mit ihren Kindern allein wurden gerettet.

(248.) Von den Sagen der Yuchi erzählt: Gatschet, American Anthropologist. 1893, Seite 279/280.

XIX. Apachen und verwandte Stämme

(249.) In einer Geschichte der *J i c a r i l l a - A p a c h e n* fliehen Sonne und Mond in die Oberwelt, und die Menschen beraten, was sie machen sollen, um sie wiederzubekommen. Sie beschließen, auf die Suche zu gehen. Die Zauberer bewirken, daß die Berge sich aufeinandertürmen, bis sie beinahe den Himmel erreichen. Vier Knaben gehen aus, um zu sehen, warum die Berge aufhören, sich weiter aufzutürmen, um das Loch am Himmel zu erreichen, durch das Sonne und Mond verschwunden waren. Sie finden die Spuren von zwei Mädchen, die das bewirkt hatten und die sich in Kaninchenhöhlen im Berge versteckt hatten. Nun erreichten sie die Spitzen der Berge, wo eine Leiter gebaut war, die bis an das Loch im Himmel reichte. Der Dachs wurde ausgesandt, um die Erde darüber auszuforschen. Er kam bald zurück und meldete, daß überall Wasser sei, außer um den Rand der Öffnung. Die Pfoten des Dachses waren mit Schmutz bedeckt, und daher kommt noch heute die schwarze Farbe der Dachspfoten. Vier Tage später wurde der Geier ausgesandt, um zu sehen, ob das Wasser sich gesenkt habe. Dieser meldete, daß er kein Land sehen könnte. Aber der Geier kam mit dem Schaum der Flut in Berührung, so wurde sein Schwanz naß und schwer, und indem er ihn schüttelte, kamen Tropfen auf seine Flügel. Und daher hat der Geier noch heute sein schillerndes Farbenspiel. Dann kam der Wind zu den furchtsamen Menschen und sagte: Wenn ihr mir helfen wollt, will ich das Wasser zurücktreten lassen. Damals wurden die ersten Gebete zum Windgott gesprochen, und dieser ist eine mächtige Gottheit geblieben. Als der Sturm brauste, gingen die Wasser bis an die Grenzen des heutigen Ozeans zurück. Die Indianer begannen, auf die Leiter zu steigen; viermal brach sie, und immer wurde sie durch eine neue ersetzt. Alle Menschen erreichten die Neue Welt, außer einer alten Frau, die zu alt und gebrechlich war, um die Leiter emporzusteigen. Sie erklärte, daß Land ihrer Jugend nicht verlassen zu wollen. Der Wind trocknete das Wasser so sehr aus, daß kein Trinkwasser übrigblieb. Da wurden

neue Gebete an die Gottheit gerichtet, und sie antwortete mit den heutigen Quellen und Flüssen.

(250.) Stark verändert findet sich die Erzählung der Jicarilla bei Mooney. Im Anfang war die Erde ganz vom Wasser bedeckt und alle Lebewesen befanden sich in der Unterwelt. Damals konnten Menschen, Tiere, Pflanzen und die Felsen sprechen. In der Unterwelt war es dunkel, und man brauchte Adlerfedern als Fackeln. Die Menschen und die Tagestiere wünschten Licht zu haben, aber die Nachttiere verlangten die Finsternis. Man beschloß, ein Wettspiel zu machen, und wer siegte, dessen Wunsch sollte erfüllt werden. Die Menschen siegten, und die Sonne ging auf, so daß es Tag wurde. Die Menschen da unten konnten vieles nicht sehen, aber die Sonne stieg empor und sah durch ein Loch, daß da oben noch eine andere Welt war, die Erde, und erzählte dies den Menschen, die den Wunsch hatten, dorthin zu gehen. So bauten sie vier Wälle, um die obere Welt zu erreichen. In den vier Windrichtungen bauten sie je einen Wall und bepflanzten ihn mit Pflanzen und Beerenfrüchten von je einer bestimmten Farbe. Diese Wälle wuchsen empor, und an den Büschen reiften die Beeren. Plötzlich hörten die zu Bergen gewordenen Wälle auf, zu wachsen, weil zwei Mädchen hinaufgeklettert waren und Beeren gepflückt und Blumen abgerissen hatten, um sie ins Haar zu stecken. Der Tornado wurde ausgesandt, um die Ursache des Aufhörens zu ermitteln; er brachte die Mädchen nach Hause zurück, aber das Wachsen hörte auf. Vergeblich versuchte man, bis an die Erde zu kommen. Eine Leiter aus Federn zerbrach. Aus Büffelhörnern gelang es, eine feste Leiter zu machen, aber durch das Gewicht der Menschen sind seitdem die Büffelhörner gebogen. Als nun die Menschen so hinaufgekommen waren, befestigten sie Sonne und Mond mit Spinnfäden, so daß sie nicht untergehen konnten, und schickten sie nach oben, um den Himmel zu beleuchten. Da bedeckten die Wasser die ganze Erde und vier Gewitterstürme rollten die Wogen vor sich her. Dann kehrten sie zurück zu der Öffnung, wo die Menschen warteten. Mit Hilfe der Tiere erhalten sie etwas Erde vom Grund, hiermit wird ein Damm gebaut vom Biber, damit das Wasser zum Trinken für die Menschen zurückgehalten wird. Endlich fand die Krähe die Erde wieder trocken, und allerlei Tiere lagen tot auf dem Boden, denen sie die Augen ausspießte, bis der Tornado kam und sie zurückholte. Die Menschen waren zornig, daß der Vogel vom Nas gefressen hatte, und machten sein Äußerstes schwarz, das vorher grau gewesen war. Die Erde war nun wieder trocken bis auf die vier Ozeane rundherum und das Loch, wo der

Über das Wasser zurückgedämmt hatte. Die Menschen gediehen wieder und ihre Stämme wandten sich nach den verschiedenen Richtungen. Bloß die Ficarilla blieben um den Platz, wo sie aus der Unterwelt herausgekommen waren. Dreimal hatten sie ihn umwandert, als der Herr des Himmels darüber sich ärgerte und sie fragte, wo sie sitzen bleiben wollten. Sie antworteten: In der Mitte der Erde. Da führte er sie zu einem Platze nahe bei Taos und ließ sie dort, und die Taos-Indianer lebten nahe dabei.

(251.) Die Legenden der Navaho hat Matthews gesammelt. Hier spielt die Flut und der Regenbogen eine gewisse Rolle.

Die Menschen sind sehr böse, so daß die Gottheiten der verschiedenen Länder sie nicht bei sich aufnehmen wollen. Endlich ereignete es sich eines Morgens, als sie aufstanden, daß im Osten etwas erschien, ebenso im Süden, Norden, Westen, es war wie eine Bergwand ohne Lücke, das sich rings um sie ausdehnte. Es war Wasser, was sich um sie herum befand, es war undurchschreitbar, unüberfahrbar, und alles flüchtete. Sie liefen im Kreise herum bis dahin, wo sie den Himmel erreichten. Das Wasser war ruhig, sie sahen herab, und das Wasser war gestiegen, so daß nichts mehr zu sehen war als Wasser. Während sie ringsum flohen, stieß einer mit einem blauen Kopf seinen Kopf durch den Himmel herunter und rief ihnen zu: Hier im Osten ist ein Loch. Da gingen sie in das Loch hinein und gelangten hindurch auf die Oberfläche der zweiten Welt.

(252.) Dann ereignet sich eine zweite Flut. Eines Tages sehen die Menschen, wie die Tiere alle von Ost nach West rennen, tagelang. Am vierten Tage, als das Tageslicht sich erhob, sahen die Menschen im Osten einen starken, weißen Glanz, und sie senden Heuschrecken aus als Läufer, die zusehen sollen, was da los ist. Diese kommen vor der Nacht zurück und berichten, daß eine gewaltige Wasserflut herannahrt. Die Menschen versammeln sich und beklagen ihr Schicksal. Am andern Morgen ist die Flut da, wie ein Gebirge den ganzen Horizont, außer im Westen, einnehmend. Die Menschen packen ihre Habeseligkeiten auf, und eilen auf einen Berg. Hier halten sie eine Versammlung ab. Vielleicht können zwei Eichhörnchen ihnen helfen! Wir wollen sehen, was wir tun können, antworten diese. Eins pflanzt eine Fichte, eins einen Wacholder, und diese wachsen so schnell, daß die Menschen hofften, sie würden so schnell wachsen, daß die Flut ihre Spitzen nicht erreichen würde, und daß sie hier eine Zuflucht finden würden. Aber nachdem die Bäume noch etwas gewachsen waren, trieben sie Zweige und hörten auf zu wachsen. Dann riefen die verängstigten Menschen die Wiesel. Eins von diesen pflanzte

einen Fichtensamen, das andere einen Tannensamen, aber die Sache lief ebenso ab. Die Menschen waren in Verzweiflung, da die Wasser jeden Augenblick näher kamen, als sie zwei Menschen den Hügel heransteigen sahen, auf dem sie sich versammelt hatten. Der eine davon war alt und grauhaarig, der andere, junge, ging voran. Sie gingen den Hügel hinauf, mitten durch die Menge hindurch, ohne einen anzureden. Der Jüngling setzte sich auf den Gipfel, der Alte neben ihn, und die Heuschrecke setzte sich neben den alten Mann, und alle sahen gegen Osten. Der Alte nahm sieben Beutel unter seinem Kleide hervor und öffnete sie. Jeder enthielt eine kleine Menge Erde. Er erzählte dem Volk, daß er hier Erde von den sieben heiligen Bergen hätte. In den vier Welten wären die sieben heiligen Berge, benannt und gelegen wie die heiligen Berge der Gegenwart im Lande der Navaho. Da rief das Volk: Vielleicht kann Vater uns helfen! Ich kann es nicht, aber mein Sohn ist imstande, euch zu helfen. Da baten sie den Sohn, ihnen zu helfen, und dieser erklärte, daß er dazu bereit sei, wenn sie sich alle von dem Ort wegbegeben würden, wo sie stünden, mit dem Gesicht gegen Westen, und sich nicht umsehen würden, ehe er sie riefe. Denn niemand solle ihn bei seinem Werke sehen. Sie taten nach seinem Wunsche, und in wenigen Augenblicken rief er sie, zu ihm zu kommen. Als sie kamen, sahen sie, daß er die heilige Erde auf den Boden getan hatte, und darin 32 Rohrhalme gepflanzt, die jedes 32 Glieder hatten. Als sie staunten, sahen sie, wie die Wurzeln des Rohres in den Boden eindrangen und reißend schnell nach oben wuchsen. Einen Moment später vereinigten sich alle diese Röhre zu einem Dickicht von gewaltiger Größe, mit einer Öffnung auf der östlichen Seite. Nun bat er sie, durch die Öffnung nach der Höhle im Dickicht zu gehen. Als sie alle wohl behalten darin waren, schloß sich die Öffnung, keinen Augenblick zu spät, denn kaum hatte sie sich geschlossen, als sie die Wasser draußen laut gurgeln und lärmend hörten. Die Wasser stiegen schnell, aber das Rohrdickicht wuchs schneller, und bald war es so hoch, daß es zu schwingen begann, und die Menschen darin waren in großer Furcht, daß es wegen ihres Gewichtes brechen und kippen würde. Aber einige Halsgötter waren zur Stelle. Der Schwarze stieß einen starken Atem aus durch eine Öffnung oben in dem Dickicht, da formte sich eine schwere dunkle Wolke darum und machte es feststehend. Wieder begann es zu schwanken, wieder gerieten die Menschen in große Angst, da machte der Blaue auch eine Wolke und brachte das Rohrdickicht zum Stehen. Bei Sonnenuntergang war es bis nahe an den Himmel gewachsen, aber es schwankte und wogte so sehr, daß sie es nicht am

Himmel festmachen konnten, bis der Schwarze, der der oberste war, eine Feder aus seinem Kopfputz nahm und sie durch die Spitze des Rohres am Himmel befestigte. Und das ist der Grund, warum das Schilfrohr noch heutigentags eine Feder an seinem Kopfende trägt.

Da sie aber kein Loch im Himmel sahen, so sandten sie den großen Falken aus, um zu sehen, was sich tun ließe. Er flog fort und begann am Himmelsgewölbe zu kratzen, bis er mit seinen Klauen sich soweit hineingekratzt hatte, daß er nicht mehr zu sehen war. Nach einiger Zeit kam er wieder und sagte, daß er dort gekratzt habe, wo er Licht gesehen hätte, aber er hätte nicht durch den Himmel fliegen können. Nun sandten sie die Heuschrecke aus; diese war lange Zeit abwesend, und als sie wiederkam, hatte sie folgendes zu berichten: Sie war durch die obere Welt gegangen, und kam heraus auf einer kleinen Insel in einem See. Dabei sah sie einen schwarzen Silbertaucher von Osten herankommen und einen gelben von Westen. Einer davon sagte zu ihr: Wer bist du und woher kommst du? Aber sie gab keine Antwort. Da sagte der andere: Wir besitzen die Hälfte der Welt, ich im Osten, mein Bruder im Westen. Wir bieten dir eine Wette an. Wenn du das tun kannst, was wir tun, bekommst du eine Hälfte der Welt, wenn nicht, mußt du sterben. Feder von beiden hatte einen Pfeil, den stieß er sich mitten durchs Herz und warf ihn vor die Heuschrecke hin. Diese nahm einen davon auf und machte es ebenso. Die Vögel schwammen fort nach Ost und West und störten sie nicht mehr. Dann kamen zwei andere Silbertaucher, ein blauer von Süden und ein heller von Norden, und es geschah ebenso. Sie ließen dann das Land der Heuschrecke. Und noch heute sieht man in den Seiten der Heuschrecke die Löcher, die durch die Pfeile gemacht sind. Aber die Öffnung, die sie beim Aufsteigen gemacht hatte, war zu klein für die vielen Menschen, und so sandten sie den Dachs, daß er sie größer mache. Als dieser zurückkam, hatte er seine Pfoten mit dem Schlamm schwarz gemacht, und seitdem sind die Dachspfoten schwarz. Nun zeigten der Erste Mann und die Erste Frau, Sonne und Mond, den Menschen den Weg, und alle andern folgten ihnen, und sie stiegen durch das Loch und erreichten die Oberfläche dieser, der fünften Welt.

(253.) Nachdem die Menschen nun in dieser neuen Welt das Festland erreicht hatten, wünschten sie ihr zukünftiges Geschick zu erfahren. Dazu warf der eine einen Hautschaber ins Wasser und sagte: Wenn dieser untergeht, verderben wir, wenn er schwimmt, werden wir am Leben bleiben. Er schwamm, und alle freuten sich. Aber Coyote sagte: Laßt mich euer Geschick erraten. Er nahm einen

Stein auf und sagte: Wenn dieser untergeht, werden wir auch untergehen, wenn er schwimmt, bleiben wir am Leben. Dann warf er den Stein ins Wasser. Natürlich sank er unter. Alle waren ärgerlich auf ihn und schalteten ihn. Aber er antwortete: Wenn wir alle am Leben bleiben und weiter uns vermehren wie bisher, dann wird die Erde bald zu klein für uns alle sein und es wird kein Raum mehr für Kornfelder sein. Es ist besser, daß jeder von uns nur eine gewisse Zeit auf der Erde lebe und Raum für die Kinder mache. Sie sahen die Weisheit seiner Worte ein und schwiegen stille.

(254.) Mehrmals wird der Regenbogen bei den Navaho erwähnt. Er dient zur Befestigung des Gebirges im Norden. (S. 79.) Coyote baut aus dem Regenbogen eine Brücke über einen Schlund. (S. 96 und 164.) Bei einem Gewitter bindet ein Gott mit dem Regenbogen die Gewitterwolke fest. Das Festgewand des Gewittergottes ist mit Regenbogen verziert. (S. 129.) Mit zwei sich kreuzenden Regenbogen bezeichnen die Götter einen heiligen Gegenstand. (S. 168.) In einer zauberhaft schönen Landschaft treten vier Regenbogen in den vier Windrichtungen auf. (S. 185.) Diese Erscheinung ist also den Navaho ein Naturschauspiel, für das sie keine Erklärung haben, ein Zaubermittel in der Hand der Götter.

(255.) Die nördlichen Shoshone berichten folgende Geschichte: Coyote sah einige Wildgänse fliegen und bat sie um ein paar Federn. Sie flogen hinunter und gaben ihm einige. Nun war er imstande, sich ihnen anzuschließen. Als sie sich auf die Spitze eines hohen Berges begaben, sahen sie, daß das Wasser da unten sich ein wenig bewegte. Sie besprachen sich darüber, ob es wohl die ganze Welt überspülen würde. Sie entschieden sich dahin, daß es wohl so kommen würde, und das Wasser stieg, bis es alle Teile der Erde erfüllte. Alles ertrank, nur nicht Coyote und seine Begleiter. Einige Menschen kamen heil davon. Als alles wieder trocken war, nahmen die Überlebenden Stöcke und pflanzten sie in die Abhänge der Berge. Daher haben wir die Wälder an den Bergen. Dann entstanden kleine Buchten und Seen und dann wurden die Fische und die andern Tiere für die Indianer geschaffen.

(256.) Den Prim zeigte ein Adler den Anbruch der Zerstörung an; demselben folgte lautes Donnern, und dann kam die Sintflut.

(257.) Östlich vom Kalifornischen Busen und südlich vom Rio Gila wohnen die Papago, in deren Mythen gleichfalls der Präriewolf oder Coyote eine Rolle spielt, die derjenigen eines Halbgottes nahe kommt. Er tritt dort als der Minister des Gottes Montezuma

auf und sagt auch die große Flut voraus, in der, nach einem Zeitalter des Friedens, Menschen und Tiere zugrunde gingen. Nur Montezuma und sein Freund, der Coyote, entgingen der Flut; Montezuma hatte sich ein Boot gezimmert und auf dem Gipfel des Santa Rosa bereit gehalten; der Coyote hatte sich auch eine Arche aus einem großen Rohr bereitet, dessen eines Ende er mit Harz verklebte. Als nun die Wasser zu steigen begannen, retteten sich die beiden und trafen nach dem Ablauen derselben wieder auf trockenem Lande zusammen. Montezuma war jetzt neugierig, zu erfahren, wieviel trockenes Land noch übrig war, und sandte den Coyote auf vier verschiedene Reisen nach den vier Windrichtungen aus. Im Westen, Süden und Osten fand er Meer, nur im Norden war kein Wasser. Unterdessen bevölkerte der Große Geist mit Montezumas Hilfe die Erde wieder mit Menschen und Tieren. Letzterer wurde Regent; aber er führte die Herrschaft schlecht, trotz der Warnungen des Großen Geistes, der zur Strafe die Sonne mit sich in den Himmel nahm. Montezuma, immer widerspenstiger, baute nun ein Haus, das bis zum Himmel reichen sollte und das auch schon sehr weit emporgediehen war, als der Große Geist seinen Donner sandte und das hohe Haus zerstörte. Montezumas rebellischer Geist wurde aber immer noch nicht niedergeworfen; da griff der Große Geist zu seiner härtesten Strafe: er schickte ein Inseln in das unbekannte Land im Osten, die Spanier zu holen. Die kamen, bekriegten und vernichteten Montezuma, an dessen Göttlichkeit nun niemand mehr glaubte.

(258.) Die Yuma haben eine merkwürdige Geschichte von einer mehrfachen Sintflut, verbunden mit Sintbrand.

Im Anfang war alles Wasser, aus diesem tauchte Kwikumat hervor und ein alter Mann, der seine Augen öffnete, ehe er über dem Wasser war, so daß er dadurch erblindete. Es war finster, es gab weder Sonne, noch Mond, noch Sterne. Nun machte Kwikumat je vier Schritte nach den vier Windrichtungen und ließ dadurch das Wasser sinken und machte den Ort, wo er sich befand, zu einer Insel. Dann schuf er den Mond und einen Stern. Dann schuf er vier Männer und vier Frauen, die Stammeltern der vier Stämme. Der alte Blinde schuf auch Wesen, die aber so mißgestaltet waren, daß Kwikumat sie ins Wasser warf. Darob sehr erzürnt, glitt der Blinde auch ins Wasser und erzeugte einen Wirbel, aus dem alle Arten Krankheiten ausströmten. Kwikumat setzte zwar sogleich seinen Fuß darauf, aber ein wenig böser Dunst war entwichen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so gäbe es keine Krankheiten. Der blinde alte Mann aber blieb im Wasser und erzeugte allerhand Krankheiten.

Die Yumafrau wollte den Cocopamann heiraten, weil er ihr besser gefiel als der Yumamann, aber Kwikumat verbot dies. Da erschien der Blinde und verführte sie. Zur Strafe ließ Kwikumat eine große Flut kommen, die die Menschen vernichtete. Sie schwammen oben auf und wurden in Tiere verwandelt. Nur der Yumamann blieb übrig und wurde der Ahnherr der Yuma. Nun schafft Kwikumat einen Mann und eine Frau. Von dieser bekommt er nach vier Tagen einen Sohn, der die Sonne schafft und die Sterne. Es werden auch die Tiere geschaffen, aber diese benehmen sich so, daß Kwikumat eine neue Flut sendet, diese steigt, bis sie den Schwanz des Raben berührt, dann wird sie durch Zauberkraft zum Sinken gebracht, bis der alte Blinde zum Vorschein kommt. Nun werden neue Menschen geschaffen, diese sind aber ungesellig und halten sich von allen andern fern, so daß Kwikumat in seinem Ärger viermal auf den Boden stampfte, und überall sprang Feuer aus der Erde hervor. Einige gute Menschen aber bedeckten sich mit Schnee oder flohen, und wurden so gerettet. Später ließ Kwikumat nochmals eine Flut kommen, deren Wirkung ist die Entstehung der Berge und der hochgelegenen Orte, denn vorher war die Erde glatt.

XX. Pueblo-Indianer

(259.) Die Überlieferungen der Hopi-Indianer bringen folgenden Beitrag: Vor langen Zeiten lebten hienieden Menschen, die sehr zahlreich waren und viele Zänkereien untereinander hatten. Manche darunter waren ganz verdorben, sie missbrauchten Mädchen und Frauen, und das führte zu vielen Streitereien. Daher beriefen die Häuptlinge aus Ärger darüber eine Versammlung und beschlossen, zu versuchen, eine andere Gegend zum Wohnen zu suchen. Sie fanden den Vogel Motsni aus, einen geeigneten Platz zu finden, um aus dieser Welt auszuwandern. Er flog hoch hinauf, war aber zu schwach und kehrte ohne Erfolg zurück. Dann fanden sie den Vogel Nahpa, der war kräftig und flog sehr hoch und fand einen für den Auszug geeigneten Platz, und berichtete dies bei seiner Rückkehr den Häuptlingen.

Mittlerweile hatten die Häuptlinge eine große Flut verursacht. Manche große Wasserschlangen kamen aus dem Grund hervor, und ein großer Teil der Menschheit wurde vernichtet. Als der Nahpa seinen Bericht abgegeben hatte, sagten die Häuptlinge: Es ist gut so, laßt uns von ihnen gehen! Dann ließen sie durch den Ausrüfer bekannt machen, daß sie den Ort in vier Tagen verlassen würden und

daz die Frauen für Nahrung sorgen sollten, und nachdem sie gegessen hätten, würden sie am vierten Tage sich versammeln und an den Platz wandern, den der Vogel ihnen mitgeteilt hatte.

(260.) In derselben Quelle heißt es, daß ein Powakamädchen, das mit andern aus der Unterwelt gekommen war, ihre bösen Zauberkräfte lehrte. Und so hatten die bösen Menschen an Zahl so überhand genommen, daß die Gegend durch eine große Flut zerstört wurde, in der fast alle Menschen untergingen, und nur wenige blieben übrig, denen es gelang, in der Flut eine trockene Stelle zu erreichen, und nur diese wurden gerettet.

(261.) Dann findet sich eine lange, etwas verworrene Geschichte, in der erzählt wird, wie die Flut durch Zauberkräfte erzeugt wird. Nachdem sie eine Weile gedauert hat und viele Menschen vernichtetete, wird sie dadurch zum Stillstand gebracht, daß ein Jüngling die größte der Wasserschlangen angriff, sie mit beiden Armen würgte und unter Wasser hielt, worauf sowohl die Schlange als auch der Jüngling untergingen. Nun verschwand das Wasser in sehr kurzer Zeit. In der Geschichte laufen verschiedene Handlungen durcheinander, die mit der Flut nichts zu tun haben.

(262.) Eine merkwürdige Fluterzählung haben die Zuñi: Bei der hereinbrechenden Flut waren die Zuñi auf ihre Mesa geklettert, um den immer höher steigenden Fluten zu entgehen. Da die Fluten aber die Hochfläche der Mesa erreichten, so war ein Menschenopfer zu ihrer Beschwichtigung nötig. Ein Jüngling und ein Mädchen, die Kinder zweier Priester, wurden in das Wasser geworfen. Dort aber wurden sie in Stein verwandelt, in zwei große Felsen, die Vater und Mutter heißen. Beiden wird geopfert.

(263.) Über die Sagen der Pueblo-Indianer in Neu-Mexiko berichtet Cushing, Outlines of Zuñi Creation Myths. Annual Report, Bureau of Ethnology, Washington 1896, S. 429, und Cushing, 2 Report. S. 13.

(264.) Die Ashiwi- oder Zuñi-Indianer erzählen sich folgende Geschichte: Den Ashiwi war es nicht bestimmt, daß sie ungestört leben sollten. Denn sie wurden durch eine große Flut gezwungen, Zuflucht in der Nähe zu suchen auf einer hochgelegenen Stelle. Obwohl dieser flache Ort einige hundert Fuß über dem Tal lag, stiegen die Wasser bis hierher und verursachten Entsetzen unter den Ashiwi, die fürchteten, daß die Flut sie von der Erde hinwegschwemmen werde. Endlich wurde entschieden, daß ein Menschenopfer nötig sei, um das erzürnte Wasser zu befriedigen. Infolgedessen wurde ein Geschwisterpaar in die besten Kleider gesteckt, mit

kostbarem Schmuck angetan, und in das große Wasser gestoßen. Unmittelbar darauf begann das Wasser zu fallen und die Geschwister wurden in Stein verwandelt. Diese Steinsäule, bekannt als „Mutter Fels“, steht da für alle Zeiten als ein Denkmal der Gefahr, von der die Ashiwi glücklich befreit worden sind.

XXI. Zentralamerika

(265.) Mexikanische Sage. Im Atonatiuh, d. h. dem Weltalter des Wassers, bedeckte eine große Flut die ganze Erde, und alle Menschen wurden in Fische verwandelt. Nur ein Mann und ein Weib entkamen, indem sie sich in dem ausgehöhlten Stamm einer Zypresse (Ahahuete) bargen. Der Mann hieß Coxcox, sein Weib Kochiquehal. Als die Wasser sich etwas verließen, landeten sie ihr Schiff beim Pil von Colhuacan. Hier vermehrten sie sich und sammelten ihre Kinder um sich, die aber alle taub geboren waren. Da kam eine Taube, gab ihnen Zungen und verlieh ihnen zahllose Sprachen. Nur fünfzehn von den Nachkommen des Coxcox, die später Familienhäupter wurden, sprachen dieselbe Sprache oder konnten sich untereinander verständigen, und von diesen fünfzehn stammten die Tolteken, die Azteken und Acolhuas.

(266.) Die Mexikaner in der Umgegend von Cholula hatten eine besondere Sage, in der sich die Geschichte vom Ursprunge der Bevölkerung Anahuacs, von Chicomoztoc oder den sieben Höhlen, mit der Flucht eines der Überlebenden aus der großen Flut (Apachihuiliztli) verquidt. Zur Zeit jener Katastrophe war nach Pedro de los Rios das Land von Riesen bewohnt. Einige von diesen gingen zugrunde, andere wurden in Fische verwandelt, während sieben Riesenbrüder sich dadurch retteten, daß sie sich in den Höhlen des Berges Tlaloc einschlossen. Als die Wasser sich verließen, ging einer der Riesen, Xelhua, genannt der Baumeister, nach Cholula und begann einen künstlichen Berg zu errichten, als ein Denkmal für den Tlaloc, der sie schützte, als die Flut überall das Land bedeckte. Als der künstliche Berg sich bis zu den Wolken zu erheben drohte, da sandten die Götter Feuer und vernichteten viele der Erbauer. Daher steht die Pyramide von Cholula heute nur halb vollendet da.

(267.) Indessen, wenn auch die Bilderschriften sich nicht auf Flutsagen beziehen und falsch gedeutet sein sollten, so dürfen wir doch nicht annehmen, daß derartige Traditionen im alten Mexiko gefehlt haben. Es wäre geradezu wunderbar, wenn bei allen andern Amerikanern solche Sagen bestehen, bei den Mexikanern aber fehlten!

Das Vorhandensein derselben erhält aber zunächst eine Stütze durch den berühmten Kodez Chimalpopoca, in dem die mexikanische Flut erzählt wird. Derselbe ist in aztekischer Sprache mit spanischen Lettern von einem anonymen eingeborenen Autor niedergeschrieben und von Tzitzilxochitl kopiert worden. Er ist nicht vollständig publiziert worden, sondern nur teilweise vom Abbé Brasseur de Bourbourg.

Als das Zeitalter Nahui-Atl kam, waren bereits 400 Jahre vergangen; dann kamen 200 Jahre, dann 76, da gingen die Menschen zugrunde, wurden ersäuft und in Fische verwandelt. Der Himmel näherte sich dem Wasser; an einem einzigen Tage ging alles zugrunde und der Tag Nahui-Xochitl oder vier Blume verzehrte alles, was von unserm Fleisch war. Und dieses Jahr war dasjenige Té-Calli oder ein Haus und am ersten Tage Nahui-Atl war alles verloren. Die Berge selbst gingen im Wasser zugrunde und die Gewässer blieben ruhig während 52 Frühlungen. Jedoch gegen Ende des Jahres hatte Titlacahuan einen gewissen Mata und sein Weib Nena gewarnt, indem er sagte: Macht keinen Wein mehr (nämlich Octli, Pulque), sondern höhlt euch eine große Cypresse aus und steigt da hinein, wenn im Monat Toçoztli das Wasser sich dem Himmel nähert. Dann stiegen sie hinein, und als Titlacahuan hinter ihnen die Tür geschlossen, sagte er ihm: Du sollst nur eine einzige Maisähre essen und dein Weib ebenso. Als sie damit fertig waren, wollten sie herausgehen, denn die Wasser waren ruhig, und ihr Holzstamm (die Barke) bewegte sich nicht. Und als sie dieselbe öffneten, sahen sie die Fische. Dann machten sie ein Feuer, indem sie Holzstücke aneinanderrieben, und brieten Fische. Die Götter Citzallinicué und Citzallatonac, die her niederschauten, sagten: O, himmlischer Herr, was ist das für ein Feuer da unten, weshalb verräuchert man den Himmel? Da stieg Titlacahuan Tezcatlipoca hinab und begann zu zürnen, indem er sagte: Wozu ist das Feuer hier? Und er ergriff die Fische, formte das Hinterteil, bildete den Kopf, und so wurden sie in Hunde (Chichime) verwandelt.

(268.) Die Tepanecos im Staate Jalisco, Mexiko, haben eine Flutsage: Ein frommer Mann war dabei beschäftigt, Land urbar zu machen. Einige Male fand er, daß die gefällten Bäume wieder an ihrem Orte standen. Als er sich auf die Lauer legte, fand er einen alten Mann, der die Bäume wieder an ihren Ort setzte. Als er sich mit ihm unterredete, wurde ihm gesagt, er solle sich eine Arche aus Holz bauen, dann ein Paar von jeder Art Vögeln und Tieren mitnehmen, sowie ein wenig Mais und Wasser, und dann

an Bord gehen. Dann regnete es 40 Tage lang, und die Arche schwamm auf dem Wasser. Er erblickte das Land zuerst im Osten, dann im Norden, Westen und Süden, dann wieder im Osten und dann am ganzen Himmelsrund. Nachdem er den Himmel fünfmal hatte erscheinen sehen, stieg er im Osten aus. Nach sieben weiteren Tagen ging er dort von Bord.

Der Mann machte sich nun wieder an die Arbeit, und ließ eine Hündin zu Hause. Jede Nacht, wenn er heimkam, fand er Kuchen gebacken, den er mit der Hündin teilte. Als er eines Tages ausspähte, sah er ein Mädchen beim Kochen. Er ergriff die naheliegende Hundehaut und warf sie ins Feuer, da blieb das Mädchen in menschlicher Gestalt zurück. Nach sieben Jahren hatten sie Kinder. Als sie deren 24 hatten, nahm der Mann die Hälfte mit zu Gott, damit sie bekleidet würden. Dann sagte Gott den andern, daß sie für die Bekleideten arbeiten sollten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Aus diesem Grunde haben noch heute die Armen für die Reichen zu arbeiten, um ihr tägliches Brot zu verdienen.

(269.) In Michoacan wurde eine Tradition bewahrt, nach der der Name des geretteten Mannes Tezpi war. Er rettete nicht nur, wie Coxcox, sein Weib, sondern war so glücklich, in einem geräumigen Schiffe Frau, Kinder, verschiedene Tiere und Nahrungsmitte zu bergen. Als die Wasser sich verliessen, sandte er einen Geier aus, der nach der Erde ausschauend und ihm berichten sollte, ob wieder trockenes Land zu sehen sei. Doch der Geier fästigte sich an den umherliegenden Leichen und dachte nicht an Rückkehr. Da schickte Tezpi andere Vögel aus, darunter einen Kolibri. Als nun die Sonne zu scheinen begann und die Erde wieder grünte, da kehrte der Kolibri mit einem grünen Zweige zurück. Tezpi sah, daß sein Schiff am Berge von Colhuacan lag und landete hier.

(270.) Die den Mexikanern verwandten Mixteken (in Oaxaca) erzählen nur wenig von der Flut, doch ist ihre Tradition der Vollzähligkeit halber hier aufzunehmen: Ein Mönch des vorigen Jahrhunderts, Gregorio Garcia, fand die Überlieferung der Mixteken in einem Buche des Klosters Cuilapa in der Nähe von Oaxaca, das von dem Vikar des Klosters herührte und mit indianischen Abbildungen sowie deren Erklärungen versehen war. Es wird darin von den Göttern und der Erschaffung der Welt berichtet, der Himmel und die Erde werden für die Menschen eingerichtet, von der Erschaffung der letzteren ist aber keine Rede. Sie sind auf einmal vorhanden. Dann kam später eine große Flut, in der viele Söhne und

Töchter, die den Göttern geboren worden waren, umkamen. Nachdem die Flut vorüber, wurde das Menschengeschlecht wieder hergestellt und damit das mixtefische Reich bevölkert.

(271.) Bei den Huichol = Jíndianern in Nordmexiko findet sich folgende Erzählung: Ein Huichol fällte Bäume, um Raum für ein Saatfeld zu gewinnen, fand sie aber am Morgen darauf wieder gewachsen, und so fünf Tage hintereinander. Am fünften Tage stieg ein altes Weib aus der Erde mit einem Stab in der Hand, mit dem es nach Nord, Süd, Ost und West zeigte, und sofort wuchsen die gefällten Bäume wieder empor. Das Weib sagte zu dem Mann: In fünf Tagen wird eine große Flut kommen und ein scharfer Wind. Mache dir einen Kasten von Feigenholz, so groß wie du, und versieh ihn mit einer guten Decke. Nimm fünf Getreidekörner mit von jeder Farbe, ebenso fünf Bohnen mit den verschiedenen Farben; ferner Feuer und Scheitholz, um es zu nähren; und nimm eine schwarze Hündin mit. Nach fünf Tagen kam das Wasser, er stieg mit der Hündin und allen sonstigen Sachen ein, die Alte bedeckte die Kiste und verstopfte jeden Riß. Sie setzte sich auf den Deckel der Kiste mit einem Ara auf ihrer Schulter. Die Kiste schwamm auf dem Wasser ein Jahr nach Süden, im folgenden Jahr nach Norden, im dritten nach Westen, im vierten nach Osten, im fünften stieg sie nach oben, und die ganze Welt war mit Wasser gefüllt. Im nächsten Jahre begann die Flut zu sinken und die Kiste strandete auf einem Berg bei Santa Catarina, wo man sie noch sehen kann. Der Mann nahm die Decke ab und sah die ganze Gegend noch unter Wasser. Aber die Aras und Papageien machten mit ihren Schnäbeln Löcher in den Boden, das Wasser begann abzufliessen und die Vögel teilten es in fünf Seen. Diese trockneten allmählich aus und Bäume und Gras wuchsen empor mit Hilfe der Erdmutter. Die Hündin war noch bei dem Mann; sie wohnte mit ihm in derselben Höhle; dann aber verwandelte sie sich in eine Frau, und mit ihr bevölkerte der Mann die Erde von neuem. Die Bevölkerung nahm rasch zu; sie wohnte in Höhlen. Der Mann machte nun mit einem spitzen Stock Löcher in die Erde und sätte in dieselben von seinem mitgenommenen Korn, aber nur Steine gingen auf. Erst als ihm die Mutter im Himmel einen Stock zum Bohren der Löcher gab, wuchs das Getreide gut. Er sätte im ersten Jahr im Süden, im zweiten im Norden, im dritten im Westen und im vierten im Osten, im fünften Jahr hier in Toapuli, wo die Geschichte erzählt wird.

(272.) In dem Popol Vuh, dem Volksbuch der K i t s c h e (einem Maya-Stamm in Yucatan) in Mittelamerika findet sich folgende Geschichte: Zuerst war nichts als der nach den vier Winden ausgespannte Himmel und das grenzenlose Meer in völliger Unbewegtheit, Stille und Finsternis. Die Götter aber wollten lebende Wesen auf Erden haben und so schufen sie zunächst Pflanzen und Tiere, die sie aber, weil sie nicht sprechen konnten und sie nicht anbeten, gleich wieder vernichteten. Nun bildeten sie Menschen aus Ton, die aber weder Sprache noch Intelligenz hatten und die sie deshalb durch eine Flut vernichteten. Sie schufen nun andere Menschen, die leiblich wohl ausgerüstet waren und die Erde bevölkerten, aber sie waren nur ein Versuch, sie hatten weder Blut noch Muskeln, sie lebten wie die Tiere ohne Intelligenz. Auch sie verdarb das „Herz des Himmels“, der oberste Gott, wieder, indem er Tag und Nacht vom Himmel auf sie Harz herunterregnete und die Erde verfinsterte. Berge, Bäume, Erdhöhlen, dies alles war gegen sie, so daß sie bis auf wenige zu grunde gingen, und diese wenigen leben noch jetzt in den Wäldern als kleine Baumassen. Dann schufen die Götter vier ganz vollkommene Jünglinge, diese aber waren den Göttern zu vollkommen, doch entwickelte sich aus ihnen der Stamm der Ritsche, denen das noch fehlende Licht der Gott Tohil verschaffte, indem er das Feuer schuf. Aber auch dies wurde sehr bald wieder durch mächtigen Regen und Hagel vernichtet. Es herrschte Dunkelheit, Kälte und Nässe auf Erden, weil es noch keine Sonne gab. Damals trat Sprachverwirrung ein. Doch jetzt erschien die Sonne, und alle Geschöpfe begrüßten sie mit Freuden. Die Tiere kamen zur Oberfläche des Wassers, sie flatterten in den Klüften, sie sammelten sich in und auf den Bergspitzen, der Löwe, der Tiger brüllte und die Vögel fingen an zu singen.

XXII. Antillen-Gruppe

(273.) Auf P o r t o r i k o wird folgende Geschichte aus der Urzeit erzählt: Da war einmal ein Mann Yaha, dessen Sohn Yahael suchte seinen Vater zu töten und wurde daher an einen Ort verbannt, wo er vier Monate blieb. Dann tötete ihn sein Vater und tat ihn in eine Kürbisfass, die er unter dem Dach seiner Wohnung aufhing. Dort blieb sie lange hängen. Einst wollte Yaha die Gebeine seines Sohnes betrachten und öffnete die Kürbisfass. Und da fand er an dessen Stelle eine Menge Fische, große und kleine, in die sich die Gebeine verwandelt hatten. Yaha und seine Frau beschlossen,

diese Fische zu essen. Aber eines Tages, als Yaha aufs Feld gegangen war, kamen vier Männer in sein Haus, diese untersuchten die Kala-
basse und beschlossen, die Fische zu essen. Als sie sich daran machten, wurden sie plötzlich durch die Rückkehr von Yaha überrascht, und versuchten, die Kala-
basse wieder aufzuhängen. Dabei fiel diese auf die Erde und zerbrach. Alles Wasser strömte aus, bedeckte die Erde und bildete das Meer und nahm die Fische mit sich, die seine Be-
wohner wurden.

(274.) Die Indianer Floridas, Kubas, Mexikos erzählen von der großen Flut. Warum zankst du mit mir? fragte ein Indianer vom Stämme der A t s h a g u a auf Kuba einen der ersten der gelan-
deten Spanier, Cabrera, warum zankst du? Sind wir nicht Brüder, und stammst du nicht gleich mir von jenem ab, der das große Schiff baute und unser Geschlecht rettete? Und er erzählte vom großen Boot und wie nachher der Greis dem einen gegen ihn frech gewor-
denen Sohn fluchte und den andern segnete. Sie selbst, erzählten ferner die Wilden, stammten vom ersten und mützten deshalb nackt gehen, während die Spanier gewiß vom Stamm des Gesegneten wären.

(275.) Auf K u b a gibt es Traditionen von der Sintflut. Hier ist auch die Sage verbreitet, daß die Menschen zuerst unter dem Meere in der Erde wohnten und die Sonne nicht sehen durften.

(276.) Nach einer Sage auf den A n t i l l e n sollen die Inseln aus einem großen Kontinent entstanden sein, der vom Meere über-
flutet wurde.

XXIII. Alte Kulturen Südamerikas

(277.) Die Bewohner von B o g o t a in Neugranada erzählen, daß die Flüsse einst aus ihren Betten in die Täler übergetreten seien und das Land weit und breit überschwemmt hätten, worauf eines Abends Bochica, ein fremder weißer Einwanderer, erschienen sei und mit einer goldenen Rute die Flut aufhören gemacht habe.

(278.) Die Bewohner der Hochebene von C u n d i n a m a r c a , Columbia, haben eine Flutsage: In den frühesten Zeiten, als der Mond noch nicht da war, war die Hochebene von Cundinamarca geschlossen und der Paß von Tequendama noch nicht offen. Die Muyscas lebten noch als rohe Wilde ohne Staat und Ackerbau, als ein härtiger Greis bei ihnen erschien, der die drei Namen trug: Botschifa, Nemquetheba, Zuhé. Der lehrte sie das Land bauen, Kleider bereiten, die Götter verehren und Staaten bilden. Sein Weib hatte ebenfalls drei

Namen: Huythaca, Chia, Yubecahguha. Schön war sie, aber bös, und alle heilsamen Unternehmungen ihres Gatten suchte sie zu zerstören. Wirklich wußte sie es durch ihre tückischen Zauberkünste zu bewirken, daß der Landesfluß Funza, jetzt Rio Bogota, dermaßen anschwoll, daß die ganze Hochebene durch eine Flut überschwemmt wurde. Nur ein kleiner Teil der Bewohner konnte auf die Gipfel der Berge entfliehen. Jetzt aber entbrannte Botschikas Zorn, der das böse Weib von der Erde verbannte und in den Mond verwandelte. Um aber dem Übel hier auf Erden abzuhelpfen, öffnete Botschika die Felsenwand und gab dem Wasser durch den majestätischen Wasserfall von Tequendama seinen Ablauf. Das Land wurde trockengelegt und von den übriggebliebenen Menschen für die Kultur genommen.

(279.) Nach andern Berichten schickt der Gott Chibchacum die Überschwemmung, aber Botschika erscheint im Regenbogen und leitete sie durch einen mächtigen Wasserfall ab.

(280.) Die Peruaner verehren den Regenbogen als Erinnerungszeichen an das Aufhören der Weltflut. Aus der Höhle Pakaritambo, erzählten sie, sind nach der Flut sieben Inkas hervorgegangen und haben allein das Menschengeschlecht erneut.

(281.) Die Peruaner hatten verschiedene Flutsagen. In einer derselben wird berichtet, daß die ganze Erdoberfläche durch eine große Überschwemmung verändert wurde, während die Sonne fünf Tage verfinstert war. Alle lebenden Wesen wurden vernichtet, ausgenommen ein Schäfer nebst seiner Familie und Herde. Der Schäfer hatte nämlich einige Zeit vor der Flut bemerkt, daß seine Lamas sehr traurig waren und die ganze Nacht hindurch den Lauf der Sterne beobachteten. Erstaunt darüber, befragte er die Tiere, was das zu bedeuten habe, worauf sie seine Blicke auf eine Gruppe von sechs Sternen hinlenkten, die ein Zeichen waren, daß die Welt bald von einer Flut zerstört werden sollte; wolle er der Zerstörung durchs Wasser entgehen, so möge er mit den Seinen und der Herde auf die Spitze des nächsten Berges flüchten. So tat jener und bestieg den Berg Ancasmarca, wo bereits eine Menge anderer Tiere sich zusammengeflüchtet hatte. Kaum war jener oben angelangt, als das Meer seine Ufer verließ und mit furchtbarem Getöse in das Land einbrach. Als nun die Wasser höher und höher stiegen, Ebenen und Täler überschwemmend, siehe, da stieg der Berg mit ihnen und schwamm gleich einem Schiff auf den Wogen. Dieses dauerte fünf Tage, während der die Sonne verborgen und die Erde in Dunkelheit gehüllt blieb. Am fünften Tage aber begannen die Wasser sich zu

verlaufen, die Sterne erschienen und die Erde ward wieder von den Nachkommen des Schäfers von Ancasmarca bevölkert.

(282.) Eine andere *peruanische* Sage berichtet, daß zwei Brüder in ähnlicher Weise der großen Flut entgingen, indem sie auf einen Berg flüchteten, der auf den Wogen schwamm. Als die Wasser schwanden, standen sie allein auf der Welt; sie hatten alle ihre Speisen verzehrt und stiegen in die Täler hinab, um sich Nahrung zu suchen. Ob sie etwas fanden, wird nicht gesagt; als sie aber wieder in ihre Hütte auf der Bergspitze zurückkehrten, fanden sie dort von unbekannter Hand ein Mahl bereitet. Um zu erfahren, woher dieses stamme, versteckte der eine Bruder sich hinter der Hütte, während der andere wieder ins Tal hinabstieg. Jener entdeckte denn auch bald zwei Arapapageien mit Weibergesichtern, die kamen und ein Mahl aus Brot und Fleisch bereiteten; als diese den versteckten Bruder gewahrten, da versuchten sie, zu entfliehen. Der Mann aber ergriff einen Ara und dieser wurde sein Weib. Von ihm hatte er drei Söhne und drei Töchter, die Stammeltern der Cañari, die den Ara noch jetzt verehren.

(283.) Bei den *Peruannern* galt der Regenbogen als Zeichen, daß die Sintflut nicht wiederkehren würde.

XXIV. Naturvölker Südamerikas

(284.) Die Überlieferung der *Macuschi* in Guahana berichtet, daß der große und gute Geist Makunaima die Erde mit ihren Bäumen und Pflanzen erschuf; er stieg dann auf einen hohen Baum und hieb mit seiner Streitaxt Rindenstücke von demselben ab, die er in einen Fluß warf und dadurch in allerlei Tiere verwandelte. Dann erst schuf er einen Mann, der in tiefen Schlaf verfiel und als er erwachte, ein Weib an seiner Seite stehend fand. Der böse Geist Epel erhielt die Oberhand auf der Erde und Makunaima schickte große Wasser. Nur ein Mann entfloh diesen in einem Kahn, von dem er eine Ratte aussandte, um zu sehen, ob die Wasser gefallen. Sie kehrte mit einem Maiskolben zurück. Jener einzige Mensch, der die große Flut überlebte, warf dann Steine hinter sich, die, zu Menschen werdend, die Erde von neuem bevölkerten.

(285.) Die *Arakaten* in Britisch-Guahana glauben, daß seit der Erschaffung der Welt diese zweimal zerstört wurde, einmal durch Feuer und dann durch eine Wasserflut. Jedesmal als eine Folge der Übelstatten der Menschen, veranlaßt durch Aiomun Kondi, den großen „Bewohner der Höhe“. Diejenigen, die der Warnung vor

dem kommenden Feuer glaubten, retteten sich in einer Höhle. Auch der durch mitleidiges Herz und Weisheit ausgezeichnete Häuptling Marerewana, dem das Kommen der Flut angezeigt war, rettete sich und seine Familie in einem Kahn. Damit er nicht in das Meer hinausgetrieben wurde, fern von seiner Heimat, bereitete er sich ein langes Seil aus Lianen, mit dem er seinen Kahn an den Stamm eines starken Baumes festband. Als die Wasser verrannen, fand er sich in der Nähe seines früheren Aufenthalts wieder.

(286.) Nach der Legende der *Aca woi* in Britisch-Guayana schuf der große unsichtbare Geist Makunaima einen hohen wunderbaren Baum, dessen Äste alle verschiedene Fruchtarten trugen, von denen sich die Tiere ernährten. Diesen Baum stellte er unter die Aufsicht seines weisen Sohnes Sigü, der beschloß, den Baum zu fällen, um alle Zweiglein und Splitter desselben zu pflanzen, damit die ganze Erde mit so fruchtbaren Bäumen bedeckt werde. Der übriggebliebene Stumpf des Baumes war aber hohl und mit Wasser gefüllt, in dem der Laich verschiedener Fischarten schwamm. Sigü wußte aber nicht, daß das Wasser im Baumstumpfe mit unterirdischen Quellen in Verbindung stand, die nun mächtig zu strömen begannen und überliefen. Schnell verstopfte er daher die Öffnung mit einer Wallamba, einer eng geflochtenen Matte, und das Ausströmen des Wassers war verhindert. Da kam der neugierige Affe Iwarika, der unter der Matte kostbarkeiten verborgen wußte und sie entfernte. Da strömte das zurückgehaltene Wasser wieder mit voller Macht hervor und überflutete die ganze Erde. Sigü aber flüchtete mit seiner Herde auf die höchsten Stellen des Landes, wo er die Tiere, die nicht klettern konnten, in einer Höhle verschloß, während er mit den übrigen eine hohe Palme erkletterte. Dort oben saßen sie nun Tag und Nacht, frierend und hungernd, bis die Wasser sich verließen, was Sigü daran erkannte, daß er von Zeit zu Zeit Palmmüsse herniederwarf, aus deren Ton beim Aufschlagen er merkte, wie das Wasser mehr und mehr sank und schließlich die fallenden Kerne anzeigen, daß sie wieder auf die Erde fielen. Dann stiegen alle herab, auch die in der Höhle eingeschlossenen Tiere wurden befreit, der neugierige Affe bestraft, und die Erde grünte und blühte wieder, die Zweige und Samen des Wunderbaumes keimten und bedeckten den Boden mit Fruchtbäumen.

(287.) Die *Mapuré* an den großen Wasserfällen, die Tamanaco und andere erzählen nämlich, daß zur Zeit der großen Wasser ihre Mütter sich in Kähne setzten, um sich vor der Überschwemmung zu retten, die die Erde bis an die höchsten Bergspitzen überflutete.

Frage man jene Indianer, in welcher Weise das menschliche Geschlecht die Zeit der großen Wasser überlebt habe, so antworten sie: Alle Menschen kamen in den Wassern um, nur ein Mann und ein Weib retteten sich auf den Berg Tamanaku an den Ufern des Asiveru (oder Euchiveru). Nachdem die Wasser sich verlaufen, warfen die Überlebenden die Steinkerne der Palma de Moriche (Mauritia) hinter sich über die Köpfe; da entstanden aus den Kernen, die der Mann warf, Männer, aus jenen der Frau Frauen, und so wurde die Erde aufs neue bevölkert.

(288.) Die Indianer am Orinoko erzählen eine Geschichte vom Weltenbaum und der großen Flut. In der Geschichte handelt es sich um den Weltenbaum Wazaka, der sehr gute Früchte trägt. Diese Tatsache wurde von einigen Menschen, die sie erkundet hatten, geheimgehalten. Nachher entsteht darum ein Zank, und der Baum soll des Friedens wegen umgehauen werden. Sein Holz ist so hart, daß es durch Zaubersprüche erweicht werden muß. Endlich fällt er und schlägt beim Fallen noch zwei andere Riesenbäume mit um, ihre Stümpfe bilden heute Gebirge. Der Baum Wazaka fiel über den Caroni, und so liegt er noch heute und ist ein Felsen, der den Caroni durchquert. Sigü bedeckte den Stumpf des Baumes Mazaka mit einer Korbwanne. Aus dem Stumpf kamen viele Fische hervor. Akuli verstopfte immer mehr das Loch, in das er Früchte und Brennholz hineingestellt hatte, denn er wußte, daß aus dem Stumpf viel Wasser herauskommen würde. Als Sigü den Stumpf bedeckte, sagte Makunaima: Laß ein bißchen mehr Fische herauskommen für diese Bäche. Dann wollen wir den Stumpf zudecken. Er hob die Wanne ein wenig in die Höhe. Da kam das Wasser mit aller Kraft und schleuderte den Korb ganz beiseite, dann kam viel Wasser heraus und sie konnten es nicht wieder zudecken. Akuli war in das Loch des Baumstumpfes gekrochen, in das er Bananen versteckt hatte. Er wollte sich vor dem großen Wasser retten und hatte das Loch verstopft. Er machte Feuer in dem Loch und wärmte sich daran. Da erfaßte das Feuer sein Hinterteil und verwandelte sich in rote Haare. Bis auf den heutigen Tag hat Aluti — ein Nagetier — rote Haare am Hinterteil.

(289.) Unter den Eingeborenen am Orinoko finden sich Darstellungen, die A. v. Humboldt in seinem amerikanischen Reisebuch erzählt.

Ich kann dieses erste Glied des Bergstocks der Encamarada nicht verlassen, ohne eines Umstandes zu gedenken, dessen man während unseres Aufenthaltes in den Missionen am Orinoko häufig gegen

uns erwähnte. Unter den Eingeborenen dieser Länder hat sich die Sage erhalten, beim großen Wasser, als ihre Väter das Canoe bestiegen mußten, um der allgemeinen Überschwemmung zu entgehen, haben die Wellen des Meeres die Felsen der Encaramada bespült. Diese Sage kommt nicht nur bei einem einzelnen Volke, den Tamanaken vor, sie gehört zu einem Kreis geschichtlicher Überlieferungen, aus denen sich einzelne Vorstellungen bei den Maypure an den großen Katarakten, bei den Indianern am Rio Crevato und fast bei allen Stämmen am oberen Orinoco finden. Ein paar Meilen von Encaramada steht mitten in den Savannen ein Fels, der sogenannte Tepumereme, der bemalte Fels. Man sieht darauf Tierbilder und symbolische Zeichen, ähnlich denen, die wir auf der Rückfahrt auf dem Orinoco nicht weit unterhalb Encaramada, bei der Stadt Caheara gesehen. Zwischen dem Cassiquire und dem Orinoco, zwischen Encaramada, Capuchino und Caheara sind diese hieroglyphischen Zeichen häufig sehr hoch oben in Felswände eingehauen, wohin man nur mittels sehr hoher Gerüste gelangen könnte. Fragt man nun die Eingeborenen, wie es möglich gewesen sei, die Bilder einzuhauen, so erwidern sie lächelnd, als sprächen sie eine Tatsache aus, mit der nur ein Weißer nicht bekannt sein kann: Zur Zeit des großen Wassers seien ihre Väter so hoch oben im Canoe gefahren.

(290.) Die Welt der Maſaſa am Amazonenstrom besteht aus zwei Sphären, deren obere durchsichtig, deren untere aber dunkel ist. In der oberen wohnen die Götter, in der unteren leben und sterben die Menschen. Die obere wird von Sonne und Mond, die untere von den Sternen beleuchtet. In fernen Zeiten nun hielten die Gewässer die Erde bedeckt. Damals waren die Masaya so groß wie Bäume, doch entgingen sie der Überschwemmung nur, indem sie sich in eine Pirogue kauerten, deren gewölbten Teil sie nach der Sonne zu gewendet hatten.

(291.) Es scheint, als ob bei den meisten Indianerstämmen Südamerikas, namentlich im Gebiete des Amazonenstromes und in Brasilien, sich Flutsagen finden, die aber noch wenig gesammelt sind. Kurze Andeutungen sind vorhanden, und zwar schon gleich nach der Entdeckung. So hörte Hans Staden aus Homberg, der 1550 zehn Monate lang unter den Tupinambas an der brasilianischen Küste als Gefangener lebte, diese erzählen: „Es sey einmal ein groß Wasser gewesen, hab alle ihre Vorfäder verfaußt und etliche seien in einem Nachen darvon kommen, etliche auf hohen beumen. Welches ich achte, es müsse die sündflut gewesen sein.“

(292.) Tupe, das höchste Wesen der Tupi, wies eine einzige Familie, die des weisen Mannes Tamanduare, an, auf Palmbäume zu steigen, um dort die Überschwemmung, in der das Menschen Geschlecht unterging, abzuwarten. Nach derselben stiegen sie herab und bevölkerten die Erde wieder.

(293.) Bei den Kachinau in Westbrasilien findet sich folgende Sage: Die Kachinau lebten zufrieden, bewohnten viele schöne Dörfer und hatten Überfluss an Nahrungsmitteln. Sie dachten an nichts Schlimmes. Sie waren sehr glücklich. Da begann es zu regnen, unaufhörlich. Es regnete am hellen Tage, es regnete in tiefer Nacht. Unaufhörlich regnete es in Strömen. Kein Mensch konnte weit vor das Haus gehen. Alle lagen in ihren Hütten. Der Blitzstrahl schmetterte herab. Der Donner krachte. Alle fürchteten sich und blieben liegen. Da barst der Himmel und kam herab und tötete sie alle. Er machte ein Ende mit ihnen. Nichts verschonte er. Er tötete sie. Die Erde wechselte mit dem Himmel den Platz. Der Himmel fiel auf die Kachinau und tötete sie. Der Himmel wendete sich wieder um, und die Seelen, die im Himmel wohnten, nahmen sie mit sich. Im Himmel weilen sie jetzt und sind glücklich. Auf der Erde blieb nichts Lebendes zurück. Im Himmel war eine schwangere Frau. Der Blitzstrahl schmetterte herab und tötete sie. Vom Himmel warf man die tote Frau auf die Erde herab. Als sie auf die Erde fiel, kam der Krebs aus seinem Loch hervor. Er sah die tote Frau da liegen und öffnete ihr mit dem Messer den Leib. Ihre Kinder blieben am Leben. Es waren Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen. Der Krebs freute sich über die beiden Kleinen. Er nahm sie in seine Arme und brachte sie seiner Frau. Auch diese freute sich über sie und legte sie in ihre Hängematte. Als beide weinten, bereitete sie ihnen Stärkebrühe und gab ihnen davon zu trinken. Sie sättigten sich daran und beruhigten sich. Von diesem Paar stammen dann wieder die Kachinau ab, wie die Geschichte weitererzählt.

(294.) Auch die Karajá am Araguahá hatten eine Flutsage, bei der sich die Menschen auf einen isolierten Berg retteten.

(295.) Bei den Teme in Ostbrasilien findet sich eine Erzählung von den Falken und der Sintflut. Die von den Menschen bedrohten Falken wollen Rache nehmen. Sie senden einen Jüngling in das Dorf, wo seine Eltern wohnen, und er fordert diese auf, mit ihm zusammen in ein Haus zu gehen und zu tanzen. Auch andere Dorfbewohner lud er ein, sie wollten aber nicht kommen. Während sie in dem Hause tanzten, löste es sich vom Boden los und stieg mit ihnen in die Luft empor. Nun ließen die Dorfbewohner zusammen

und wollten die Davonziehenden zurückhalten. Die Medizinn Männer rauchten ihre Zigarren und bliesen den Rauch in die Höhe; es nützte aber nichts. Die ganze folgende Nacht regnete es und das Wasser stieg so hoch, daß viele Leute ertranken. Eine Anzahl Personen rettete sich auf Nasspalmen. Da sie in der Dunkelheit nichts unter sich sehen konnten, so warfen sie von Zeit zu Zeit Palmfrüchte hinunter, um zu erkennen, ob der Boden trocken sei oder unter Wasser stände. Es klang aber immer nur pluk-pluk, wenn die Früchte ins Wasser fielen. Da begannen sie, sich in der Dunkelheit gegenseitig wie Kröten anzurufen, und das taten sie solange, bis sie selbst zu Kröten wurden.

(296.) Die *Kaingang* in Parana, Südbrazilien, erzählen von Sintflut und Weltschöpfung. In längst vergangenen Zeiten fand eine Überschwemmung statt, die die ganze von unsren Vorfahren bewohnte Erde bedeckte. Nur die Spitze des Gebirges *Krinjijinbe* ragte noch aus den Wassern hervor. Die *Kaingang*, *Kayurukre* und *Kame* schwammen in der Richtung auf sie zu, jeder mit einem leuchtenden Feuerbrand zwischen den Bähnen. Die *Kayurukre* und die *Kame* wurden müde und sanken unter und gingen zugrunde. Ihre Seelen aber gingen zu wohnen im Innern des Gebirges. Die *Kaingang* und einige wenige *Kuruton* erreichten mit Mühe den Gipfel des Gebirges *Krinjijinbe*, wo sie blieben, die einen auf dem Boden, die andern auf den Ästen der Bäume, weil sie keinen Platz mehr hatten. Dort brachten sie einige Tage zu, ohne daß das Wasser sank und ohne Nahrung. Schon erwarteten sie den Tod, als sie den Gesang der *Sarakuras* vernahmen, die herankamen mit Körbchen voll Erde und diese ins Wasser schütteten. Da fing es an, langsam zurückzuweichen. Sie riefen den *Sarakuras*, Wasserhühnern, zu, sie sollten sich beeilen, was diese auch taten, indem sie ihren Ruf verdoppelten und die Enten einluden, ihnen zu helfen. In kurzer Zeit gelang es ihnen, eine geräumige Ebene in dem Gebirge zu bilden, die den *Kaingang* vollen Spielraum gewährte, mit Ausnahme jener, die sich auf die Bäume geflüchtet hatten. Diese wurden in Affen und die *Kuruton* in Brüllaffen verwandelt. Die *Sarakuras* hatten ihre Arbeit von der Seite her begonnen, wo die Sonne aufgeht. Das ist der Grund, warum unsere Flüsse und Bäche ihren Lauf nach Westen nehmen und in den großen Parana einmünden. Nachdem die große Flut verschwunden war, ließen sich die *Kaingang* in der Nähe der Serra do mar nieder. Die *Kayurukre* und *Kame*, deren Seelen im Innern des Gebirges wohnten, fingen an, sich Wege zu bahnen. Nach vielen Arbeiten und Mühen konnten die einen auf der einen, die andern auf der entgegengesetzten Seite herausgehen.

Der Fortgang der Erzählung hat nur ethnologisches Interesse.

(297.) Die Are oder Kuruton in Südbrasiliens-Parana, ein primitiver Stamm der Tupi, erzählen folgendes:

In alter Zeit fiel einmal ein starker Regen, der die von uns bewohnte Erde überschwemmte. Ein einziger von unsrern Vorfahren erblickte, als er schon sehr ermüdet dahinschwamm, den Wipfel einer Palme, der aus den Wassern auftauchte. Er näherte sich ihm und fasste einen Wedel, der aber, weil er trocken war, abbrach. Getragen von dem Wedel, fuhr er fort, zu schwimmen. Bei Einbruch der Nacht sah er einen andern Palmwipfel, näherte sich ihm und hielt sich an einem grünen Wedel fest. Er stieg an ihm empor und machte es sich auf der Krone bequem. Hier blieb er viele Tage lang und litt Hunger und Kälte. Als dann die Palmenfrüchte reif wurden, aß er sie und nährte sich von ihnen.

Eines Tages hörte er in der Ferne den Gesang eines Sapakuru, Ibis, der sich ihm näherte. „Halte dich hier fest, ich will Erde holen, damit du herabsteigen kannst.“ Kurz darauf setzte sich eine Sarakura auf die Krone der Palme, erblickte ihn und sagte zu ihm: „Nicht weit von hier gibt es Erde. Warum gehst du nicht dahin?“ „Ich kann nicht, ich bin zu schwach. Wenn ich die Palme verlasse, sterbe ich sicherlich.“ Da sagte die Sarakura: „Ich gehe Erde holen.“ Und sie und der Ibis brachten Erde in ihren Schnäbeln und streuten sie auf das Wasser. Da wurde es trocken. An den Stellen, wo der Ibis die Erde fallen ließ, erhöhte sie sich entsprechend seinem größeren Schnabel und bildete Gebirge. Vor diesem Regen war die Erde, auf der wir wohnen, ganz flach. Das Wasser verschwand und der Mann stieg von der Palme und lebte von den Früchten und Wurzeln der Bäume. Aber er war allein inmitten der andern Wesen, die nicht waren wie er.

Eines Tages sagte der Ibis zu ihm: Warum gehst du nicht und suchst dir eine Gefährtin? In der großen Bucht gibt es viele. Mache ein Floß, während ich die Enten beauftrage, dich dahin zu bringen, wo die Mädchen der andern Leute sind. Am folgenden Morgen nahmen die Enten das Floß, auf dem er sich befand, ins Schlepptau. Am Rande der Lagune badeten viele Mädchen. Sie sahen das Floß und eilten erschreckt an das Land. Eine von ihnen stürzte sich ins Wasser und schwamm auf das Floß zu. Als sie dort ankam, nahm er sie in seine Arme, und die Enten schleptten das Floß wieder nach seinem Aufenthaltsorte. Die andern Mädchen erzählten ihren Leuten von dem, was ihnen begegnet war und sie machten sich auf die Verfolgung der Flüchtlinge, konnten sie aber nicht einholen.

Are verheiratete sich mit dem Mädchen und sie hatten Kinder; aber wenn wir andern Leuten begegnen, streiten sie immer mit uns. Aus diesem Grunde leben wir getrennt und wie verloren in den Wäldern.

(298.) An die Stelle des Wassers tritt das vernichtende Feuer in der Mythologie der *F u r a f á r e* in Bolivia. Sararuma oder *Aima Suñe*, ein böser Geist, stieckte weit und breit das Land in Flammen, so daß kein Baum, kein lebendes Wesen dem Feuer entrinnen konnte. Nur ein Mann war so vorsichtig gewesen, sich eine Höhle zu graben, in der er sich, reich mit Lebensmitteln versehen, aufhielt, bis die Flammen erloschen waren. Er allein entging der allgemeinen Vernichtung. Um zu wissen, ob das Feuer immer noch stark war, stieckte er von Zeit zu Zeit eine lange Rute aus seiner Höhle hervor. Zweimal fand er sie angebrannt, aber zum dritten Male war sie kalt. Dann wartete er noch vier Tage, ehe er sich ans Tageslicht wagte. Es sah sehr wüst aus auf der Erde, er fand nirgends Schutz und Lebensmittel. Da kam Sararuma und sprach: „Du dauerst mich“, gab ihm eine Handvoll Körner, die er säen sollte, und wie durch Zauber entstand prächtiger Wald.

(299.) Bei den *A r a u k a n e r n* hat sich das Andenken an eine große Wasserflut erhalten, aus der sich nur wenige Menschen auf einen hohen dreispitzigen Berg retteten, der bei ihnen *Thegtheg*, der Lärmende oder *Blißende*, genannt wird. Dieser Berg schwimmt auf dem Wasser. Die Flut aber entstand nach einem heftigen, mit vulkanischen Ausbrüchen begleiteten Erdbeben. Sobald nun die Araukaner ein heftiges Erdbeben verspüren, suchen sie sich auf einen Berg zu retten, damit sie vor den Überflutungen des Meeres, die nach einem Erdbeben zu befürchten, sicher sind. Dabei versorgen sie sich mit Lebensmitteln und hölzernen Schüsseln, letztere, um sich der Hitze wegen den Kopf zu bedecken, wenn der Berg, auf dem sie sich befinden, etwa durch das Meer bis zur Sonne erhoben würde.

(300.) Die *B o t o k u d e n* haben die Überlieferung von einer großen Überschwemmung.

(301.) Bei den *M o s e t é n e* in Bolivien findet sich eine Regenbogensage.

Es war einmal ein Mädchen, das war an den Fluß gegangen, und dort verschwand es. Nach einem Jahr kam es zurück und erzählte, sie habe im Wasser einen Mann getroffen und sei bei ihm geblieben. Sie holte Maniok und begab sich wieder an den Fluß. Nach zwei bis drei Jahren kam sie zurück. Nun hatte sie einen kleinen Knaben. Sie holte Maniok, um Chicha zu machen. Dann begab sie sich

wieder an den Fluß zurück. Eines Tages kam sie wieder mit dem Knaben und ließ diesen bei ihrer Mutter und begab sich dann wieder weg. Zu der Mutter sagte sie, sie solle zusehen, daß der Knabe nicht weinte. Der Knabe wuchs bei der Großmutter auf. Eines Tages weinte der Knabe, und da begann es zu regnen. Der Knabe wurde rot, gelb, grün, blau, ganz wie der Regenbogen, und dann trieb er das Wasser hinweg. Wieder kam die Mutter und holte den Knaben. Nach einiger Zeit kam sie wieder, um Maniok zu holen, und da ließ sie den Knaben bei der Großmutter zurück. Sie sagte, sie solle zusehen, daß der Knabe nicht zu weinen anfange. Eines Tages weinte er aber doch. Es regnete und er bekam alle Farben des Regenbogens, Opito. Der Knabe trieb das Wasser hinweg. Er blieb noch bei der Großmutter. Eines Tages kam sein Vater und holte ihn und führte ihn zu einem Bach. Dort blieb er und dort ist er noch. Er war bereits groß geworden. Wenn der Regenbogen am Himmel erscheint, so ist es der Knabe, der aus dem Wasser aufsteigt und den Regen verjagt.

(302.) Die Chané in Bolivien haben folgende Sage: Ein Jüngling hatte sich in den Wald begeben und in einer Lache das Bild eines schönen Mädchens gesehen, dem er folgte. Er blieb eine lange Zeit bei ihr, einen Monat, und seine Mutter glaubte schon, er sei tot, und schnitt sich die Haare ab. Sie glaubte, er wäre von einer Schlange gebissen worden oder dergleichen. Eines Tages kam der Sohn jedoch nach Hause und erzählte, daß er ein hübsches Mädchen gefunden und sich mit ihr verheiratet habe. Da sagte ihm die Mutter, er solle sie holen, und braute eine Masse Maisbier, um ihre Ankunft zu feiern.

Der Jüngling kam mit seiner Frau und sie war hübsch und wohlgekleidet. Während des Festes verwandelte sie sich und wurde sehr häßlich. Hierüber machte die Schwägerin eine Bemerkung, und sie wurde böse und verließ sie und ging dahin zurück, woher sie gekommen war, indem sie erklärte, sie werde sich rächen. Sie sagte jedoch, man solle erst einen Knaben und ein Mädchen in ein großes Tongefäß setzen. Ein Bruder und eine Schwester wurden zusammen mit dem Samen von Mais, Kürbis und Bohnen in ein Tongefäß gesetzt und der Krug gut zugedeckt. Als dies geschehen war, begann es fürchterlich zu regnen, und Häuser und alles wurde mit Wasser bedeckt. Der Krug schwamm jedoch oben. Alle Menschen und Tiere ertranken in dem steigenden Wasser. Lange schwamm das Tongefäß umher, und der Knabe und das Mädchen begannen schon groß zu werden. Dann sank das Wasser. Als sie aber aussteigen wollten, war der

Boden noch sumpfig und sie mußten warten, bis er getrocknet war. Die beiden erhalten dann durch einen Wattvogel Feuer, das diesem durch einen Frosch im Munde geraubt wird. Von dem Geschwisterpaare stammen dann die Chané-Indianer ab.

(303.) Ehrenreich gibt eine Zusammenstellung vieler Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker mit Hinweisen auf andere Quellen.

III.

Erklärungen

Wie ist nun das Ereignis der Sintflut zu erklären?

(1.) Es ist kein Wunder, daß ein so tief in die Geschichte des Menschengeschlechts eingreifendes Ereignis, das obendrein so allgemein in der Überlieferung vorkommt, den Scharfsinn der Erklärer häufig gereizt hat. So ist denn auch die Zahl der Erklärungsversuche sehr groß. Sie lassen sich aber doch in drei Klassen einteilen, zwischen denen die Übergänge nicht fehlen. Die erste Klasse faßt diese Geschichte als rein mythisch auf. Theologen versuchen es mit vergleichender Religionsgeschichte, Mythenforscher sehen in der Sage nur einen Mondmythus, irgend etwas Tatsächliches wird einfach geleugnet, zum Teil aus Verlegenheit, weil das Ereignis so gewaltig ist, daß man meint, es auf naturwissenschaftlichem Wege nicht erklären zu können; solche Wirkungen zeigen sich nicht mehr auf der Erde. Wie dies zu verstehen ist, zeigt die folgende Zusammenstellung einiger Erklärungen, die teils ihres Inhalts wegen, teils wegen des Ansehens ihrer Urheber auf wissenschaftlichen Gebieten hier kurz angeführt werden.

Da haben wir sodann die Erklärungen, die zwar den tatsächlichen Vorgang anerkennen, aber sich damit begnügen, daß sie immer nur kleine Einzelslutten annehmen, die dann im Laufe der Zeit in der Phantasie des Naturmenschen so weit vergrößert worden sind, wie wir es jetzt in unsren Berichten vor uns sehen.

Dann haben wir einige Forscher, die die Ursache der Flut, die als eine allgemeine, die ganze Erde betreffende zugegeben wird, in kosmischen Verhältnissen suchen, in der Präzession vor allem. Es ist merkwürdig, wie oft dieser Gedankengang ausführlich besprochen wird und als alleinige Ursache hingestellt. Auch die Gleichung: „Schöpfung ist gleichzeitig die neue Ordnung der Dinge nach dem Aufhören der Flut“ gehört hierher.

Endlich kommen diejenigen Erklärungen, die die Sintflut einfach als ein meteorologisches Ereignis der Vorzeit auffassen und sich nun bemühen, zu zeigen, daß ein solches Ereignis überhaupt möglich war, daß also die Verhältnisse auf der Erde einst sehr andere waren als gegenwärtig, und daß dieses Ereignis ein allgemeines war, das mit dem in den Berichten Erzählten identisch ist.

Es ist außerordentlich reizvoll, zu betrachten, wie ein und derselbe Schatz an Überlieferungen unter der Hand so verschiedener Forscher so ganz verschieden ausgewertet wird. Man sieht hier ganz deutlich, wie nicht nur die Kunst nach der Bestimmung eines bekannten Philosophen ein Stück Natur ist, gesehen durch ein Temperament, sondern wie auch Forschungen dieser Art, die gleichzeitig meteorologisch, ethnographisch und mythologisch sind, je nach dem Temperament des Forschers ein ganz verschiedenes Angesicht zeigen.

(2.) Unter allen modernen Erklärungsversuchen der Sintflut nimmt die von Gerland eine ganz besondere und isolierte Stellung ein. Schon der Titel seines Buches „Der Mythos von der Sintflut“ spricht dies aus. Wer, wie der Verfasser, sich dankbar aus seiner Studentenzeit der Vorlesungen bei Gerland in Straßburg erinnert, insbesondere der vielbesuchten über die Entstehung des Religionsbegriffes bei den Naturvölkern, der weiß, und findet es durch das eben genannte Buch bestätigt, daß Gerland ein Romantiker unter den Ethnologen war. Für ihn ist die Flut nur ein reiner Naturmythus. Er verbreitet sich in der ausführlichen Einleitung über Sage und Mythos, über das Verhältnis des Urmenschen zu der ihn umgebenden Natur, die er nur anthropomorph auffassen kann. Daher stellt auch Gerland die von ihm wiedergegebenen Fluterzählungen immer mit einer geslissentlichen Hervorhebung des Mythischen zusammen, er erwähnt auch andere Erzählungen gleicher Färbung, wenn diese das Mythische recht hervortreten lassen. Sowohl Einleitung wie Schluß des Buches sind sehr lebenswert, weil für ihren Verfasser höchst charakteristisch. Er leugnet, daß es einen einheitlichen Sintflutmythus gegeben habe, der für alle Völker die gleiche Bedeutung habe. Ebensowenig wie es ja niemals eine tellurische Sintflut gegeben habe, die ja auch niemals möglich gewesen sei. „Wir haben nur partielle Flutereignisse, Fluterzählungen, und zwar meist Mythologeme einzelner Völker und Völkerstämme. Um den Sintflutmythus richtig zu verstehen, müssen wir den Erdboden verlassen. Die Sintfluterzählung, der Mythos in seinen verschiedenen Variationen, ist eine Darstellung bestimmter Vorgänge am Himmelsgewölbe, wie sie über die ganze Erde hin der Naturmensch in ihren

Einzelerscheinungen fast täglich, in ihrem machtvollen geeinten Auftreten häufig sieht und die ihm zu bestimmten psychischen Zwangsvorstellungen wurden, die Umwölkungen des leuchtenden Himmels und die von ihm abströmenden Wasserfluten des Regens.“ Gerland zeigt dann die Wichtigkeit des Wassers für den Menschen, das am Himmel und auf der Erde vorkommt, es ist zwischen ihm und den Göttern, man gelangt über das Himmelsmeer zu den Göttern. Dann kommt der Tabubegriff, die Schuld des Menschen und der Zorn der Gottheit, der die Menschen durch den Himmelsozean zudeckt, ihn vernichtet. Für die Rettung des Auserwählten spielt ein Schiff eine Rolle, dies Schiff soll nun der Mond sein, die Mondsichel als Kahn fährt über das Himmelsmeer und ist mit Menschen besetzt. „Und dieses Fahrzeug, das die Lichtfarbe der Götter hatte und den großen, dem gemeinen Menschen unbetreibaren Himmelsozean, den Weg zu den Göttern, durchschwamm, mußte unter dem besonderen Schutze der Götter stehen und seine Insassen ins Götterland flüchten.“ Gerland meint, daß bei seiner Erklärung kein Zug des alten Mythus unbegreiflich oder unnötig bleibe, und nur eine Erklärung zeige ein solches restloses Aufgehen.

Der Hinweis auf die Erklärungen von Dacqué und des Verfassers erübrigt eine eingehende Kritik des charakteristischen Gerlandschen Werkes.

(3.) Zu welchen merkwürdigen Folgerungen man gelangen kann, wenn man eine vorgefasste Meinung durchaus verteidigen und beweisen will, zeigt mit großer Deutlichkeit die Arbeit von Böklen. Die Arbeit ist durchaus auf mythologischer Grundlage aufgebaut. Mit großer Belesenheit trägt der Verfasser ein umfangreiches Material herbei, das beweisen soll, daß die Sintflut das Erzeugnis der Mondmythologie ist. Alles und jedes wird in diesem Sinne gedeutet. Es genügt, auf ein paar Punkte hinzuweisen. Adam und Eva sowie Noah sind Mondgötter, Jahve ein Sonnengott. Der Bogen in den Wolken ist nicht etwa der Regenbogen, der doch immer in den Wolken erscheint, sondern die Mondsichel, die doch bei wolfigem Himmel nicht sichtbar ist! Es ist schwer einzusehen, wie doch der Regenbogen, der als etwas unerklärbares Neues bestehen bleibt, durch die Mondsichel, die jederzeit zu sehen ist, ersetzt werden soll. Freilich kommt dem Verfasser der Gedanke, daß da noch meteorologische Bedenken zu beseitigen sind. Er gibt zu, daß der Wortlaut der Genesis ausdrücklich behauptet, daß der Bogen erst neu geschaffen sei, und er spricht davon, daß die Erklärer zu allerlei abenteuerlichen Folgerungen gelangt seien, wie zu der, daß die Beschaffenheit der Luft vor der

Flut eine andere gewesen sei als nach derselben. Ist aber der Bogen die Sichel des Neumondes, die nach der Mondverfinsternung und der durch diese herbeigeführten Flutkatastrophe wieder erscheint, so ist alles in Ordnung. Seite 127. Es erscheint sehr viel abenteuerlicher, dem klaren Wortlaut eine solche Deutung unterzulegen, bloß, um einer voreilig gefassten Meinung gerecht zu werden.

(4.) Wieweit man mit der Mythendeutung kommen kann, dafür ein Beispiel aus dem Buche von Dacqué: „Schließlich bleibt nur noch eine saft- und kraftlose allegorisierende Umdeutung ältester Kernsagen übrig, deren warnendes Extrem eine Studie über die Sintflutsage ist, die ich als auffälliges Beispiel gerade kenne. Da ist der Noah der Mond, die drei Stockwerke der Arche sind die drei Phasen des zunehmenden Mondes, die Arche selbst ist die kahnförmige Mondsichel; sie fährt hoch am Himmel dahin, als das Wasser der Sintflut so hoch gestiegen war.“ Das hat sich auch H. Zimmern zu eigen gemacht, wenn er in einer Abhandlung über „Biblische und Babylonische Urgeschichte“ schreibt: Der Ursprung der Sintflutsage ist, wie der vom Paradies, nicht auf der Erde, sondern am Himmel zu suchen. Der Sintflutheros, der im Schiff oder in der Arche fährt, ist ursprünglich ein Gestirngott, vielleicht der Mondgott, der über den Himmelsozean fährt. Dass diese ursprüngliche himmlische Fahrt eines Himmelsgottes später von einem menschlichen Heros und irdischen Gewässern verstanden wurde, entspricht ganz den sonstigen Gepflogenheiten der Sagenentwicklung.

Dacqué: S. 26 und S. 336, Anm. 5.

(5.) Sehr häufig findet sich die Meinung vertreten, daß die Sintflutsagen durchaus rein örtlichen Ursprungs seien; große örtliche Ereignisse, wie Erdbeben, Seebeben, Zyklone und Taifune, verbunden mit großen Überflutungen weiter Landstriche, wobei zahllose Menschen vernichtet werden, sollen den Anlaß zu den Flutsagen gegeben haben. Solche Ereignisse kommen noch heutentags vor. Auch Andree ist durchaus dieser Meinung. Vor allem soll der Überlieferung im Gilgameschepos und der angeblich daher entnommenen in der Genesis ein solches Ereignis zugrunde liegen, das sich einst in der Niederung der Euphrat- und Tigrisebene abgespielt hat und dem der bekannte Geologe Eduard Sueß in seinem Buche „Das Antlitz der Erde“, das für die Geologie lange Zeit führend war, ein langes Kapitel widmet. In der Einleitung seines Buches weist er auf Erdbebenkatastrophen hin und findet, daß der babylonische Bericht sich durchaus als ein Seebeben, verbunden mit einem Zyklon, auffassen lasse. Die Brunnen der Tiefe öffnen sich, das sind nach

ihm Ausschleuderungen von Grundwasser, wie sie bisweilen beobachtet werden. Die Hauptwirkung aber ging von einer Meeresflut aus, die durch einen Zyklon über das Land dahingejagt wurde. Dabei fallen in der Regel überaus heftige, von den heutigen Beobachtern oft geradezu als sintflutartig bezeichnete Regenmassen, namentlich an der Vorderseite des vorstreichenden Wirbelsurmess vom Himmel, häufig treten zugleich starke Gewitter auf. Wir haben nach Sueß als Schauplatz der Flut das untere Stromgebiet Mesopotamiens von der nahe dem Meere am Euphrat gelegenen Stadt Surripak bis zu den Abdachungen der Berge von Nizzir jenseits des Tigris zu betrachten. Dieses Naturereignis war mit einer ausgedehnten und verheerenden Überflutung der mesopotamischen Niederung verbunden. Die wesentlichste Veranlassung war ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des persischen Meerbusens oder südlich davon. Es ist sehr wahrscheinlich, daß während der Periode der heftigsten Stöße aus dem persischen Golf ein Zyklon von Süden her eintrat. Die Traditionen anderer Völker berechtigen in keiner Weise zu der Behauptung, daß die Flut über den Unterlauf des Euphrat oder Tigris oder gar über die ganze Erde gereicht habe. Soweit Sueß. Der Nachweis, daß diese Erklärung von Grund aus verfehlt ist, bildet den Gegenstand des mehrfach genannten Buches des Verfassers. Siehe auch die weiteren Ausführungen.

(6.) Wenn man in der neueren Literatur, die sich mit der Sintflut befaßt, nach den Erklärungen sucht, die die Verfasser als Grundlage der Berichte angeben, so findet man meist als der Weisheit letzten Schluß die Angabe, daß es sich um lokale Vorgänge gehandelt habe, die im Laufe der Zeit dichterisch übertrieben worden seien, und daß überhaupt nur wenige selbständige vorhanden seien, da immer der eine durch einen andern beeinflußt worden sei. Nun kann man aber dies Verfahren doch wohl nur als einen Notbehelf bezeichnen, der seine Begründung in der unbewiesenen Voraussetzung hat, man müsse aus den heutigen klimatologischen Verhältnissen heraus das fragliche Ereignis erklären können. Diese Annahmen liegen z. B. dem Vortrage von Distel zugrunde, der sich folgendermaßen hierüber ausspricht: „Man gesteht, eine die ganze Erde gleichzeitig bedeckende Flut, die Tiere und Menschen in einem Jahre wegsegert und dann verläuft, lasse sich unmöglich halten. Die physikalischen und geologischen Bedenken seien doch zu gewichtig. Ein gleichzeitig auf der ganzen Erde stattfindender atmosphärischer Niederschlag ist unter den jetzigen Verhältnissen, die ja schon in jenen Zeiten existierten, schlechterdings unmöglich. Plötzliche und starke Tempe-

raturerniedrigungen, durch die der Wasserdampf abgegeben wurde, sind unmöglich, da dies gegen alle physische Möglichkeit streitet, da die Temperatur auf der ganzen Erde gleichbleibt mit geringen lokalen Änderungen, die anderswo wieder ausgeglichen werden. Ferner wo solle all das Wasser sonst hergekommen sein? Betrachtungen über das plötzliche Abnehmen des Luftdruckes durch das Herunterkommen der Wassermassen und über die Vernichtung der Seefische durch die allzu starke Verdünnung mit süßem Wasser bringen den Verfasser zu dem unabsehbaren Schluss, daß von andern als lokalen Überschwemmungen gar keine Rede sein könne. Freilich handelt es sich für Dostoevski in erster Linie um die biblische Flut, die er dann auch als aus Babylon mitgebracht hinstellt.

Der große Fehler dieser Beweisführung liegt eben darin, daß einfach behauptet wird, daß die heutigen meteorologischen Verhältnisse schon in jenen Zeiten existiert hätten, ohne daß dem Verfasser auch nur eine Ahnung davon kommt, daß gerade diese Behauptung zunächst zu beweisen wäre, da sie für die ganze weitere Entwicklung von grundlegender Bedeutung ist. Deshalb legt auch der Verfasser dieses Buches im Gegensatz dazu das größte Gewicht darauf, zu zeigen, daß in jenen Zeiten sehr andere Verhältnisse geherrscht haben und daß die Meteorologie jener Zeiten sowohl durch astronomische Analogien wie physische Betrachtungen im Einklang mit den Flutberichten wiederherstellbar ist, und zwar bietet der Regenbogen dazu den Schlüssel.

(7.) Andree, dessen Sammlung von Flutsagen außerordentlich wertvoll ist, ist durchaus der Meinung, daß es sich um viele einzelne Erscheinungen gehandelt habe, die bei jedem Volke einzeln eine Flutsage hervorgebracht haben, also ganz ähnlich wie Suez. Er beschreibt einige Erdbebenfluten, Überschwemmungen und Flussdurchbrüche. Ferner erinnert er an die häufigen Funde von Versteinerungen von Meertieren, die den Kindern den Glauben an eine große Flut beigebracht haben. Ferner hat er eine ganz merkwürdige Art, überall den Verdacht zu äußern, daß die gefundenen Flutsagen durch Missionare eingeführt worden seien, und er führt zum Beweise dessen eine Erzählung an (Seite 51), wie man zu solchen erdichteten Sagen kommen könne. Jedesmal, wenn ein dem biblischen Berichte ähnlicher Zug vorkommt, dann muß dieser entlehnt sein, was natürlich ein ganz willkürliches Verfahren ist. Dies scheint ihm auch bisweilen einzuleuchten, denn auf Seite 21 weist er darauf hin, daß nur ganz unwichtige Züge entnommen zu sein scheinen, während man doch die wesentlichen gerade so billig hätte haben können, und er bezeichnet

diesen Einwand mit Recht als stark gegen die Entlehnungstheorie sprechend und als öfter verwendbar. Psychologisch merkwürdig ist freilich eine aus der Zeit der Eroberung durch die Spanier stammende Erzählung, wie spanische Geistliche bei den Indianern von Nicaragua durch geeignete Fragen aus diesen scheinbar eine Flutfrage herausholten.

(8.) Ein Zusammenhang zwischen kosmischen Verhältnissen und den Entstehungsgründen der Sintflut scheint schon in uralten Überlieferungen angedeutet. So berichtet Dacqué auf Seite 167: Dass die Sintflut ein großes kosmisches Ereignis war und mit dem Heraufkommen eines kosmischen Körpers oder Körperagglomerates irgendwelcher Art an die Erde und in ihren endgültigen Bannkreis zusammenhängt, scheint auch eine jüdische Sage zu lehren, wonach zuvor schon Änderungen in der astronomischen Konstellation eingetreten waren. Denn zuvor, so heißt es, hatte der Herr die Ordnung der Schöpfung geändert; er ließ die Sonne auf der Abendseite aufgehen und auf der Morgenseite untergehen. Aus einer andern Sage kann man ablesen, wie vor der Sintflut ein kosmischer Körper die Erde periodisch umkreiste. Auch die Wasser pflegten vor Noah morgens und abends hochzusteigen und spülten die Leichen der Toten aus ihren Gräbern heraus. Wie aber Noah kam, standen auch die Gewässer still.

Die babylonische Wissenschaft erklärt die Sintflutentstehung aus den Bewegungen der Gestirne und des Weltalls. Danach muss es eine Zeit gegeben haben, in der das Frühlingsäquinoctium, das in Nöten den ganzen Tierkreis durchläuft, in der Wasserregion des Tierkreises, in Eas Reich gestanden hat. Damals sank das irdische All in die Wasserflut, und daraus ging eine neue Weltära hervor. Ebenso hat es eine Zeit gegeben, in der das irdische All in den entgegengesetzten, an den Feuerhimmel stoßenden Teil des Weltalls getreten ist. Damals trat eine Feuerflut ein. Die Sintflut muss sich also nach babylonischer Lehre wiederholen, wie sich die Feuermeteoefflut wiederholen wird.

Hier haben wir also die alte chaldäische Astrologie mit ihrem Glauben an die Weltzeitalter, die sich abwechseln, sobald der Frühlingspunkt in ein anderes Zeichen tritt. Dies tritt etwa alle 2000 Jahre ein, in 26 000 Jahren macht der Frühlingspunkt einen ganzen Umlauf durch den Tierkreis. Der Charakter der Weltzeitalter wurde nach chaldäischer Lehre durch das jeweils erste Zeichen bestimmt.

Ahnlichen Charakters ist eine andere altjüdische Sage, die Dacqué auf Seite 208 wiedergibt. Da zur Zeit der Sintflut die Taten der

Menschen verkehrt wurden, kehrte auch der Herr die Ordnung der Schöpfung um und er ließ das Sternbild des Sirius dazumal am Tage aufgehen, obwohl im Monat Jyar, da die Sintflut ausbrach, die Zeit ist, da das Sternbild des Sirius am Tage untergeht. Dann riß er zwei Sterne aus ihrem Ort heraus und es wurden geöffnet die Fenster des Himmels und die Sintflut ergoß sich über die Welt. Nachdem aber die Sintflut vorüber war, wollte der Herr die Himmelsöffnungen wieder ausfüllen. Da nahm er zwei Sterne vom Bären und deckte die Löcher zu; aber dermaleinst wird er die Sterne wieder an ihren Ort bringen.

(9.) Nur sehr selten trifft man einmal auf einen Aufsatz, der beweist, daß sein Verfasser sich der Schwierigkeiten des Sintflutproblems ganz und gar bewußt worden ist und der nicht glaubt, mit einem einfachen Gedanken die Lösung geben zu können. Einen solchen Fall finden wir in einem Aufsatz von R. Henning. Er ist über- schrieben: Das Sintflutproblem, und steht offenbar unter dem Ein- druck der drei so grundsätzlich verschiedenen Erklärungen von Sueß, Stenzel und Riem. Vor allem das in der letzten Arbeit angegebene Material beweist ihm, daß man eine sehr große Menge von Einzel- erscheinungen gleichzeitig berücksichtigen muß, was die Sache erst recht schwierig macht. Er macht sich die Sache freilich noch schwieriger, als sie schon ist, indem er glaubt, daß es sich um mehrere Sintfluten handeln müsse, die auch in den Überlieferungen erwähnt seien. Nach- dem er vorher die Präzessionshypothese ablehnt, da sie zu keinen Katastrophen führt, sondern nur zu ganz langsamem Verlagerungen von Wassermassen auf der Erde, läßt er sich auffallenderweise nach- her verleiten, eben diese Hypothese wieder einzuführen, indem er die Erzählungen der alten Ägypter nach Platon wiedergibt, die da sagten, daß die himmlische Flut wiederkehre wie ein Krankheitsfall, in gewohnten Zeiträumen. Eine ähnliche Überlieferung soll sich bei den Azteken finden. Henning glaubt nun, daß hier das Platonische Jahr, eben die Präzessionszeit, gemeint sei. Er nimmt also das erst Abgelehnte wieder auf, und noch dazu mit einem falschen Werte, den er offenbar bei Stenzel entnimmt. Dabei ist es Tatsache, daß die Antike die Präzession nicht kannte. Erst Hipparch hat sie erkannt und mit klaren Worten beschrieben. Die Babylonier wußten nur, daß nach langen Zeiträumen, Weltzeitaltern, der Frühlingspunkt in ein anderes Sternbild rücke, sie kannten aber weder den Grund noch die Gesetzmäßigkeit dieser Tatsache. Ferner muß man erfahrungs- gemäß allen Überlieferungen, die nach Jahrtausenden datieren, bei den Alten höchst mißtrauisch gegenüberstehen. Es läßt sich zeigen,

dass sie zur Erhöhung des Ansehens ihrer Wissenschaft oder ihrer Geschichte sich nicht scheuten, Zahlen zu erfinden und astronomische Angaben über angeblich sehr weit zurückliegende Beobachtungen zu machen, die sich dann als irrig erweisen, wenn man die Beobachtungen, etwa Planetenkonstellationen, nachrechnet.

(10.) Eine streng wissenschaftliche Erklärung wird recht häufig angetroffen, die scheinbar das Problem in recht befriedigender Weise zu lösen scheint, ohne irgendwelche bedenklichen Hypothesen aufzustellen. Sie hängt zusammen mit der in der Astronomie wichtigen Theorie der Präzession. Indem der Frühlingspunkt in einem Zeitraum von etwa 26 000 Jahren einmal den Weg auf der Elliptik zurücklegt, beschreibt die Erde einen Regelmantel und ändert daher ihre Lage im Raum. Es hat dies zur Folge, dass gegenwärtig zwar der Nordpol der Erde dann der Sonne zugewendet ist, wenn sich die Erde in der Sonnennähe befindet. Mit dem Südpol ist es umgekehrt. Daraus folgt, dass die Sommer um den Südpol kälter sind als die um den Nordpol und die Winter wärmer. Über der Südpol hat einen um sieben Tage längeren Winter als der Nordpol, was viel mehr ausmacht, so dass sich das Eis immer mehr um den Südpol anhäuft und um den Nordpol abnimmt. So verschiebt sich im Laufe der Zeiten der Schwerpunkt der Massen immer mehr, denn das Eis am Nordpol schmilzt zusammen, es gerät in Bewegung und geht nach dem Südpol über. Dies soll dann eine große Überschwemmung verursachen. Nach Ablauf der halben Zeit, einem halben sogenannten Platonischen Jahr, tritt dann das Umgekehrte ein, die Wassermassen sollen nach dem entgegengesetzten Pol wandern. So müsste also immer nach etwa 13 000 Jahren eine Sintflut eintreten. Diese Erklärung ist aber insofern als verfehlt anzusehen, als es sich um sehr lange Zeiträume handelt, in denen an sich geringfügige Änderungen mit großer Langsamkeit vorgehen, so dass vielleicht gewisse Ausgleichungen von Wassermassen stattfinden mögen, doch in einem solchen Ausmaße, dass von Überschwemmungen keine Rede sein kann. Es kann sich dabei nur um Vorgänge handeln, die der langsamten Hebung und Senkung unserer Meeresküsten dem Betrage und dem Zeitmaß nach entsprechen. Diese astronomische Erklärung ist also durchaus abzulehnen.

In einem Buche des Belgrader Physikers Milankovitsch über die Wirkung der Sonnenstrahlung auf den Wärmehaushalt der Erde wird auch auf die prähistorischen meteorologischen Verhältnisse Rücksicht genommen. Er kommt durch eingehende mathematische, physikalische und astronomische Betrachtungen zu dem gleichen Ergebnis.

Wohl ändern sich im Laufe sehr langer Perioden die Lage der Erdaxe, die Lage und Größe der Erdbahnaxe und die Schiefe der Elliptik, aber die Perioden dieser einzelnen Verlagerungen sind nicht gleich lang, ferner fallen die größten und kleinsten Werte der einzelnen Größen nicht zeitlich zusammen, und dadurch heben sich die Einflüsse dieser astronomischen Verschiebungen zum Teil gegenseitig wieder auf und können nie so bedeutende Werte erreichen, wie es die obige Sintfluterklärung erfordert. (Théorie Math. des Phénomènes thermiques produits par la Radiation Solaire. Paris 1920.)

(11.) Einen ganz besonders merkwürdigen Versuch, dem Sintflutphänomen gerecht zu werden, hat Stenzel in seinem hier mehrfach benutzten Buche gemacht. In diesem Buche will er zunächst beweisen, daß Sintflut und Weltschöpfung identisch sind. Aus der großen Flut entstand die Welt. Er zeigt auch, wie in der Tat der Schöpfungsbericht der Genesis sich darstellt als die Folge der Erscheinungen, wie sie sich beim Abfließen der Flut dem Beobachter in der Arche darstellen muß. Zuerst alles wüst und leer, Finsternis über der Tiefe. Es regnet sich ab, es wird Licht. Der Regen hört auf, es scheiden sich die Wasser über der Feste von denen unter der Feste. Das Wasser verläuft sich, es sammelt sich an besondere Orten, so daß man das Trockene sieht. Allmählich erscheinen die Pflanzen, die Wolkendecke zerreißt, man sieht die Lichter des Himmels. Zuletzt erscheinen die Tiere, und endlich tritt der Mensch wieder auf Erden auf. Das ist sehr geistreich ausgedacht und der Verfasser hat eine große Mühe verwendet, um aus allen möglichen Quellen Material herbeizuschaffen, das die behauptete Identität beweisen soll. Gewiß hat nach der Vorstellung der Antike das Urwasser eine kosmische Rolle gespielt, so daß in vielen Überlieferungen beides gleichgesetzt wird. Aber der Verfasser geht denn doch zu weit, wenn er manche Quellen ausdeutet, daß er nun die Erscheinung datieren will. Sie soll um die Zeit der Herbst-Tag- und -Nachtgleiche eingetreten sein und bis Ende Oktober gedauert haben oder bis Anfang November. Nach einem aufrichtigen Bekenntnis zum Pantheismus stellt Stenzel dann eine weitere Gleichung auf: Der Gotteskult habe mit der Sintflut seinen Anfang genommen und der Gott der Sintflut war ein Gestirn. Um nun dieses Gestirn zu ermitteln, werden allerlei Mythen und Sagen und ethymologische Untersuchungen herangezogen, aus denen dann gefolgert wird, der Sintflutgott sei ein Komet gewesen, und zwar einer mit zwei Schweifen. Siehe den indischen Bericht von dem Fisch, der eine Million Meilen lang war und ein ungeheures Horn hatte! Solche Hörner sollen sehr oft erwähnt werden.

Nun soll dieser Komet ermittelt werden, und Stenzel zeigt sich als Anhänger der Präzessionstheorie, die nach Ablauf eines halben platonischen Jahres eine Flut eintreten läßt. Er verwendet aber eine ganz falsche Länge dieses Zeitraumes, indem er dafür 20 928 Jahre ansetzt. So genau läßt sich aber der Betrag überhaupt nicht angeben. Er liegt aber nahe bei 26 000 Jahren, so daß Stenzels Zahlen alle falsch sind, auch seine untere Grenze, nämlich 3986 vor Christo. Durch Heranziehung mancher geschichtlicher Daten kommt er aber auf 3330 und sucht nun einen zu dieser Zahl passenden Kometen. Er betont ausdrücklich, daß der Sintflutkomet selbst mit der Flut in gar keinem kausalen Zusammenhange stehe, sondern nur zufällig zur gleichen Zeit erschienen sei. Indem er nun unter den bekannten Kometen Umlaufshöhe hält, stößt er auf den Besselschen Kometen von 1807, der ein sehr helles Gestirn war und einen doppelten Schweif hatte. Auch erschien er um die gleiche Jahreszeit, in der einst der Flutkomet sichtbar gewesen sein soll. Freilich sind die Beobachtungen des Kometen von 1807 nicht genau genug gewesen, um eine genaue Umlaufszeit abzuleiten. Nach Bessel liegt sie zwischen 2157 und 1404 Jahren. Trotzdem nimmt Stenzel den Besselschen wahrscheinlichsten Wert von 1713 Jahren, bringt den dreifachen Wert, also 5139 Jahre, an 1807 an und erhält so das Datum der Sintflut zu 3332 vor Christo, zur Zeit der Herbst-Tag- und -Nachtgleiche. Aus seiner falschen Präzessionsrechnung heraus erfreut er uns gleichzeitig mit der Ankündigung, daß unsere Nachkommen im Jahre 7132 wieder eine Sintflut erleben werden. Die Tatsache aber, daß jene Flut eben von einem gewaltigen Kometen begleitet war, erklärt es, daß noch heutigen-tags die Kometenfurcht den Menschen in den Gliedern liegt, wie das Jahr 1910 des Halleyschen Kometen gezeigt hat.

Wie man sieht, ist diese ganze Stenzelsche Konstruktion durch und durch verfehlt. Die Identität von Flut und Schöpfung ist durchaus keine allgemein betonte und kann nur aus einigen Berichten ungewöhnlich herausgelesen werden. Die ganze Kometeneinmischung ist nichts als Phantasie und infolgedessen auch die zahlenmäßigen Berechnungen ohne den geringsten Wert. Stenzels Zahl fällt ja noch in historische Zeiten. Es ist sehr zu bedauern, daß eine solche Fülle von Scharffinn und Mühe gänzlich vergebens verwendet worden ist. Auch hat er neuerdings in der von ihm herausgegebenen „Astronomischen Zeitschrift“ in den Jahren 1918 bis 1920 seine Darlegungen zum Teil fast wörtlich als zweite Auflage seines Buches wiederholt. Er hat nicht die Sintflut aus den Berichten heraus erklärt, sondern er hat diese in einen von außen herangebrachten, nicht damit im

Zusammenhange stehenden, Gedanken hineingezwungen. So wird man aber einer solchen Erscheinung nicht gerecht.

(12.) Erklärung von Sanitätsrat Dr. Fischer, Fallingsbostel. Briefliche Mitteilung.

Die Erde besaß zur Tertiärzeit ein gleichmäßig warmes Klima, worin der Mensch ausschließlich von Vegetabilien leben konnte. Am Ausgange der Eiszeiten jedoch, wo ein großer Teil der Menschheit entarten mußte, wird die Erschaffung der weißen Menschen erzählt, Genesis 2, die nach ihrer Ausstoßung aus dem auf vulkanischem und darum wärmerem Boden befindlichen Paradies in kältere Gegend sich in Tierfelle hüllen und nicht nur von Früchten, sondern noch von der Milch und dem Fleisch ihrer Herden nähren mußten.

Die Sintflut, meine ich weiter, ist durch das Eindringen des letzten Eiskometen in unsere Erdatmosphäre zustande gekommen. Denn da die jetzigen Kometen alle leichter als Wasser sind, warum sollten sie nicht früher einmal oder einige Male im kalten Weltraume als zu Eis erstarre Wassercometen die Erdatmosphäre durchschnitten haben können? Ein großer Eiskomet mußte dann, noch ehe er in der äußersten Erdatmosphäre zum Schmelzen kam, anziehend auf die Wassermassen der Erde und deren Grundwasser wirken, wonach wegen der hohen spezifischen Wärme des Eises der Regen nur allmählich und wegen der Erdrotation auf der ganzen Erde sich verbreitete. Eine Bestätigung hierfür sehe ich in den Worten Gen. 6,11, wo schon vor dem Regen alle Quellen der großen Tiefe aufbrechen.

(13.) Die gegenwärtig in einzelnen Auffäßen, in Broschüren und umfangreichen Büchern häufig behandelte Welteislehre, ursprünglich Glazialkosmogonie Hörbigers, wird zwar sowohl von der Astronomie wie von der Geologie und Meteorologie durchweg abgelehnt, da ihre Grundlagen nicht haltbar sind und ihre Folgerungen den Beobachtungen widersprechen, aber ihre häufige Erwähnung und die Tatsache, daß sie sich sehr eingehend mit der Sintflut befaßt, machen es notwendig, auch diesen Erklärungsversuch hier zu besprechen. Die Lehre setzt voraus, was nicht bewiesen werden kann, daß das Wasser in Gestalt von Eis eine bisher unbekannte große Rolle spielt. Die Planeten sollen zum größten Teil aus Wasser und Eis bestehen, so auch unser Mond, der nur in der Mitte einen erdigen Kern besitzen soll. Ferner bedarf die Lehre der Annahme eines der Bewegung der Planeten widerstand leistenden Mediums, das die Körper im Laufe der Zeit in ihrer Bewegung hemmt, so daß ihre Bahnen einschrumpfen. Dies soll auch unsern Mond betreffen und seine Vorgänger, deren die Erde mehrere gehabt haben soll. Als der letzte, der auch zum größten

Teil aus Eis bestand, sich der Erde genügend genähert hatte, bewirkte er hier zunächst eine gewaltige Flutwelle um die Erde herum, dann eine Aufstauung der Wassermassen in der Aquatorgegend, zuletzt ein langsames Herüberströmen von Mondmaterie zur Erde. Als der Mond fast ganz aufgelöst war und so seine Anziehungs Kraft nicht mehr ausreichte, die Wassermassen zu halten, strömten diese nach den Polen ab, und dieser allgemeine Abfluß riesiger Wassermassen war die Sintflut, eine allgemeine und gleichzeitige Flut. Wenn der jetzige Erdmond der Erde hinreichend nahegekommen sein wird, dann wird sich die nächste Sintflut ereignen. Hörbiger stellt die merkwürdige Behauptung auf, daß wir in der Offenbarung Johannis eine Beschreibung einer derartigen Mondauflösung finden.

Es ist jedoch von geologischer Seite, sowohl von Hummel, Umschau 1924, Heft 26, wie von Dacqué darauf hingewiesen worden, daß der geologische Befund auf der Erde mit den Folgerungen dieser Mondauflösung Lehre in direktem Widerspruch steht, sowohl hinsichtlich der Wirkungen der Wasserfluten, wie der Gebirgsanordnung und der Bildung von Sedimenten, Kohle und Salzen. Hummel bezeichnet das Verfahren der Welteismänner als einen unwissenschaftlichen Unfug.

(14.) Vor einigen Jahrzehnten hat Fr. v. Schwarz einen neuen Versuch gemacht, eine ausreichende Erklärung der Sintflut zu geben. Als Astronom der russischen Landesvermessung führte ihn seine Tätigkeit nach Turkestan, wo er sich eine genaue Kenntnis der Boden- gestaltung erwarb und dabei eine Entdeckung machte, die ihn dazu führte, eine neue Erklärung des Sintflutvorganges aufzustellen. Als ihn nämlich seine Vermessungen in die Gegend der Dschungarei, zwischen Alatu und Barlykgebirge, führten, wo durch die Reihe der Seen Ajarnor, Chinor, Alakul bis zum Balchasssee ein Weg aus der Wüste Gobi in die vorgelagerte Tiefebene angezeigt ist, da fand er an dem niedrigen Kaptagaigebirge deutliche Anzeichen einer ehemaligen gewaltigen Wasserströmung, die mit großer Kraft gegen dieses Gebirge geflossen sein mußte. Ganz glatt geriebene Bodenfläche, ausgewaschene Höhlungen, gerundete Felsen ließen keinen Zweifel über die einstige Wirkung des Wassers. Des weiteren fand er in beträchtlicher Höhe an den Gebirgen Wassermarken, die auf die Anwesenheit eines großen Wassers der Vergangenheit schließen ließen. Weitere Untersuchungen über den Grund und Boden der Mongolei, der Wüste Gobi und des Tarhymbeckens, sowie der diese Flächen umgebenden Randgebirge ließen die Annahme als berechtigt erscheinen, daß hier einst ein großes asiatisches Binnenmeer gewesen

sei; etwa 4000 Kilometer lang, 1400 Kilometer breit und 7000 Fuß tief, also an Größe dem Mittelländischen Meer entsprechend, an Tiefe bedeutender. Durch ein Erdbeben war dann an der vorhin angegebenen Stelle der umgebende Wall durchbrochen und das Meer lief mit einer Geschwindigkeit, zehnmal schneller als der Sturmwind, als ein 25 Kilometer breiter, 4000 bis 5000 Fuß tiefer Strom aus, brach sich an dem Kapptagaigebirge, so daß das Aufwärtsfließen erklärt ist, und stürzte dann in die vorgelagerten Ebenen des Balchassees und der ganzen Niederung am Aralsee und dem Kaspiischen Meere. Beide Gewässer flossen über nach dem Schwarzen Meere zu, nördlich vom Kaukasus entlang, dieses brach durch den Bosporus und die Dardanellen durch nach dem Mittelmeer, das die Sahara und Südeuropa überschwemmte, und erst nach dem Durchbruch bei Gibraltar in das Weltmeer trat das Gleichgewicht der Gewässer wieder ein. Wohin diese Wassermassen gelangten, zerstörten sie alles, und nur was von Mensch und Tier auf hohen Gebirgen wohnte, entkam dem Verderben. Andererseits aber verwandelte sich das Klima von Asien gänzlich; aus dem milden Seeklima wurde es binnennäidisches Klima, heiß und trocken im Süden, eisig kalt und trockene Steppe im Norden. Die umwohnenden Völkerschaften wurden also teils vernichtet, teils durch Nahrungsmangel und Wohnungsnot vertrieben. In diesem Zusammenhang sieht v. Schwarz nun die Sintflut und ihre Folgen. Er bemüht sich, den Beweis zu erbringen, daß alle Völker einst rings um dieses Meer herum gewohnt hätten und also ihren Nachkommen Kunde dieses Ereignisses übermitteln konnten, von dem sie so schwer betroffen waren. Völker, die keine Flutsagen haben, wie z. B. seiner Ansicht nach die Ägypter, wären demnach schon zu einer Zeit abgewandert, die vor diesem Ereignis liegt. Die mittelamerikanischen Stämme und die Azteken sollen von den Phöniziern abstammen, die bis dahin gedrungen wären. Diese ganze Darstellung ist aber nichts als eine völlig versfehlte Hypothese, wie leicht zu zeigen ist. Zunächst legt v. Schwarz das Ereignis auf das Jahr 2297 vor Chr., wo nach chinesischen Annalen eine gewaltige Überschwemmung stattgefunden haben soll, die bis zur Höhe der Berge reichte. Aber abgesehen davon, daß die Angaben der Annalen viel zu unbestimmt sind, um ein genaues Bild dieser Überschwemmung zu geben, so ist dieses Datum ganz unmöglich; die Flut muß ganz außerordentlich viel früheren Datums sein, da später gezeigt werden wird, daß sie um 5000 v. Chr. schon in der Überlieferung vor kommt. Aber gesetzt den Fall, das Ereignis läge hinreichend früh und hätte sich zu einer Zeit abgespielt, wo Asien schon ganz bevölkert

war, so ist doch der Beweis nicht erbracht, daß auf die angegebene Art die Kunde davon über den Erdball verbreitet sei. Es heißt durchaus den Tatsachen Gewalt antun, wenn man nachweisen will, daß aller Völker Vorfahren in der angegebenen Weise um jenes mittelasische Meer herum gesessen hätten. Ganz im Gegenteil wird das Problem immer verwirchter, je weiter unsere ethnographischen Kenntnisse gedeihen. Ganz abgesehen davon, daß wir keine Kenntnisse haben, ob die Phönizier eine Flutsage gehabt haben. Bei ihnen ist das um so wunderbarer, als sie doch inmitten einer Kultur lebten, wo diese Überlieferungen Gemeingut waren. Es scheint also, daß eine Beeinflussung durch Nachbarvölker nicht so leicht vorkommt, daß vielmehr jedes Volk sein eigenes Besitztum wahrt. Wenn wir also die Hypothese des Herrn v. Schwarz ablehnen müssen, so geschieht das mit um so größerem Bedauern, als der Verfasser in bewundernswertem Idealismus seine Stelle aufgegeben hat, um unter schwierigen Lebensverhältnissen die nötigen ethnographischen Studien zu machen, die zur Beweisführung und Geltendmachung seiner Idee nötig waren. Denn bei seiner Tätigkeit in den asiatischen Ländern Russlands hatte er weder Zeit noch Hilfsmittel, seiner Entdeckung zur Anerkennung zu verhelfen. Jedenfalls hat aber das Buch des Herrn v. Schwarz das Verdienst, gezeigt zu haben, zu wie großen Mitteln man greifen muß, um eine Erscheinung wie die Sintflut einigermaßen zu erklären, ohne physikalisch Unmögliches zu verlangen.

(15.) Der Erklärungsversuch der Sintflut, den Dacqué in seinem vielbesprochenen Buche gibt: „Urwelt, Sage und Menschheit“, 2. Auflage, München 1924, bei Oldenbourg, steht innerlich dem des Verfassers dieses Buches am nächsten. Er ist ein Feind der Mythentheorie. Auf Seite 37 heißt es ausdrücklich: Die entscheidende Frage ist daher jedesmal, welchen er in Wirklichkeitsgehalt die einzelnen Mythen und Sagen und Kosmogonien haben, und auf welche erdgeschichtlichen Zeiten sie hinweisen; worauf wir dann geschichtliche, naturgeschichtliche Ereignisse und Urzustände der Menschheit und der Landschaften und des Himmels aus ihnen herauslesen können, indem wir sie mit unserm Wissen der Lebens- und Erdgeschichte vergleichen. Weiter auf Seite 61: Mit Klaatsch sehen wir heute das Problem der Herkunft des Menschen so an: Der Tertiärmensch bedarf nicht mehr des Beweises, einerlei, ob wir Artefakte von ihm haben und Skelettfunde, oder nicht; es kann sich nur noch um die Frage handeln, in welcher Phase der Tertiärzeit die Trennung der Menschenaffen vom Menschen einsetzte, und wie alt der gemeinsame Stamm beider ist,

der nach Klaatschs wohlbegründeter Lehre unbedingt in das mesozoische Erdzeitalter zurückreicht. Dacqué erkennt auch die Berechtigung der Erklärung des Verfassers an, indem er ihre klare Beantwortung der Entstehung der Regenkatastrophe hervorhebt. Dies Prinzip der Erklärung erfordere nur die Annahme einer starken Wolkenbildung im Tertiär, wo tatsächlich reicher, auf südlicheres Klima deutender Pflanzenwuchs auf heute polareisbedeckten Flächen nachgewiesen ist; das Ende dieses geologisch vorübergehenden, vielleicht durch größere Sonnenwärme bedingten Zustandes könnte dann gelegentlich eine größere Regenkatastrophe herbeigeführt haben, wie Riem sie konstruiert, die zu einer Art Sintflut Anlaß gab und die der Tertiärmensch miterlebt haben würde. Ob diese Deutung angängig ist, wird die Zukunft lehren, wenn die hier behandelte Frage einer Beziehung der Sagen zu einem vorweltlichen Menschengeschlecht einmal besser fundiert sein wird. Vorläufig scheint mir eine andere Erklärung dem Wesen jenes vorhistorischen Naturvorganges näher zu kommen. (Seite 153 und 154.)

Dacqué verlegt nämlich den Vorgang sehr viel weiter zurück, ans Ende des Mesozoiums oder in den Anfang des Alttertiär, und legt die Wiege der Menschheit in den nur theoretisch vorhandenen Gondwanakontinent, zwischen Afrika und Indien. Dessen Existenz ist mit der Wegenerschen Kontinentalverschiebungshypothese nicht zu vereinigen. Auf Gondwanaland soll nun der noachitische Mensch gelebt haben, bis der Kontinent allmählich zerfiel und überflutet wurde. Dieser Zerfall kann stellenweise flächenhaft und katastrophal erfolgt sein, und stellt dann eben die Sintflut dar. (Seite 173 und 212.)

Das ganze Dacqué'sche Buch erweist sich als ein überaus gedankenreiches Gebäude, das auf ganz neuen Deutungen alter Sagen und Mythen aufgebaut ist, und dabei den Menschen in eine Zeit zurückversetzt, in der er noch kaum nach heutigen Begriffen als Mensch angesehen werden kann, trotzdem aber Mitteilungen aus jenen Zeiten bis in die Gegenwart soll überliefert haben können, was eine allzu starke Forderung sein dürfte. Schlimm ist es, daß Dacqué der Welt-eislehre ein großes Gewicht zusetzt, obwohl sie von Astronomie, Meteorologie und Geologie in gleicher Weise abgelehnt worden ist. Auch ist das Buch so neu, daß erst die wissenschaftliche Erörterung der dort vorgebrachten Gedanken zeigen muß, wieweit die Anwendung der Sagendeutung auf prähistorische Erkenntnis statthaft ist und zu brauchbaren Ergebnissen führt. Ferner ist es stets willkürlich, ob man eine Sage für uralt erklärt oder für durch spätere Zusätze

entstellt, und dadurch entwertet, je nachdem es in die Beweisführung paßt oder nicht.

(16.) Der Verfasser dieses Buches hat in einer fast 20jährigen Beschäftigung mit der Sintflut in verschiedenen Veröffentlichungen folgende Erklärung herausgearbeitet:

In Übereinstimmung mit der physikalisch ähnlichen, wenn auch noch jüngeren Venus besaß die Erde einst, gegen Ende des Tertiär, eine allgemeine, sie ganz umhüllende Wolkendecke, unter der sich das gleichmäßige Klima entwickeln konnte, das uns die Geologie beschreibt. Unter dieser Decke erlebte der Tertiärmensch, an dem kaum noch gezweifelt werden kann, jene Periode seines Daseins, die noch heute als die „Gute alte Zeit“, als „das paradiesische Zeitalter“ in der Erinnerung fortlebt. Als infolge fortgeschrittener Unterkühlung diese dichte Wolkendecke sich in Regen umsetzte, und dieser infolge des gestörten Gleichgewichtes auf einmal auf der ganzen Erde herunterregnete, da war die Sintflut. Nach dem Aufhören dieser Flut entstand eine neue Ordnung der Dinge, die Herrschaft der Sonne mit dem Wechsel der Jahreszeiten trat ein, und das Erscheinen des Regenbogens, der vorher unmöglich war und der erst nach der Flut den Menschen bekannt wurde, schien ihnen ein Wahrzeichen der versöhnten Gottheit. Daher die so häufige Erwähnung des Regenbogens auf der ganzen Erde. Auch die neue Ordnung der Dinge geht aus vielen Berichten klar hervor. Der Gegensatz war um so größer, als nach der gleichmäßigen Wärme der Vorzeit der Wechsel von Warm und Kalt, von Sommer und Winter eintrat, und die Menschen Arbeit leisten mußten, den Wechsel zu extragen. Ferner setzte nun die Eiszeit ein, die das ihrige dazu tat, den Menschen den Unterschied von einst und jetzt recht scharf einzuprägen.

In dem Buche des Verfassers, *Weltentwederen*, ist eingehend im dritten Teil gezeigt, welches die Wirkung der Flut war, wie hoch sie sein konnte und, wie sich in vielen Überlieferungen deutlich zeigt, wie die Menschen den Gegensatz von einst und jetzt empfanden. Auf diese Darlegungen muß verwiesen werden, da sie nicht in den Rahmen dieses Buches gehören. Jedemfalls aber erscheint der Beweis geliefert, daß man mit rein mythologischen Gedankengängen nicht zum Ziele kommt. Die Vielgestaltigkeit der Überlieferungen und ihre unerwartet allgemeine Verbreitung setzen unter allen Umständen voraus, daß einst ein gewaltiges Naturereignis stattgefunden hat, das sich nach den zahlreichen Berichten einigermaßen rekonstruieren läßt. Und es zeigt sich dann, daß die meteorologische Darstellung mit dem Bilde, das die Sagen geben, auffallend

gut übereinstimmt. Dadurch ist die Geschichte von der Sintflut aus dem Bereich der Mythenforschung in das Bereich der Erdgeschichte gerückt worden, sie ist ein Vorgang der Geophysik geworden, dessen Spuren sich noch heute vielfach auf der Erde geologisch nachweisen lassen.

IV.

Statistische Verarbeitung der überlieferten Texte

Es erscheint selbstverständlich, daß ein so umfangreiches Material, wie das im Vorstehenden gebotene es ist, sich nach sehr vielen Gesichtspunkten hin gruppieren läßt, und daß diese Gruppierungen allerlei Aufschlüsse geben werden über den Einfluß von Land, Leuten und Klima auf die Art der Überlieferung. Wenn auch der Geograph und der Ethnologe noch manche besonderen Gesichtspunkte haben werden, so erscheint es doch durchaus angezeigt, wenigstens die naheliegenden Gemeinsamkeiten herauszugreifen und zu zeigen, wie weit sie sich in den gegebenen Berichten nachweisen lassen. Andree gibt bei 88 Nummern sechs Nachweise und 82 Berichte. Hier sind bei 303 Nummern 35 Nachweise und 268 Berichte gegeben, deren Zahl ist also auf das 3,3fache gestiegen.

In diesen 268 Berichten tritt die Flut 77mal einfach als Flut auf, 80mal als Überschwemmung, 3mal als Schneefall, 58mal als Regen, darunter 1mal als ein heißer Pechregen, 5mal als die Folge von Erdbeben, 2mal kommt Blut über die Erde, in Nr. 6 und 126, 1mal wird die Erde durch eine Tränenflut überschwemmt und 16mal kommt der Sintbrand vor, nämlich 7mal einfacher Sintbrand, 8mal Sintbrand und Sintflut nacheinander und 1mal ein Sintbrand mit 2 Fluten verbunden. Das sind im ganzen 242 Fälle. 21mal erscheint der Regenbogen, fast immer unter ausdrücklicher Betonung seiner versöhnenden Kraft.

Schon mein verehrter Lehrer Kirchhoff wies in einer Vorlesung darauf hin, daß die Rettung des Sintflutheros je nach der Art der Wohnsitze der Menschen auf verschiedene Weise stattfinde, durch ein Fahrzeug und durch Flucht auf hohe Berge. Dies tritt deutlich hervor, denn die Rettung durch ein Floß oder Boot findet 72mal statt, Flucht auf einen Berg 42mal, in eine Höhle oder Baumloch 5mal, 2mal werden Menschenopfer dargebracht, 1mal, in Nr. 252,

umwächst ein Rohrdicke die Menschen und 4mal hält sich der in einen Vogel verwandelte Held der Sage am Himmelsgewölbe mit dem Schnabel fest, das sind 126 Angaben. Also in der Mehrzahl der Fälle fehlt eine Angabe darüber. Der Eintritt der Flut wird begründet durch ein Verschulden der Menschen oder eines einzelnen 53mal, durch Rathe eines erzürnten Gottes 22mal, durch Zauberei 3mal, durch die Willkür eines bösen Geistes oder Drachen 2mal; das sind 80 Fälle. Die Dauer der Flut ist außerordentlich verschieden angegeben, von 4 Tagen an bis zu 52 Jahren. Es gibt 21 solcher Zeitangaben. Damit die Menschen auf dem Wasserfahrzeug nicht abtreiben, sondern in der Nähe ihrer Heimat bleiben, wird in 5 Fällen ein langes Seil verwendet, mit dem das Floß an einen Baum verankert wird. 10mal kommt der Gedanke vor, Vogel zur Rundschaft auszusenden, die melden sollen, wie der Stand des Wassers ist. Es werden verwendet Rabe, Taube, Geier, Krähe und Kolibri. In 23 Fällen wird den Menschen die Flut vorher angekündigt, so daß sie sich darauf vorbereiten können. In 3 Fällen wird sogar gesagt, daß in Zukunft noch neue Fluten bevorstehen.

Bei der Bedeutung der Flutsagen in der Mythenforschung ist es von Wichtigkeit, anzugeben, daß in 31 Fällen die Flutsage gleichzeitig ein Schöpfungsmythus ist; es sind das die Berichte 17, 19, 31, 63, 65, 71, 78, 80, 83, 109, 112, 116, 121, 125, 153, 180, 181, 182, 200, 207, 212, 227, 228, 230, 241, 249, 250, 251, 258, 270, 272. In 87, 104, 200, 252 kommen mehrere Fluten vor, in 88 haben wir eine Flutandrohung, in 241 die Ankündigung noch mehrerer weiterer Fluten. Sehr wichtig sind die Nummern 249, 250, 251 und 290, denn hier ist die merkwürdige Darstellung von der Oberwelt und der Unterwelt. Mit der kosmischen Ansicht des Berichtes hängt es zusammen, daß in 209 die Flut dadurch entsteht, daß beim Dachsgraben der Rücken der Schildkröte durchstoßen wird, die die Erde trägt. Da die Schildkröte auf dem Wasser schwimmt, so kommt auf diese Weise das Wasser hoch.

Sehr verschieden ist die Art und Weise, wie die Erde nach der Flut neu bevölkert wird. Nicht immer werden alle Menschen vernichtet, dann regelt sich die Sache von selbst. Meist werden zwei Menschen gerettet, oftmals sind es Geschwister. In Nr. 1, 3, 11, 284 und 287 kommt der Steinwurf vor, aus den geworfenen Steinen entstehen die neuen Menschen. 7mal haben wir einen Mann, der sich mit einem Tier verbindet, 83, 151, 179, 181, 240, 268, 282, oder einem Gegenstand, in 240 macht der Adler den ersten Menschen und dann aus dessen Rippe die Frau. In 83 spaltet der

Geier einen Bambus und macht aus den Teilen Mann und Frau. In 66 verbindet sich die Frau mit dem Feuerbohrer. Einzig dastehend ist 293, die Geschichte, in der die Ausführung einer schwierigen chirurgischen Operation berichtet wird.

In einigen Fällen erfahren wir etwas darüber, daß die Menschen vor der Flut anders waren als nachher. In 201 und 209 waren sie vollkommener, in 40 kaum besser als Affen, in 272 sehr unvollkommen und in 42 hatten sie eine andere Stellung der Augen. In 9 Geschichten waren die früheren Menschen mit Zauberkraft begabte Riesen. Der Wechsel der Sprachen wird in 159 und 193 erwähnt.

Die große Zahl der Indianersagen zeigt als Gemeinsamkeit das Auftreten von Tieren in wichtigen Rollen. Diese bewirken das Eintreten der Flut, und zwar sind es der Rabe, der Walfisch, der Präriewolf oder Coyote, und am wichtigsten der Manabozho, auf Deutsch „das große Kaninchen“. Dies ist die Figur, die jene Völker, wie noch anderswo viele auf der Erde, im Monde sehen. Und hier tritt die Verbindung von Flutmythus und Mondmythus deutlich hervor, die vor allem Kunike in zahlreichen Arbeiten hervorgehoben und nachgewiesen hat. In Südamerika kommt noch der Falke dazu. Ebenso wichtig ist die Rolle, die hier die Tiere spielen bei der Erschaffung des neuen Landes. Dies geschieht durch zauberkräftige Behandlung eines geringen Stückens Erde, zu deren Beschaffung Taucher benutzt werden. Diese Taucher sind die Moschusratte, Otter, Biber, Ente, Tauchervogel und der Königstaucher. In 221 kommt ein Fisch vor. In 220 holt die Taube ein Zweiglein, aus dem die neuen Bäume geschaffen werden. In 249 spielen Dachs und Geier eine wichtige Rolle. In 297 holen Wasserhühner die Erde herbei, die dann der Ibis zum festen Lande vergrößert. In 252 treten Wiesel und Eichhörnchen helfend auf, um einen Baum zum schnelleren Wachstum zu bringen, auf den sich der Held der Erzählung geflüchtet hat.

Diese Statistik ist bei der keineswegs geringen Zahl von 268 Berichten freilich ausreichend, zu zeigen, wie ungemein vielseitig sich die Überlieferung von der großen Flut im Laufe der Zeit gestaltet hat, doch ist immerhin zu hoffen, daß bei einer wesentlichen Vermehrung des Materials noch weitere charakteristische Züge hinzukommen werden.

V.

Allgemeine Literatur über die Sintflut

- R. Andree, *Die Flutsagen*. Braunschweig 1891, Bieweg & Sohn.
G. Gerlach, *Der Mythus von der Sintflut*. Bonn 1912, Marcus & Weber.
Der Verfasser hat fortlaufend seine Arbeiten an folgenden Stellen veröffentlicht: *Neue Christoterpe* für 1905, S. 181—202, *Ein Vorgang aus der Erdgeschichte, in den Sintflutberichten der Völker*. Die Sintflut, eine ethnographisch-naturwissenschaftliche Untersuchung. Stuttgart 1906, Niemann (vergriffen). *Weltentwerden, eine Kosmogonie*. Letzte Auflage 1925, Rauhes Haus, Hamburg. Darin ist der dritte Teil der Sintflut gewidmet.
Böll, *Die Sintflutsage*. Zwei Teile im 6. Bd. des Archivs für Religionswissenschaft von Th. Achelis. Tübingen 1903.
Diezel, *Die Sintflut und die Flutsagen des Altertums*. Berlin 1871 bei Lüderitz.
Edgar Dacqué, *Urwelt, Sage und Menschheit*. München 1924 bei Oldenbourg.
R. Henning, *Das Sintflutproblem*. Umschau 1907, Nr. 29.
A. Stenzel, *Weltschöpfung, Sintflut und Gott*. Braunschweig 1894, Bauert & Rocco.
A. Stenzel, *Dasselbe in seiner „Astronomischen Zeitschrift“* 1918, 3 bis 1920, 5. Wo im Text Stenzel gesagt wird, ist immer das Buch gemeint.
Zur Welteislehre. Hanns Fischer, *Weltwenden*. Leipzig 1925, Voigtländer.
Fr. v. Schwarz, *Sintflut und Völkerwanderungen*. Stuttgart 1894.
W. Wundt, *Völkerpsychologie*, Bd. 6, S. 290 ff redet von Sintflut und Sintbrand.
E. Suess, *Antlitz der Erde*, Bd. 1, S. 25—98.
H. Kuhnle, *Indische Götter, erläutert durch nichtindische Mythen*. Anthropos. Wien 1917/18.
— — Nordamerikanische Mondsagen, Internat. Archiv für Ethnographie. Leiden, Bd. I, 1920, Bd. II in Vorbereitung.
-

Quellenangaben zu den Texten

- 1) Andree, S. 39—42 nach den Quellen: O. Bödder, *Die Sintflutsagen des Altertums nach ihrem Verhältnis zur biblischen Sintflutgeschichte*. Jahrbücher für deutsche Theologie, 1870, II, 337. L. Diezel, *Die Sintflut und die Flutsagen des Altertums*. Berlin 1876, 20. Ovid, *Metamorph.* I, B. 381—383. Suess, *Antlitz der Erde* I, 85. Plutarch, *De Sollert. Animal.* §. 13. *De Dea Syr.* 12 u. 13. J. Lenormant, *Origines de l'histoire d'après la bible* I, 419. Mehr bei Lenormant a. a. O. I, 439.
- 2) Stenzel, S. 104—105.
- 3) 4) 5) Ussener, *Sintflutsagen*, S. 33, 38 und 15. Bonn 1899 bei Fr. Cohen.

- 6) Andree, S. 43 nach Simrock. Deutsche Mythologie 6, 19.
 8) Stenzel, S. 116.
 10) Andree, S. 44 nach Edwin Davies British mythology, 95 Grimm, D. M. 3. Ausg., 546.
 11) Andree, S. 44 nach Dzieje starozytne narodu litewskiego przez Th. Narbutta, Wilno 1835, I, 2. Nach Grimm, D. M. 3, 545.
 12) Stenzel, S. 116.
 13) Stenzel, S. 97—98.
 14) Andree, S. 15—17 nach M. Müller, Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Leipzig 1884, 112.
 15) Andree, S. 19 nach Franz Bopp, Die Sündflut nebst drei anderen der wichtigsten Episoden des Mahabharata. Berlin 1829.
 16) Andree, S. 20.
 17) Andree, S. 25 nach v. Hügel, Kaschmir, II, 16.
 18) 19) Stenzel, S. 101—102 und 102—103.
 20) Andree, S. 13—15 nach Fr. Spiegel, Genesis und Awesta im „Aussland“ 1868, 656.
 21) Andree, S. 21—23 nach H. v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Hamburg 1890, 267.
 23) Andree, S. 1—2.
 24) Gerland, S. 20—21 nach Lucianus, De dea Syria, Kap. 12.
 26) Stenzel, Astronom. Zeitschrift 1918, S. 130—131.
 27) Stenzel, Astronom. Zeitschrift 1918, S. 131—132.
 28) Stenzel, S. 127.
 29) Stenzel, S. 116.
 30) A. Herrmann, Globus, Bd. 63, S. 333—336.
 31) Gerland, S. 78—79.
 32) A. Herrmann, Globus, Bd. 63, S. 338.
 33) Joehl, The Koryak, Leiden und Neuhort, 1905, S. 26—27.
 34) 35) A. Herrmann, Globus, Bd. 63, S. 336—338.
 36) Andree, S. 45—46 nach J. Lenormant, Origines de l'histoie d'après la Bible I, 455.
 37) Gerland, S. 83—84.
 38) Gerland, S. 79—80.
 39) Andree, S. 34—35 nach Stellers Beschreibung von Kantschata. Frankfurt und Leipzig 1774, 273. Dass die den Kantschadalen benachbarten Ainu die Flutsgage nicht besitzen, hebt Chamberlain ausdrücklich hervor. (D. Brauns in Beckenstedts Zeitschrift für Volkskunde I, 250).
 40) Andree, S. 24 nach S. Turners Gesandtschaftsreise an den Hof des Tschoo Lama. Deutsch. Hamburg 1801, 259.
 41) Andree, S. 25 nach Hooker, Himaljan Journals. Leipzig s. a. 65.
 42) Journal of the anthropological Institute of Great Britain and Ireland, S. 105, Bd. XXXIII, London 1903.
 43) Der ostasiatische Lloyd, vom 29. Juli 1910, S. 119.
 45) The Chinese Recorder, 1914 September, S. 563—566. American Presbyterian Mission Press. 18 Peking road, Shanghai, China.
 46) nach mündlichen Überlieferungen erzählt von Richard Wilhelm in den Chinesischen Volksmärchen, Nr. 10, Jena 1921 bei Diederichs.
 47) Verschiedenen chinesischen Quellen nachzählt von Richard Wilhelm in den Chinesischen Volksmärchen, Nr. 23, Jena 1921 bei Diederichs.
 48) 49) Stenzel, S. 120—121.
 50) Andree, S. 38 nach Sacred books III, 34. Übersetzung von James Legge im dritten Bande von Max Müllers Sacred books of the East. Oxford 1879.
 52) 53) Andree, S. 25—26 nach Nottrott, Die Goßnersche Mission unter den Kohls. Halle 1874, 59.
 54) Andree, S. 27 nach Man im Journ. Anthropol. Inst. XII, 166.

- 55) Gerland, S. 73—74 nach Man, On the Aboriginal inhabitants of the Andaman Islands. London 1883, S. 96.
- 56) Gerland, S. 73 nach J. A. de Roepstorff, A Dictionary of the Nancowsky dialect of the Nicobarese Language, Räkutta 1884, S. 234
- 57) S. Rink, Die nikobarischen Inseln, S. 177.
- 58) Gerland, S. 73.
- 59) Andree, S. 28 nach F. Mason, Nachrichten von Ko Thah-Bhu, dem ersten Karenen-Befehlten. Aus dem Englischen². Leipzig 1875, 136.
- 60) Gerland, S. 77.
- 61) 62) Andree, S. 28 nach Bastian in Zeitschr. für Erdkunde zu Berlin I, 35 und 42 (1866).
- 63) Gerland, S. 76.
- 64) 65) Andree, S. 29—30 nach J. Cameron, Our tropical possessions in Malayan India. London 1865, 112.
- 66) Andree, S. 32—33 nach J. Verham, A Sea-Dyak tradition of the Deluge. In Journal of the Strait's Branche of the R. Asiatic Soc. Nr. 6, Dezember 1880, 289.
- 67) Gerland, S. 64.
- 68) Gerland, S. 63.
- 70) Andree, S. 31 nach N. Graafland, De Minahassa. Rotterdam 1867, I, 144. Diese Notiz verdanke ich Herrn C. M. Bleyle in Amsterdam.
- 72) Gerland, S. 61—62.
- 73) Gerland, S. 60—61.
- 74) Gerland, S. 76.
- 75) Gerland, S. 63.
- 77) Gerland, S. 63.
- 78) Gerland, S. 65.
- 79) Gerland, S. 63.
- 80) Gerland, S. 65—66.
- 81) Gerland, S. 68—69.
- 82) Gerland, S. 65.
- 83) Andree, S. 33—34 nach F. Jagor, Reisen in den Philippinen 238.
- 84) Nach Langloh Parker nachzählt von Paul Hambruch in den Südseemärchen, Nr. 11. Jena 1921 bei Diederichs.
- 85) Gerland, S. 39.
- 86) Andree, S. 55 nach Transact. Ethnolog. Soc. New Series III, 234.
- 87) Gerland, S. 39 und Andree, S. 56 nach Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878, I, 477.
- 88) Gerland, S. 38.
- 89) Gerland, S. 40.
- 90) Gerland, S. 38.
- 91) v. Reichenstein, Urgeschichte der Ehe. Stuttgart, Franck, 1908. Aus Globus 88, 1905, S. 139.
- 92) Andree, S. 60 nach J. Kubary bei Bastian, Allerlei aus Volks- und Menschenkunde. Berlin 1888, I, 54.
- 93) Andree, S. 62—63 nach Semper, Die Palau-Inseln, S. 196.
- 94) Gerland, S. 43—44.
- 95) Bette, Natur und Gesetz, S. 257. Bielefeld 1897.
- 96) 97) 98) Annie Ker, Papuan Fairy Tales. London 1910. S. 31, 52—57, 147—149.
- 99) Gerland, S. 41—42.
- 100) Andree, S. 57 nach Chalmers and Gill, Work and Adventure in New Guinea London 1885, 164.
- 101) Andree, S. 59—60 nach S. Hale in United States Exploring Expedition under Command of Ch. Wilkes. Ethnography. Philadelphia 1846, 55. Siehe auch Wilkes, Voyage round the World. New York 1851, 386.

- 102) Gefürzte Erzählungen des Häuptlings Talaiai tupon von Naian. Nach Lorimer Fijon nacherzählt von Paul Hambruch in den Südseemärchen Nr. 31. Jena 1921 bei Diederichs.
- 103) Andree, S. 58 nach Th. Williams, Fiji and the Fijians. London 1858, I, 252.
- 104) 105) 106) Gerland, S. 53—54.
- 107) Nach George Grey nacherzählt von Paul Hambruch in den Südseemärchen Nr. 71. Jena 1921 bei Diederichs.
- 108) Gerland, S. 54.
- 109) Gerland, S. 48.
- 110) Gerland, S. 49.
- 111) Gerland, S. 48.
- 112) W. v. Bülow, Intern. Archiv für Ethnographie, XI, S. 80, 1898.
- 113) Gerland, S. 48.
- 114) Andree, S. 66 nach G. Turner, Nineteen years in Polynesia, 249.
- 115) Gerland, S. 56.
- 116) 117) Gerland, S. 48, 51.
- 119) Gerland, S. 51—52.
- 120) Stenzel, S. 113—114 und Gerland, S. 51—52.
- 121) Gerland, S. 52—53.
- 122) Andree, S. 66 nach L. Palmer in Proceedings of the literary and philosophical Society of Liverpool. Vol. XXXI, 271 (1877).
- 123) A. Bastian, Die heilige Sage der Polynesier. Leipzig 1881, S. 154.
- 124) Gerland, S. 50.
- 125) Chamisso, Reise um die Welt, Bd. 2, S. 411.
- 126) Sueß, Antlitz der Erde, S. 84.
- 127) Stenzel, S. 127.
- 128) Ussener, Flutsgagen, S. 260. Bonn 1899, Fr. Cohen.
- 129) Gerland, S. 30—31.
- 130) M. Merker, Die Masai. Berlin 1904, Reimer.
- 131) Aus Leo Frobenius' Volksmärchen der Kabylen, S. 98—102. Jena 1921 bei Diederichs.
- 132) 133) Gerland, S. 34.
- 134) Andree, S. 51 nach Wilson, Western Africa. London 1906, S. 229.
- 135) 136) 137) Gerland, S. 38, 33—34.
- 138) Andree, S. 50 nach Petermanns Ergänzungsheft, X, 120.
- 139) Andree, S. 52 nach Merenstky, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. Berlin 1875, 124.
- 140) Andree, S. 49—50 nach D. Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Leipzig 1858, I, 366.
- 141) Freie, Die Herero. Bertelsmann, Gütersloh, 1906.
- 142) Andree, S. 53, Missionar H. Brinke, Globus L, 248.
- 143) Andree, S. 52 nach Josephat Hahn in Zeitschr. d. Ges. für Erdkunde zu Berlin IV, 232 (1869).
- 144) Paul Söck, Eskimomärchen Nr. 7, Flutlegende von St. Michael-Aljaska. Berlin 1921 bei Axel Jünker.
- 145) Gerland, S. 84.
- 146) Paul Söck, Eskimomärchen, S. 8. Berlin 1921 bei Axel Jünker. Aus F. Boas, The Central Eskimo, 6. Report of the Bureau of American Ethnology, S. 637. Washington 1888.
- 147) Andree, S. 70 nach Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas. Leipzig 1884, 252.
- 148) Manzen, Eskimoleben. Berlin 1903. G. H. Meyer. S. 229.
- 149) Nach A. Ribbeck, The Coast Indians of Southern Alaska and Northern British Columbia. Report of the U. S. National Museum. Washington 1888, S. 379.
- 150) Gerland, S. 89.

- 151) 152) 153) Nach John R. Swanton, *Tlingit Myths and Tales*. Smithsonian Institution Bureau of American Ethnology. Washington 1909. S. 16, 18 und S. 120—121.
- 154) Andree, S. 68—69 nach *Life with the Eskimos*. London 1864. Petitot, *Vocabulaire français-esquimau, dialecte des Tchiglit*. Paris 1876, XXXIV. Derselbe, *Congrès internationale des Américanistes*. Nancy 1875, I, 336.
- 155) 156) Nach John R. Swanton, *Haida texts and Myths*. Smithsonian Institute, Bureau of American Ethnology. Washington 1905. S. 142 und 319—320.
- 157) Gerland, S. 91.
- 158) 159) Verkürzt nach Franz Boas, *Tsimshian Texts*. Publications of the American Ethnological Society III. Leyden 1912. S. 243—253.
- 160) Gerland, S. 90.
- 162) Nach Teit, *Folk Lore of Salishan und Sahaptin Tribes*. Memoirs of the American Folk Lore Society, Bd. 11, S. 13. Lancaster und Neuynorf 1917. Dieselbe Geschichte findet sich mit unwesentlichen Änderungen bei I Teit, *Traditions of the Thompson River Indians of British Columbia*. Boston und Neuynorf 1898, S. 20.
- 163) Nach Teit, *Folk Lore of Salishan and Sahaptin Tribes*. Memoirs of the American Folk Lore Society, Bd. 11, S. 13. Lancaster und Neuynorf 1917.
- 164) Andree, S. 90 nach M. Gells, *Traditions of the Deluge among the Tribes of the North West*. American Antiquarian I, 70 (1878).
- 165) Nach Franz Boas in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 23, 1891, S. 633.
- 166) Petitot, *Tradition Indiennes*, S. 34. Paris 1886.
- 167) *Journal of American Folk Lore*, Bd. 28, S. 250.
- 168) 169) Andree, S. 84 nach Petitot, *Monographie des Dénè Dindjie*. Paris 1876. S. 89 und S. 75.
- 170) Petitot, *Traditions Indiennes*. Paris 1886.
- 171) 172) Petitot, S. 146—149, 287, 319.
- 173) Stenzel, S. 117.
- 174) Petitot, *Traditions Indiennes*, S. 317.
- 175) Andree, S. 82 nach Petitot, *Monogr. d. D. D.*, S. 74.
- 176) Petitot, *Traditions Indiennes*, S. 473—475.
- 179) Andree, S. 88 nach Catlin, *Indianer Noramerikas*. Deutsch von Berghaus, 288. Smithsonian Report 1885, Part II, 251.
- 180) G. Catlin, *Illustrations of the manners, customs, conditions of the North American Indians*. London 1876, Bd. 2, S. 127.
- 181) Gerland, S. 86.
- 182) Verkürzt erzählt nach Mary Alicia Owen, *Folk Lore of the Musquakie Indians of North America*, S. 35—38. London 1904.
- 183) Catfish, The Klamath Indians of S. W. Oregon. Washington 1890.
- 186) 187) Andree, S. 90, 89.
- 188) Andree, S. 91—92 nach J. G. Swan, *The Indians of Cape Flattery*. Washington 1869, 57.
- 189) Gerland, S. 93.
- 190) Livingston Farrand, *Shasta and Athapasca Myths*. Oregon, S. 210. *Journal of American Folk Lore*, Bd. XXVIII.
- 191) Andree, S. 71—74 nach *Historical and Mythological Traditions of the Algonquins*; with a translation of the "wolum-olum" or bark record of the Linni-Lenape. Paper read before the New York Historical Society.
- 192) 193) Aus Dorsey und Kroeger, *Traditions of the Arapaho*, University of California. Chicago 1903, Nr. 5 und 6.

- 194) G. A. Dorsey, Traditions of the Aricara. Publications of the Carnegie Institution, Field Columbian Museum. Washington 1904. Seite 12—13.
- 196) Nach G. A. Dorsey, Traditions of the Caddo. Publ. of the Carnegie Institution. Field Columbian Museum. Washington 1905. S. 18—19.
- 197) J. D. Dorsey, The Cegiha Language. Contributions to North American Ethnology, Bd. VI, S. 248 und 253. Washington 1890.
- 198) Andree, S. 85 nach H. Schoolcraft, Notes on the Iroquois. Albany 1847, 358.
- 200) 201) G. A. Dorsey, The Cheyenne. Field Columbian Museum. Anthropological Series, Bd. IX. Chicago 1905, S. 36 und 38—39.
- 202) Aus David J. Bushnell, Myths of the Louisiana Choctaws. American Anthropologist. New Series Vol 12, S. 528—530.
- 206) Verkürzt nachherzählt nach Kroeber, Gros Ventre Myths and Tales. Anthropological Papers of the American Museum of natural history, I. Neuhoef 1908, S. 59—61.
- 207) Nach H. Hale, Huron Folk Lore. Journal of Amer. Folk Lore. 1888, S. 180, Boston und Neuhoef.
- 209) R. Knorz, Mythologie und Zivilisation der nordamerikanischen Indianer, S. 22. Leipzig 1882.
- 210) Andree, S. 86—88 nach Wied, Reise in Nordamerika II, 159. Catlin, Indianer Nordamerikas. Deutsch von Berghaus. Brüssel 1851, 117 ff. Das große Originalwerk Catlins und seine Abbildungen sind durch die Reproduktionen im Smithsonian Report 1885, Part II, allgemein zugängig geworden. Tafel 91 darin zeigt uns ein Mandanendorf mit dem fassförmigen Big Canoe inmitten des Dorfplatzes. Vgl. ferner George Catlin, O-kee-pee, a religious ceremony and other customs of the Mandans. London 1866.
- 212) Gerland, S. 97—98.
- 213) Andree, S. 75—79 nach Kohl, Kitsh-Gami II, 220. J. G. Kohl, Kitsh-Gami I, 321 ff. Vgl. Schoolcraft, The Indian in his wigwam. Neuhoef 1848, 204.
- 214) Ch. G. Leland, The Algonquin Legends, S. 110. London 1884.
- 215) 216) Nach G. A. Dorsey, The Pawnee Mythology. Publ. of the Carnegie Institution of Washington. 1906, S. 134 und 296.
- 217) Nach G. A. Dorsey, Traditions of the Skidi Pawnee. Boston und Neuhoef 1904.
- 218) J. D. Dorsey, The Cegiha language. Contributions to North American Ethnology, Bd. VI, S. 66, Washington 1890.
- 219) R. Knorz, Mythologie und Zivilisation der nordamerikanischen Indianer, S. 24. Leipzig 1882.
- 220) Nach William Jones, Episodes in the Culture Hero Myth of the Sauks and Foxes. Journal of the American Folk Lore, S. 234. 1901. Boston und Neuhoef.
- 221) Andree, S. 80 nach Knorz, Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Jena 1871, 231.
- 222) J. Spencer, Shawnee Folk Lore. Journal of American Folk Lore, Bd. 85. 1909, S. 319.
- 223) Stenzel, S. 117.
- 224) Nach George A. Dorsey, The Mythology of the Wichita, S. 290—297. Field Columbian Museum. Washington 1904.
- 225) 226) Nach Roland B. Dixon, The Chimarico Indians and language. University of California Publications in American Archeology and Ethnology, Bd. 5 Nr. 5. Berkeley 1910, S. 304 und 341—346.

- 227) 228) Verkürzt nacherzählt nach Pliny Earle Goddard, Kato Texts. University of California Publications in American Archeology and Ethnology, Bd. 5, Nr. 3. 1909, Berkeley, S. 184—191, 183.
- 229) University of California Publications in American Archeology and Ethnology. Berkeley 1908—1910, S. 157.
- 230) R. B. Dixon, Maidu Myths. Bulletin of the American Museum of natural history, Bd. 17, Teil 2. Neuhof 1902, S. 39—41.
- 232) Nach Powers, Tribes of California. Washington 1877, S. 290.
- 233—236) Aus C. S. Merriam, The Dawn of the World. Cleveland 1910, S. 21, 145—146, 157, 203—204.
- 237) Rroeber, A Mission of the Californian Indians. University of California Publications, in American Archeology and Ethnology. Berkeley 1908—1910, S. 24.
- 240) Nach J. A. Mason, The Ethnology of the Salinan Indians, S. 190. Univ. of California in American Archeology and Ethnology. Berkeley 1912.
- 241) Nach Mason, The Language of the Salinan Indians. American Archeology and Ethnology, Bd. 14, Nr. 1, S. 82. Univ. of California Publ. in American Archeology and Ethnology. Berkeley 1918.
- 242) R. Knorр, Mythologie und Zivilisation der nordamerikanischen Indianer, S. 21. Leipzig 1882.
- 243) Andree, S. 96 nach Contributions to North American Ethnology III, 200.
- 244) Andree, S. 93 nach Bancroft, Native Races of the Pacific States III, 89.
- 245) Nach Jeremias Curtin, Creations Myths of primitive America, S. 3. Boston 1903.
- 246) Nach Lewellyn Lound, Ethnography and Archeology of the Wiyot Territory, S. 282. University of California Publ. in American Archeology and Ethnology. Berkeley 1918.
- 247) Aus Edward Sapir, Yana Texts, S. 31. Univ. of California in American Archeology and Ethnology. Berkeley 1919.
- 249) Nach Frank Russell, Myths of the Jicarilla Apaches. Journal of the American Folk Lore. 1898, S. 253. Boston und Neuhof.
- 250) Nacherzählt nach James Mooney, "The Jicarilla Genesis". The American Anthropologist, Bd. XI, Nr. 7, S. 197—200. Washington 1898.
- 251—254) Aus Washington Matthews, Navaho Legends. Boston und Neuhof 1897, Memoirs of the American Folk-Lore Society, Bd. V, S. 64, 74—76, 77.
- 255) Lowe, The Northern Shoshone. Anthropological Papers of the American Museum of natural history, II, 2, S. 247. Neuhof 1909.
- 256) R. Knorр, Mythologie und Zivilisation der nordamerikanischen Indianer, S. 22. Leipzig 1882.
- 257) Andree, S. 97 nach Bancroft, Native Races of the Pacific States III, S. 76.
- 258) Verkürzt nacherzählt aus John Peabody Harrington, A Yuma account of origins. Journal of American Folk Lore, Bd. 83. 1908. S. 328—347.
- 259) 260) 261) Nach H. R. Both, The Traditions of the Hopi. Field Columbian Museum. Anthropological Series, Bd. VIII. Chicago 1905, S. 10, 25, 52—53.
- 262) Nach Stevenson, 5 Annual Report of the Bureau of Ethnology 1883/84. Washington 1887, S. 539.
- 264) M. C. Stevenson, The Zuni Indians, S. 61. 23 Annual Report

- of the Bureau of American Ethnology for the secretary of the Smithsonian Institution. Washington 1904.
- 265) Andree, S. 103 nach A. v. Humboldt, *Sites des Cordillères et monuments des peuples indigènes*. Paris 1869, 338 bis 419.
- 266) Andree, S. 104 nach Pedro de los Rios, ein Dominikaner, schrieb 1566 den erklärenden Kommentar zu einem einheimischen Bilderkodex, der jetzt im Vatikan aufbewahrt wird. A. v. Humboldt *Sites des Cordillères et monuments etc.* Paris 1869, 116.
- 267) Andree, S. 106 nach *Historia de los reynos de Culhuacan y Mexico, en lengua nahuatl*, autor anonimo, enteramente de la mano de don Fernando de Alva (Ixtlilxochitl). Cette histoire, composée en 1563 et en 1579, par un écrivain de Quauhtitlan et non par Fernando de Alba . . . remonte, année par année, au moins jusqu'à l'an 751 de J. C. Brasseur de Bourbourg. *Histoire des nations civilisées du Mexique*. Paris 1857, I, p. LXXXVIII. Das auf die Flut bezügliche Stück ist im Appendix, S. 425, im Nahuatl mit französischer Übersetzung wiedergegeben; danach unser deutscher Auszug.
- 268) J. A. Mason, *Tales of the Tepanecos*. J. of American Folk Lore. 27, S. 206. 1914.
- 269) Andree, S. 103.
- 270) Andree, S. 108 nach Gregorio Garcia, *Origen de los Indios*. Madrid 1729, 327. Bancroft, *Native Races of the Pacific States* III, 64 ff. u. V, 192.
- 271) 272) Gerland, S. 101—103, 103—104.
- 273) Jesse Walter Fewkes, *The Aborigines of Porto Rico*. 24 Annual Report of American Ethnology. Washington 1907, S. 73.
- 274) Betteg, *Natur und Gesetz*, S. 256. Bielefeld 1897.
- 275) Gerland, S. 106.
- 276) Gerland, S. 106.
- 277) Stenzel, S. 117.
- 278) Andree, S. 113—115 nach Piedrahita, *Historia general del Nuevo Reyno de Granada* 17. A. v. Humboldt, *Sites de Cordillères et monuments des peuples indigènes*. Paris 1869, 42.
- 279) Gerland, S. 107.
- 280) Betteg, *Natur und Gesetz*, S. 257. Bielefeld 1897.
- 281) Andree, S. 115—116.
- 282) Andree, S. 116 nach Brasseur de Bourbourg in Landa, *Relacion XXX*. Nach Bancroft, *Native Races of the Pacific States* V, 15.
- 283) Gerland, S. 109.
- 284) Andree, S. 121 nach Richard Schomburgk, *Reisen in Britisch Guiana* II, 319—320.
- 285) Andree, S. 120 nach W. H. Brett, *The Indian Tribes of Guiana*, S. 399. London 1868.
- 286) Andree, S. 118—120 nach W. H. Brett, *The Indian Tribes of Guiana*. London 1868, 378 bis 384.
- 287) Andree, S. 122 nach Humboldt, *Ansichten der Natur* I, 240. Richard Schomburgk a. a. D. II, 320.
- 288) Diese Erzählung findet sich in zwei sehr ähnlichen Fassungen nach den Erzählungen eines Arefuna Indianers und eines Taulipang Indianers als Nr. 1 und 2 in Theodor Koch-Grünberg. *Vom Roraima zum Orinoco*. Berlin 1916 bei Reimer.
- 289) Aus Falb, *Kritische Tage, Sintflut und Eiszeit*. Wien 1895. S. 80—81.
- 290) Gerland, S. 110.
- 291) Andree, S. 122 nach Ausgabe von Klüpfel. Stuttgart 1859, 184.
- 292) Andree, S. 123 nach Simam de Vasconcellos, *Noticias curiosas de Brasil* 52. Nach Prinz Wied, *Brasilien* II, 59.

- 293) Nach Capistrano de Abreu nacherzählt von Th. Koch, Grünberg, in den Indianermärchen aus Südamerika, Nr. 84. Jena 1920 bei Diederichs.
- 294) G e r l a n d, S. 110.
- 295) Minuendaju-Uncel, Curt, Sagen der Tembe-Indianer. Zeitschr. für Ethnologie 1915. Nach Th. Koch-Grünberg, Indianermärchen Nr. 63. Jena 1920 bei Diederichs.
- 296) Aus Telemaco Borba, wiedergegeben in Th. Koch-Grünberg, Indianermärchen, Nr. 77. Jena 1920 bei Diederichs.
- 297) Nach Telemaco Borba nacherzählt von Th. Koch-Grünberg, Indianermärchen aus Südamerika, Nr. 78. Jena 1920 bei Diederichs.
- 298) A n d r e e, 123—124 nach Die Yuracarés-Indianer. In der Zeitschrift "Das Westland". Bremen 1852, I, 125.
- 299) A n d r e e, S. 117 nach Molina, Eroberung von Chili. Leipzig 1791, 76.
- 300) A n d r e e, S. 123 nach Prinz Wied, Brasilien II, 59.
- 301) Nach Erland Nordenstöld nacherzählt von Th. Koch-Grünberg, Indianermärchen aus Südamerika, Nr. 99. Jena 1920 bei Diederichs.
- 302) Nach Erland Nordenstöld nacherzählt von Th. Koch-Grünberg, Indianermärchen aus Südamerika, Nr. 105. Jena 1920 bei Diederichs.
- 303) Ehrenreich. Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 37, Supplementband, S. 28—31 und Anhang. Berlin 1905.

Während der Drucklegung des Werkes sind mir noch eine Anzahl von Quellen bekannt geworden, die nicht mehr verwendet werden konnten.

- A. Th. Preuß, Flutmythen der Uitoto und ihre Erklärung. Eduard Seler-Zeitschrift. Stuttgart, Strecker & Schröder.
- Charençay, Le Folklore dans les deux mondes. Paris 1894. Betrifft die Méломèses-Indianer (Menomini). S. 28.
- S. Clair, Shoshone and Comanche Tales, Journal of American Folk Lore 1909, S. 272, 273.
- H. Parker, Village Folk Tales of Ceylon. London 1910, Bd. I, S. 47 ff.
- H. Ling Roth, The Natives of Sarawak and Brit. North Borneo. London 1896, Bd. I, S. 300—302.
- Stevenson, The Sia. Annual Report Bureau of Ethnology 1894.
- J. A. T. Schwarzs, Tontemboansche Texten. Leiden 1907, S. 352 ff., 388 Nr. 116.
- C. M. Plehwe, Bataksche Vertellingen. Utrecht 1894, S. 52 ff., 56 ff.
- Maori Religion, New Zealand Bull 10, Section 1, by Elsdon Best. Dominion Museum Wellington NZ. 1924.
- W. C. Farabee, The central Caribs. The University Museum. Univ. of Pennsylvania, Anthropol. Publ. Bd. 10, Philadelphia, Univ. Museum 1924.
- R. G. Enthoven. The Folklore of Bombay. Oxford und London 1924.
- S. S. Dornan, Pygmies and Bushmen of the Kalahari. London 1925.
- G. Dumoutier, Les chants et traditions populaires des Annamites. Paris 1890, S. 182.
- Hewitt, Iroquoian Cosmology. Annual Report Bureau of Ethnology. Washington 1903.

- Mooney, Myths of the Cherokee. Annual Report Bureau of Ethnology. Washington 1900.
- Schilling, Die Catiós-Indianer. Lateinamerika 1925, Maiheft.
- Flutfrage der Taulipang. — Th. Koch, Grünberg, Vom Roraima zum Orinoco. Stuttgart 1923.
- Masudi, Moruch I, 74. [F. G. Bobiles, Leyendas Moriscas. Madrid 1885, Bd. I, S. 24.]
- Neff, Pima and Papago Legends; Journal American. Folk Lore 1912, S. 52.

Namen- und Sachregister

A

Aal 62, 67.
Acawoio 152.
Adler 87, 99, 131, 132, 134, 140.
Ägypten 77.
Alaska 84.
Alsfuren 59.
Algonkin 103, 115.
Ammian 77.
Andamanesen 53, 54.
Andree 164, 166, 181.
Angel 49, 72, 75, 76.
Angola 81.
Annam 55.
Antillen 149.
Apachen 135.
Arabien 34.
Arapaho 104, 105.
Ararat 27, 28.
Araukaner 158.
Arawaken 151.
Aре 157.
Aricara 106.
Armenien 14, 26, 29, 31.
Aschanti 80.
Aschiwi 143.
Aschochimi 133.
Athapasca 102.
Atschagua 149.
Australien 61, 62.
Azteken 168.

B

Babylon 20—25, 26.
Banar 55.
Bapedi 80.
Basken 35.
Bafuto 80.
Batak 58.
Bella Coola 91.
Benna 59.
Berojtos 25, 30.
Biber 94, 97, 113, 136.
Bikol 60.
Bilchula 91.
Binna 56.
Birma 55.

Bijayer 61.
Blackfoot 106.
Blumentritt 60.
Böklen 163, 181.
Bogota 149.
Borneo 56, 57.
Botokuden 148.
Brit. Columbia 84.
Brugsch 77, 78.
Bundehesch 18.
Burung 63.

C

Caddo 106.
Cegiha 107.
Celebes 57.
Ceram 59.
Chaldaea 25.
Chane 159.
Changrai 55.
Chemakum 102.
Cherokee 107, 108.
Chehenne 108.
Chimarico 125.
Chinesen 39, 40, 41.
Chippewayans 97.
Choktan 99, 109—111.
Clallam 101.
Cowitschin 93.
Coyote 91, 102, 103, 125, 129, 130, 131, 133, 134, 139, 140, 141.
Cree 98.
Creek 111.
Cundinamarca 149.

D

Dachs 135, 139.
Dacqué 163, 164, 167, 172, 175, 176, 181.
Dahome 80.
Dajak 56.
Delaware 100, 111.
Deukalion 10, 26.
Dilolosee 81.
Dindjie-Tinneh 93.
Distel 165, 181.
Donnergott 40.
Drache 18, 48, 51.

E

Ebbe und Flut 51.
Eber 16.
Edda 12.
Eichhörnchen 137.
Ellice-Inseln 73.
Ente 85, 97, 98, 105, 131, 132, 156.
Eskimo 83, 84.

F

Falke 155.
Fanti 80.
Feuerbohrer 57.
Fidschi-Inseln 69, 70.
Fisch 15, 16, 17, 19, 51, 63.
Fischer Dr. 172.
Fischer, H. 181.
Fliege 31.
Fog 111, 121.
Frosch 62, 125, 134, 160.
Frühlingspunkt 167, 168, 169.
Fuchs 97, 104.

G

Gavi 67.
Geier 61, 135, 146.
Gerland 8, 162.
Germanen 14.
Gesellschafts-Inseln 74.
Gilgamesch-Epos 20—25, 164.
Goldküste 80.
Gondwanaland 176.
Griechen 7—13.
Gros Ventre 111.
Guayana 151.
Guinea 80.

H

Habicht 61.
Haida 88, 89.
Hasenfell-Indianer 93—96.
Hawaii 76.
Hebriden 65.
Henning 168, 181.
Herero 81.

Hopi 142.
Hörbiger 172.
Huichol 147.
Humboldt, A. v. 153.
Hummel 172.
Hund, Hündin 55, 107,
125, 146, 147.
Hundsruppen-Indianer
96, 97.
Huronen 112.

J

Jalisko 145.
Jap 63.
Japan 49.
Jau-dze 40.
Java 59.
Jeitstufz-Neger 80.
Jicarilla 135, 136.
Indien 15—18.
Josephus 29.
Jroksen 113.
Jälmnen 39.
Juden 27—30.
Juracare 158

K

Kabadi 68.
Kabylen 79.
Kagani 85.
Katingang 156.
Kalifornien 125.
Kambodja 55.
Kame 156.
Kamtschadalen 39.
Kaninchen 100, 180.
Karaha 155.
Kariben 95.
Karen 55.
Karolinen 64.
Kashinua 155.
Kashmir 18.
Kathlamet 91.
Kato 126.
Kaze 33, 59.
Kauetcin 93.
Kauyrukree 156.
Ket-Inseln 60.
Ketten 14.
Kitsche 148.
Klaatsch 175.
Klamath 101.
Knitisko 98.
Kohl 53.
Komet 170, 171, 172.
Kornak 33.
Krabbe 43, 53, 54, 58.
Krähe, siehe Rabe.

Krebs 155.
Kröte 113, 156.
Kuba 149.
Kunike 7, 8, 49, 180.
Kürbis 41.
Kurnai 63.
Kuruton 156, 157.
Kvillehute 102.

L

Lappen 32.
Lepticha 39.
Leuchner 40.
Littauer 14.
Livingstone 81.
Lolo 39
Loon siehe Taucher-
vogel.
Loucheur 93.
Löwe 33.
Louiseno 127.
Lummi 101.

M

Magnaren 35.
Maidu 127, 129.
Maja 148.
Maipure 152, 154.
Makah 102.
Makuschi 151.
Mandan 113, 114.
Manitu 99, 100, 121.
Manochiki 74.
Mantra 56.
Maori 71, 75.
Marketas 76.
Masai 78.
Masaya 154.
Maus 31, 33, 57, 97.
Menaboschu 104, 115.
Menomini 115.
Menschenopfer 143.
Mewan 129.
Mexiko 144.
Miao 44.
Michoacan 146.
Milankovitsch 169.
Minahassa 58.
Minnitarri 115.
Missions-Indianer 131.
Minok 131.
Mirketen 146.
Mond Balu 61.
Mondmythus 163, 164.
Montagnais 97.
Moschusratte 94, 97, 98,
101, 113, 116, 121.

Mojetene 158.
Mojo 45.
Mundari 53.
Murring 63.
Musquakie 99.
Munseas 149.

N

Nama-Hottentotten 82.
Na-shi 45.
Narrinheri 63.
Navaho 137—140.
Neger 80.
Neuguinea 68.
Neuseeland 71.
Nias 58.
Nikobaren 54.
Nifir 24.
Nosu 44.
Numangkake 114.
Nunamanga 73.

O

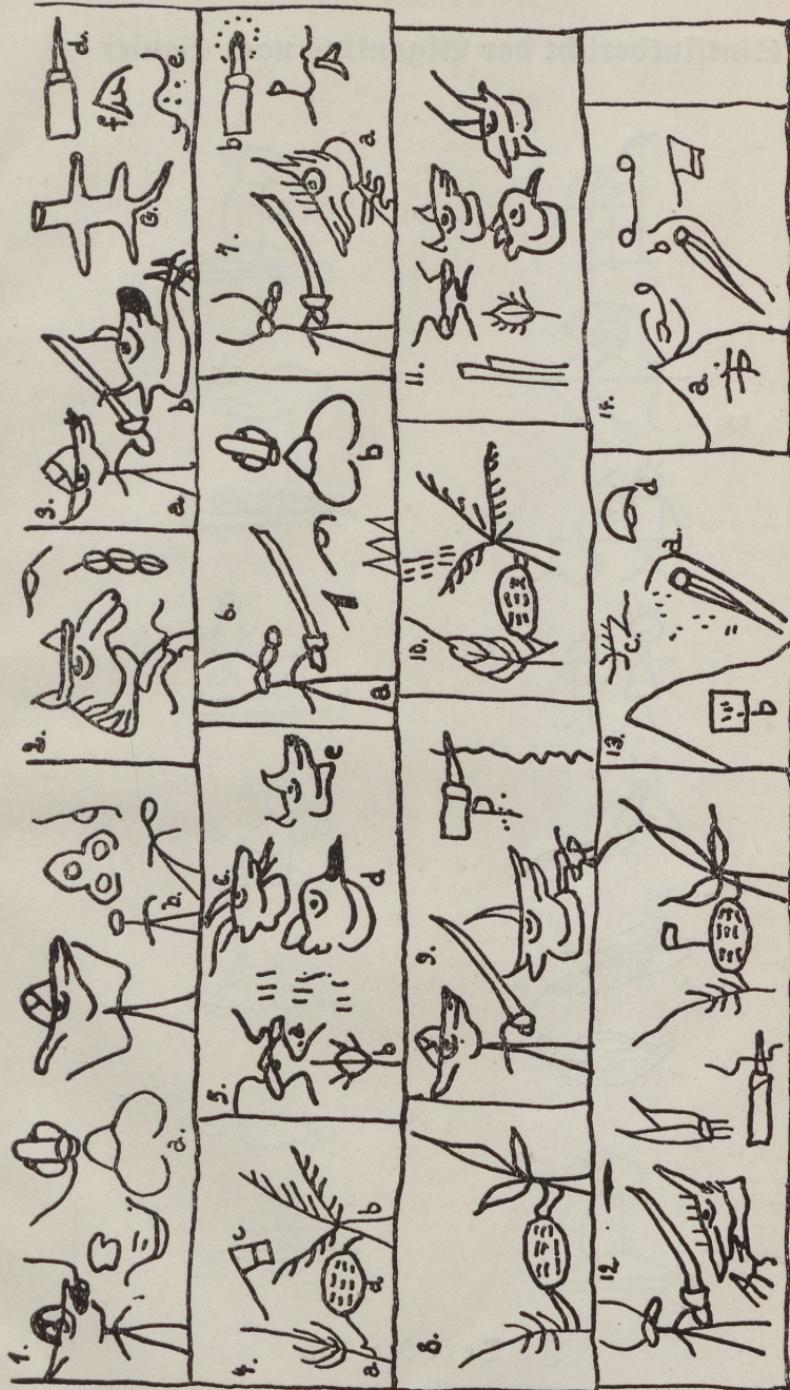
Oberwelt 58, 60, 87, 89,
126, 135, 136, 137,
139, 154.
Ognges 10.
Ötibwä 115.
Oklahoma 104.
Orang Benua 59.
Oregon 101.
Orinoko 153.
Östjaken 38.
Ot Danom 57.
Otter 97, 125.
O Wahu 76.

P

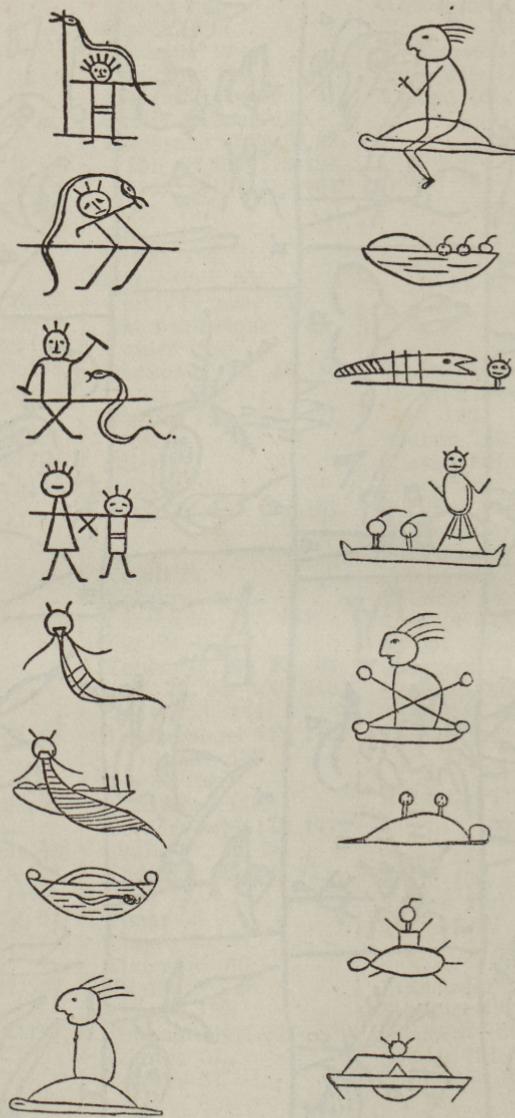
Balau 64, 65.
Papago 140.
Papua 66—68.
Pasmaquoddy 117.
Baumotu 75.
Pawnee 118.
Pelikan 62.
Perse 18, 19.
Peru 149—151.
Pferd 19.
Philippinen 60.
Phönizier 175.
Bima 140.
Pintados 60.
Platon 168.
Polynesien 72.
Pomo 131.
Ponka 120.
Portoriko 148.

- Powaka 143.
 Praezession 168, 169, 171.
 Pueblo 143.
 Punallop 92.
- Q**
- Quitsche 121.
- R**
- Rabe (Krähe) 24, 29, 31, 85, 87, 88, 92, 94, 97, 110, 111, 120, 136.
 Ratatea 74.
 Ratte 63, 151.
 Rebhuhn 100.
 Regenbogen 15, 24, 28, 32, 48, 53, 54, 60, 72, 73, 74, 79, 80, 88, 112, 140, 150, 151, 159, 163, 166, 177.
 Regenpfeifer 95.
 Riem 168, 176, 177, 181.
 Riesen 37, 63, 64, 106, 118, 119, 128, 134, 154.
 Rohrdickicht 138.
 Rohrdommel 95.
 Rotti 58.
 Russen 15, 34.
- S**
- Sabimba 60.
 Salina 131.
 Samoa 73.
 Sandwichinseln 65, 66.
 Saulteig 98.
 Saur 121, 122.
 Schiffbau 22, 31, 32, 35, 38.
 Schildkröte 16, 43, 48, 99, 104, 105, 111, 113, 115, 120, 124, 127.
 Schlange 31, 33, 53, 57, 59, 66, 68, 69, 100, 115, 117.
 Schneesturm 38, 97, 107.
 Schwalbe 24.
 Schwarz, Fr. v. 173-175, 181.
 Seeadler 59, 60.
- Seeschlange 15, 142, 143.
 Selsch 92.
 Shan 56.
 Shasta 102.
 Shasti 102.
 Shawnee 122.
 Shoshone 140.
 Siebenbürgen 19.
 Sierra Miwok 131.
 Sintbrand 13, 33, 34, 99, 101, 107, 112, 118, 121, 129, 134, 141, 151, 158, 167.
 Sioux 122.
 Sirius 168.
 Skeenafluss 90.
 Skidi Pawnee 119.
 Sklavenindianer 97.
 Squier 103.
 Steinwurf 10, 13, 15, 151, 153.
 Stenzel 168, 170, 171, 181.
 Stier 19.
 Stikine 85.
 Sueß 164, 165, 168, 181.
- T**
- Tahiti 74.
 Takelma 101.
 Tamanaco 152, 154.
 Tao-ssse 48.
 Taube 11, 24, 29, 31, 69, 75, 97, 102, 110, 114, 121, 144.
 Tauchervogel 111, 113, 116, 131, 139.
 Tembe 155.
 Tepanecos 145.
 Tertiärmensch 175, 177.
 Teufel 31, 32, 38.
 Thompon Riever 91.
 Tibet 39.
 Timor 58.
 Timneh 93, 97.
 Tintenfisch 85.
 Tlinkit 85-88.
 Tolowa 132.
 Tongaarchipel 72.
 Toradja 57.
 Tringus 57.
- Tschiglit 88.
 Tschuktschen 37.
 Tsimshian 89.
 Tuleyome 129.
 Tupi 155, 157.
 Tupinamba 154.
 Turkestan 173.
 Twana 101.
- U**
- Uraon 53.
 Usener 181.
- V**
- Victoria 62.
 Vögel 25, 59, 63, 156.
 Vogt 40, 46.
 Bisayan, s. Bisayer.
- W**
- Wales 14.
 Walfisch 15, 53, 54, 95, 98, 126.
 Wappo 133.
 Washo 133.
 Watjaneger 80.
 Weltära 167.
 Welteislehre 172-173.
 Wichita 123.
 Wiesel 125, 137.
 Winkler 58.
 Wintun 133.
 Wiñot 134.
 Wogulen 33, 37.
 Wolf 99, 115.
 Wotjaken 32.
 Wundt 181.
- X**
- Xisuthros 11, 25, 26.
- Y**
- Yana 134.
 Yuchi 135.
 Yukon 99.
 Yuma 141.
- Z**
- Zendavesta 18, 19.
 Zigeuner 19.
 Zimmern 164.
 Zöckler 181.
 Zuñi 143.

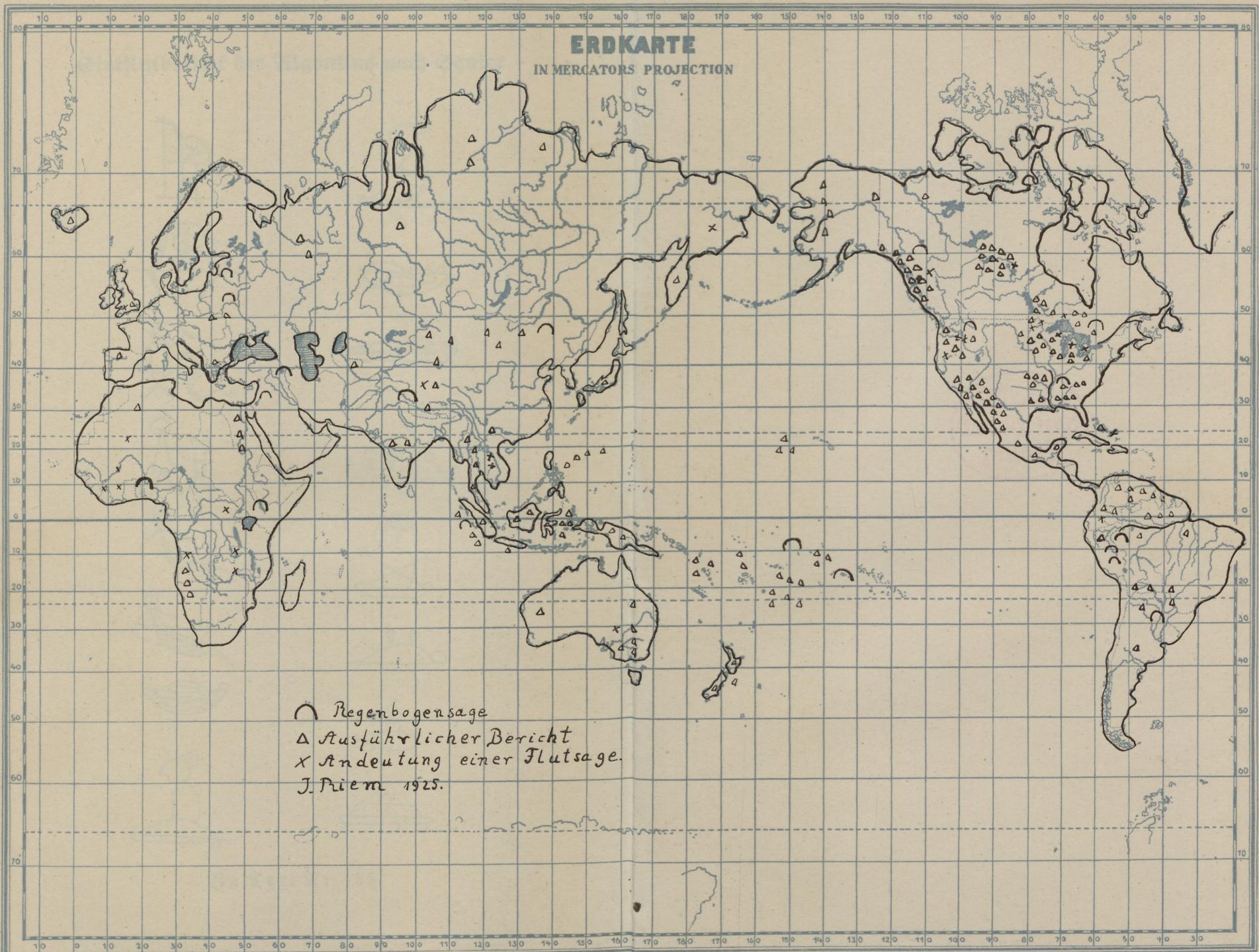




Sintflutbericht der Algonkins nach Squier

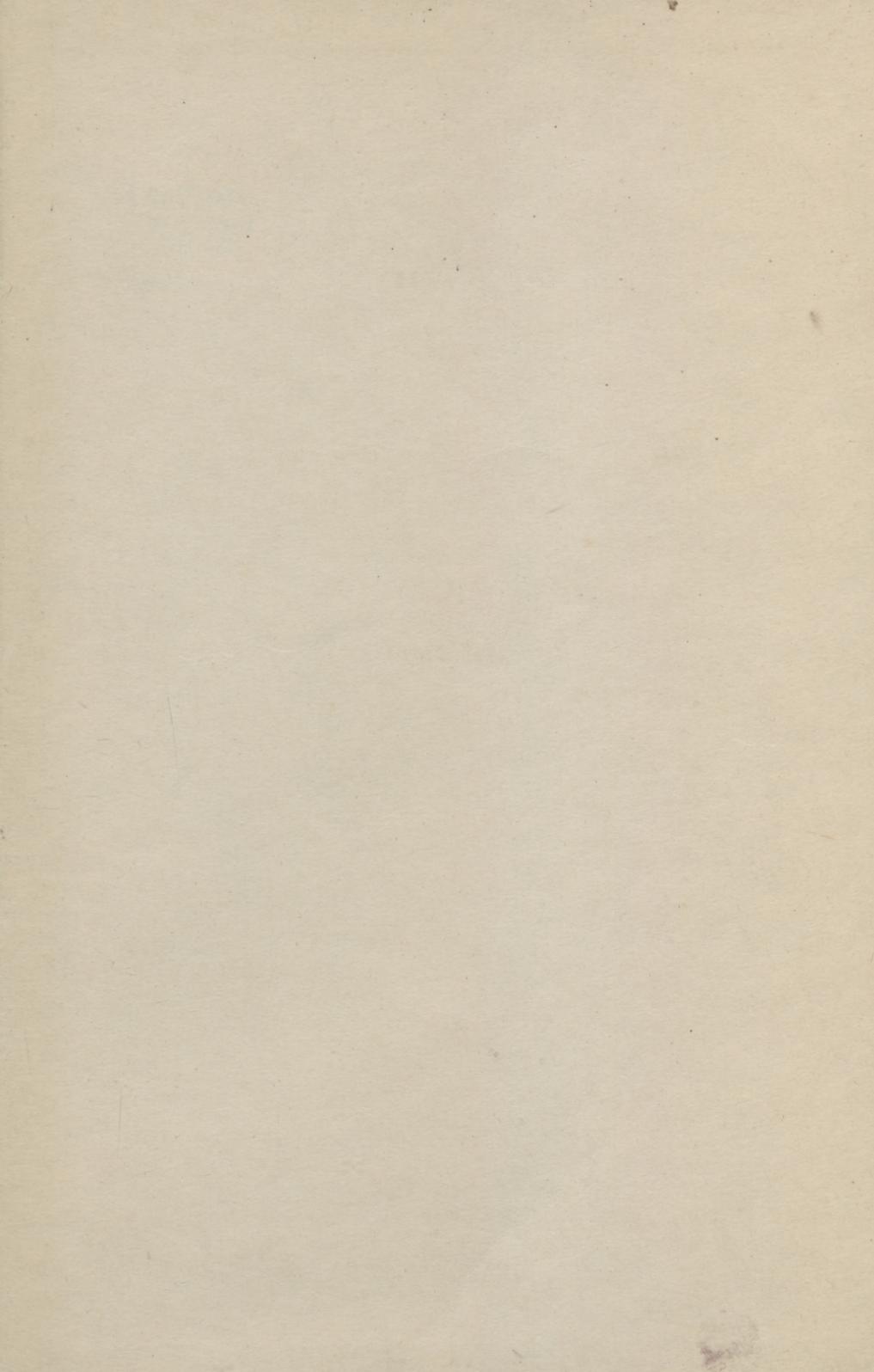


Zu Text Nr. 185



109 601





ROTANOX
oczyszczanie
VIII 2011

KD.14922
nr inw. 18881